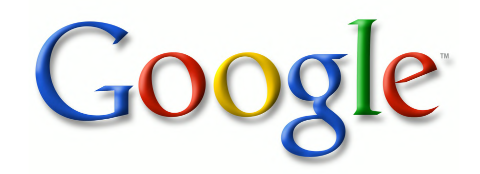
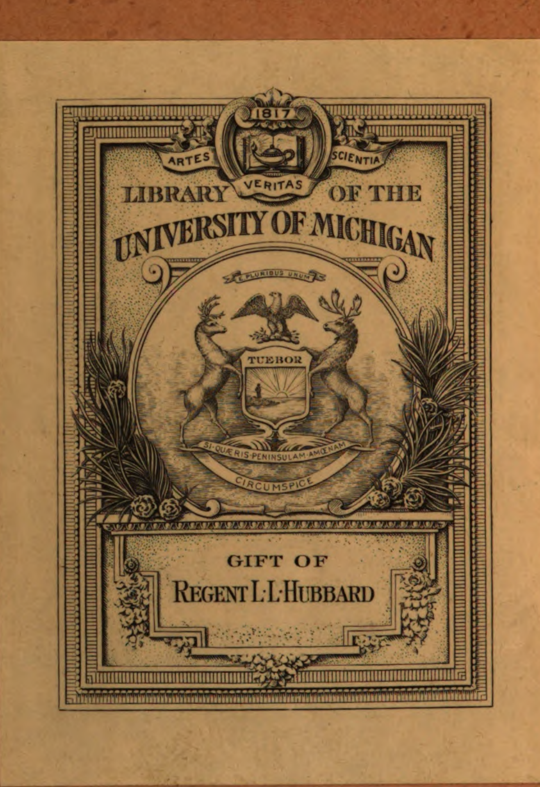



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE
GIFT OF
REGENT L·L·HUBBARD

Der

Ausgewiesene.

Zweite,

am 9. März 1848 befreite Ausgabe.

Erster Band.

Leipzig.

Verlag von Otto Wigand.

1848.



Vorwort.

Der Ausgewiesene an den Herausgeber.

Laut unserer Verabredung habe ich das Vergnügen, Ihnen meine Abenteuer in Amerika zuzusenden, mit der Bitte, dieselben der Oeffentlichkeit zu übergeben. Manches ist darin enthalten, worüber ich selbst erröthen muß. Da ich aber der Meinung bin, daß eine offene Bekennung meiner eignen Fehler Vielen von Nutzen werden mag, so will ich aus diesem Grunde frei sein. — Meinen Namen jedoch bitte ich zu verschweigen; auch sind Sie nicht berechtigt, die Ursachen meiner Ausweisung kund zu thun.

Neu-Orleans im Februar 1846.

Der Ausgewiesene.

Der Herausgeber an den Leser.

Man ersieht aus obigen Zeilen des Ausgewiesenen, daß ich nicht ermächtigt bin, die Ursache der Ausweisung meines Freundes dem Leser mitzutheilen, so gern ich ihn auch in diesem Punkte befriedigen möchte. Man frage indessen Dronke, Seidenstücker und hundert Andere, und wer ein Bischen Phantasie besitzt, kann sich die Antwort selber geben. Auch von dem Namen des Ausgewiesenen soll ich den Schleier nicht heben, aus Gründen, die ich nicht kenne. Um ihm aber manche Demüthigung zu ersparen, will ich statt seiner den Erzähler machen und ohne Weiteres in mediam rem stürzend anfangen.

I.

Es war an einem kalten Novembertage, als der Ausgewiesene in New-York ankam. Er besaß außer zwei Pfund Sterling an baarem Gelde einen Accreditif zum Betrage von siebenzig Dollars, auf Herrn J. D. K....... in Broadstreet, nebst einer guten Garderobe. Allein Empfehlungen, die ihm zu Erlangung einer seinen Fähigkeiten entsprechenden Stelle hätten dienlich sein können, hatte er nicht vorzuzeigen. Schwer drückte ihn noch die Erinnerung erlittener Unbilden, Unterdrückung und langwieriger Gefangenschaft, die er in seinem Vaterlande hatte erdulden müssen, blos weil er frei gesprochen hatte, weil er dem Drange seines Herzens Folge geleistet, weil er offen und frei die Rechte des Volkes vertreten hatte.

Kaum ist es jetzt noch nöthig hinzuzufügen, daß er ein Deutscher war; denn in welchem andern civilisirten Lande verweist man ehrbare Männer aus solchen Gründen? — „Fort mit dem Demagogen!“ ertönt das Machtwort. Und aus den Armen seiner Eltern, seiner Kinder, seiner Verwandten und Freunde wird der Unglückliche gerissen, um seine Tage im fernen Welttheile zu vertrauern, ohne daß eine einzige Hand desselben Volkes, für dessen Wohl er sich aufgeopfert hat, sich erhebt, um das Opfer der Gewalt zu schützen!

„Schon wieder ein Ausgewiesener mehr!“ Das waren die Schlußworte einer Posse im Puppentheater bei Fuchs unter den Linden zu Berlin, der ich kurz nach der Ausweisung der beiden badischen Deputirten aus der preußischen Residenz beiwohnte. Dergleichen schlechte Witze nebst einigen noch schlechtern in der Preußischen Allgemeinen, ein mechanisches Greifen nach der großen Schwanenfeder von Seiten der Censoren war Alles, was darauf erfolgte. — Schäme dich Deutschland! Was helfen dir deine Gelehrten, deine Künstler, was hilft dir dein der Verwitterung naher Adel — der übrigens seit Jahren nur noch eine physische Existenz geführt hat — wenn

du, ein Bube mit langem Barte, dir deine Grütze in kleinen Dosen von deinen unzähligen Köchen einlöffeln lassen mußt, und nicht ohne Erlaubniß deiner Ammen dein Kinderröckchen ablegen darfst? —

Wüthend ballte der Heimathlose seine Fäuste, als er verlassen auf dem Werfte am Ufer stand. Seine Betrachtungen waren trübseliger Natur; doch wurde er bald durch einen Anblick, der sein Herz mit Wonne und Hoffnung erfüllte, aus seinen melancholischen Träumereien gerissen. Man feierte grade in New-York den Jahrestag einer über die Engländer erfochtenen Schlacht. Tausende von Bürgern waren in den Straßen, Gassen und öffentlichen Plätzen versammelt, mit Büchsen, Flinten und Musketen bewaffnet, um sich von ihren selbst gewählten Anführern mustern zu lassen. An Reihen und geregelte Glieder war bei dem Haufen wenig zu denken, vielmehr herrschte die größte Unordnung unter demselben. Die Officiere waren oft mit den Gemeinen und Korporälen vermengt, und mußten sich zuweilen durch Bitten und Drängen Raum machen, um zu ihren Plätzen zu gelangen, die ihnen selbst nicht mehr bekannt waren. Die nächstliegenden Wirthshäuser waren gefüllt mit diesen grotesken

Soldaten, und wenn ein Capitaine oder Lieutnant hineintrat, um die Abwesenden herbeizuholen, so wurde ihm von seinen eignen Leuten so zugetrunken, daß er selbst oft von seinen höhern Officieren geholt werden mußte. Viele der Stabsofficiere waren nur mit einem Sporen bewaffnet und saßen in solch unmilitärischer Haltung auf ihren Gäulen, daß der Ausgewiesene sich oft eines Lächelns nicht erwehren konnte. Diese Berittenen gaben sich viele Mühe, etwas Ordnung in den Haufen zu bringen, was ihnen auch nach langem Mahnen und Bitten gelang, ohne daß man auch nur ein einziges wie Befehl klingendes Wort von ihnen hörte oder daß man einen einzigen Gensd'armes oder Polizeidiener ihren Bitten Nachdruck zu geben bemüht gesehen hätte. Als nun endlich die Wirthshäuser ziemlich geleert waren und die Bürger eine schlangenförmige Front gebildet hatten, wurden die Namen verlesen, und da ergab es sich denn, daß einige fünf- oder sechshundert fehlten, wovon nur einige Wenige es für gut befunden hatten, sich entschuldigen zu lassen. Dann hielt der Anführer eine lange Rede, worin er den Hergang der Schlacht, deren Jahrestag heute gefeiert werde, berichtete; er verweilte in derselben

besonders lange bei den Vortheilen, welche die Bürger der Ver. Staaten über die Unterthanen anderer Länder genießen. Man brachte ein Lebehoch für die Freiheit und für die Constitution aus und zerstreute sich dann.

„Hurrah for the Constitution.“ Die Worte klingen herrlich, nur Schade, daß wir das Wort „Constitution“ nicht ins Deutsche übersetzen können; denn die Verfassungen unserer süddeutschen Staaten können wir doch sicher nicht constitutionelle nennen; denn dann wäre es schlecht und unvollständig übersetzt. Wahrhaftig, wenn ein Pferd lachen könnte, so würde es aus Verzweiflung lachen, wenn es die Antwort des Präsidenten von der badischen Kammer auf die trefflichen Reden des Herrn Welcker und Anderer gehört hätte, die ungefähr so lautete wie: „Meine Herren, schonen Sie ihre Lungen, alles Reden hilft Nichts, wir thun doch, was wir wollen.“ Aber der geduldigste Esel schlägt zuletzt hinten und vorne aus, wenn er zu schwer bepackt wird, und wirft seine Bürde von sich, sei sie auch noch so fest auf seinen Rücken geschnallt. — So dachte der Ausgewiesene und es wurde ihm leichter ums Herz. Gewiß, sprach er zu sich selber, würden

die Fahnenjunker unserer christlich-germanischen Monarchie über den grotesken Aufzug dieser Bürgersoldaten lachen. — Aber lacht nur ihr in Corsette gezwängte Officierpüppchen, es wird eine Zeit kommen, wo eure Corsette euch selbst den Athem zum Davonlaufen beengen werden — sie werden bersten und eure Unmännlichkeit der Menschheit enthüllen. Jene Bürgersoldaten ohne Uniform sind die Söhne derer, die einst siegreiche Schlachten erfochten haben, ohne Sold und ohne Aussicht auf Ehrenmedaillen; sie sind die besten und die einzigen treuen Stützen einer Regierung; wenn auch schlechte Soldaten, doch gute Krieger. —

Der Ausgewiesene fragte, nachdem der Platz und die Gassen ziemlich leer geworden waren, einen der an ihm vorübereilenden Bürger, ob er ihm wohl ein gutes Gasthaus bezeichnen könne. Der Angeredete schaute den Fremden eine Zeitlang forschend an.

„Freund“, sprach er, „nach Eurer Kleidung zu urtheilen, müßtet Ihr in Broadway, in einem der großen Hotels, logiren, wo es 2½ Dollar per Tag kostet.“

„Ich ziehe es vor, mich mit einem bescheidenen Domicile zu begnügen“, antwortete ihm der Andere.

„Gut, so folgt mir dahin, wo ich selber wohne, es kostet nur 6 Dollar per Woche; dafür habt Ihr Bett, Kost u. s. w., vielleicht eben so gut, wie in den theuern Gasthäusern."

Ohne sich lange zu besinnen, folgte der Ausgewiesene seinem freundlichen Führer, der ihn bald in das Speisezimmer eines ganz anständigen Boardinghauses, an der Ecke von Broadway und Canalstreet gelegen, brachte. Es war mittlerweile Abend geworden, als der Führer den Fremden der Eigenthümerin des Etablissements (Mistress French) vorstellte, und die im Zimmer versammelten Gäste waren eben im Begriff sich an die Tafel zu setzen, um das Abendessen einzunehmen. Der Tisch war mit Schüsseln, welche mit Beafsteaks, Wurst und kalten Speisen gefüllt waren, bepflanzt, und auf dem Nebentische stand Kaffee und Thee. Die Damen hatten bereits ihre Plätze eingenommen, als die Wirthin durch Klingeln den Anfang des Mahls bezeichnete. Einige der Männer legten nun ihre Cigarren bei Seite, andere nahmen mit dem Daumen und Zeigefinger große Stücke Kautabak aus ihrem Munde, warfen dieselben in den Heerd und setzten sich dann zu Tische. Daß diese Procedur aber keineswegs

geeignet war, den Appetit des Fremden zu verschärfen, kann man sich denken. — Er saß neben seinem freundlichen Führer, und ihm gegenüber erblickte er zwei Mädchen, Schwestern von 18 bis 20 Jahren, die ihren Lebensunterhalt durch Verfertigung von Damenputz verdienten. Ihre Eltern hatten sie schon längst durch den Tod verloren und sie selbst waren der Obhut der Wirthin übergeben worden. Neben diesen recht hübschen Waisen saß eine Wittwe, die sich ebenfalls von Putzmachen ernährte, nebst ihrem erwachsenen Sohne, mit welchem sie, zum großen Verdruß der Frau Wirthin, aus übertriebener Sparsamkeit auf einem und demselben Zimmer zu schlafen pflegte. Dieser Sohn war Commis in einem Colonialwaarengeschäfte. An der andern Seite der zwei jungen Damen befand sich die Gattin eines jungen Canadiers, eines Setzers in der Druckerei des „Courrier français" beschäftigt. Diese war eine junge Frau von lockendem Aussehn; allein ihr Gemahl war so eifersüchtig, daß sie immer auf heißen Kohlen zu sitzen wähnte, wenn einer der Männer Worte mit ihr wechselte. Er pflegte sie jeden Morgen vor seinem Weggehen nach der Druckerei in dem Zimmer, welches sie bewohnten, zu verschließen.

Sie befand sich zur Zeit, wo der Ausgewiesene sie sah, in gesegneten Umständen, und dieser Zustand verlieh dem liebenswürdigen Weibe eine stolze Ruhe, mit welcher sie im Bewußtsein ihrer Unschuld und Würde auf den ungegründeten Verdacht ihres Ehemannes blickte. Neben der schon genannten Wittwe saß eine veterane Schauspielerin, und ihr zur Seite ein ältlicher Mann, ein Orgelbauer, und der Vater des jungen Mannes, der den Ausgewiesenen hierher geführt hatte. Der übrige Theil der Gesellschaft bestand aus einigen Statisten und Statistinnen des National-Theaters und andern Personen, deren Beschäftigung wir nicht kennen. Daß der Ausgewiesene von allen Seiten mit Fragen bestürmt wurde, als man vernommen hatte, er sei eben von Europa eingetroffen, kann man sich denken. Er befriedigte, so gut er vermöge seiner geringen Kenntniß der englischen Sprache vermochte, die Neugierde der Gentlemen und Ladies und nahm sich dann selber die Freiheit, einige Nachforschungen anzustellen: in welcher Weise er wohl Beschäftigung finden könnte und an wen er sich zu wenden habe u. s. w., denn er berechnete richtig, daß ihm die Summe von 70 Dollars, die er auf sein Accreditif in Empfang nehmen konnte,

nicht lange vorhalten würde. Der alte Orgelbauer, ein leutseliger Mann, ließ sich sehr weitläufig mit ihm ein.

„Ich würde jedem Fremden, der grade keinen bestimmten Erwerbszweig hat, zurathen, sein mitgebrachtes Geld in Ländereien zu stecken und Landmann zu werden, oder sich auf den Handel zu legen. Ich meine mit letzterem keine Speculationsgeschäfte, sondern eine kleine Krämerei, was man bei uns Pedling nennt. Leider habe ich bemerkt, daß die meisten Einwanderer ihre Saiten zu hoch gespannt haben. Sie wollen in den großen Städten leben; stecken ihre Capitalien in Geschäfte, denen sie vielleicht erst nach jahrelanger Erfahrung vorzustehen fähig wären; verlieren in den meisten Fällen ihr Geld, und wenn sie dann zu dem letzten Alternative „dem Ackerbau“ übergehen wollen, so ist es zu spät, indem ihnen die Mittel fehlen, Land, Werkzeug, Vieh u. dergl. sich zu verschaffen. Davon rühren denn auch die vielen Klagen her, die man so häufig von Einwanderern hört; nicht weil unser Land ihnen gerechte Ursache dazu gegeben, sondern weil ihre eignen Erwartungen sie getäuscht haben. — Ich selbst kam vor circa 30 Jahren von Cork in den Ver.

Staaten an, mit nur 15 Dollars in der Tasche. Für diese 15 Dollars kaufte ich mir Waaren ein, kattunene Zeuge, Strümpfe, Nadeln, Schnürriemen, unächte Juwelen u. dergl. mehr; natürlich erhielt ich auch Credit für eine kleine Summe. Ich packte den ganzen Kram in einen großen Sack und reiste damit zu Fuß von Philadelphia ab in das Innere des Landes, wurde meine Waaren mit großer Schnelligkeit los, und als ich in Philadelphia wieder eintraf, hatte ich so viel daran verdient, daß ich mir ein Pferd kaufen konnte. Seitdem hatte mein Geschäft einen guten Fortgang, so daß ich nach zehn Jahren dieses Geschäft, „eine Orgelbauerei“, übernehmen konnte und es jetzt mit ziemlichen Gewinn betreibe.“

Der Ausgewiesene dankte dem Alten für seinen guten Rath, meinte indeß, daß dergleichen Geschäfte für ihn selbst, da er bisher nur sein Brod mit der Feder verdient habe, nicht passen würde, und sprach sich dahin aus, daß er es fürs Erste einmal in New-York versuchen wollte, eine seinen Fähigkeiten angemessene Stelle zu erlangen. —

Der Orgelbauer hatte mittlerweile sein Souper beendigt; er winkte seinem Sohne, ihm ein Stück

Kautabak abzuschneiden, da sein eigner ihm ausgegangen war, und nachdem er das amerikanische Unkraut eine Zeitlang in seinem Munde hin und her hatte rollen lassen, bis es endlich unter der linken Wange stationär geworden war, hub er wieder an:

„Gut, so müßt Ihr erstlich jeden Morgen in aller Frühe die Kaffeehäuser besuchen und Euch über die Zeitungen hermachen, denn darin erseht Ihr immer gleich, wenn eine Stelle vacant ist oder vacant werden wird. Zweitens müßt Ihr in vielen öffentlichen Orten Plakate anschlagen, worauf Eure Kenntnisse, Fähigkeiten u. s. w., so wie die Art der Stelle, die Ihr wünscht, beschrieben sind. Dabei ist es nicht nothwendig, eine übermäßige Bescheidenheit hinsichtlich Eurer Kenntnisse an den Tag zu legen; denn da man bei dergleichen Annoncen immer zu übertreiben pflegt, so ist der Leser, der auf dieselbe reflectirt, schon daran gewöhnt, einen großen Theil des darin Gesagten als Unwahrheit anzunehmen; er macht also nach Abrechnung derselben seine Folgerungen nach dem, was übrig geblieben ist. Drittens dürft Ihr in der Wahl einer Beschäftigung nicht zu scrupulös sein; denn wenn Ihr erst einmal Etwas gefunden habt, sei es auch noch so unlohnend,

so bietet sich Euch durch die Bekanntschaften, die Ihr dann als Geschäftsmann machen werdet, eher Gelegenheit dar, Euch zu verbessern. Zum Anschlagen von Plakaten empfehle ich Euch vor Allem die Börse und rathe Euch, gleich Morgen ein solches Gesuch an die Thüren und Pfeiler derselben zu kleben."

Der Ausgewiesene beschloß den Rath des alten Irländers, der ohne Zweifel Vieles in der Welt gesehen und mancherlei durchgemacht zu haben schien, zu befolgen. Es verstrichen die Stunden unter allerlei Gesprächen, welche durch den gesunden und practischen Verstand, den die Theilnehmer daran entwickelten, dem Fremden seinen ersten Abend auf amerikanischem Boden sehr angenehm machten; auch freute er sich über die hellen und vielseitigen Ansichten, welche diese Leute, die doch nicht zur höhern Classe gezählt werden konnten, an den Tag legten. Die Nacht brach ein und die Mitglieder der Gesellschaft, die hier wie im Familienkreise zusammengesessen hatten, schickten sich an, ihre Ruhestatt zu suchen. Die Männer wünschten den Frauen „gute Ruhe", und letztere zeichneten den Fremden aus, indem sie ihm eine nach der andern die Hand drückten.

Auch die zwei jungen Putzmacherinnen, Knospen von 16 bis 18 Jahren, beehrten ihn durch dieses Compliment, so daß es dem Heimathlosen, wenn er die freundschaftliche Aufnahme unter Menschen, die er nie vorher gesehen, mit dem Undanke seiner eignen Landsleute verglich, für welche er sich aufgeopfert hatte, ganz wunderlich ums Herz wurde. — Die Wirthin deutete ihm an, daß er auf dem Zimmer des Orgelbauers und seines Sohnes schlafen würde; und nachdem der Alte ihn gefragt, ob er ihm folgen wolle, schritt dieser, ein Licht nehmend, dem Fremdling voran, um ihm das Gemach zu zeigen. Es war im zweiten Stock gelegen neben dem Zimmer, in welchem der eifersüchtige Setzer mit seiner Gattin wohnte. Er selbst war noch nicht von der Druckerei zurückgekehrt und auf seinem Zimmer brannte noch Licht; denn seine liebenswürdige Frau wartete bei, wie immer, verschlossener Thüre seiner Heimkehr. Der alte Orgelbauer klopfte an dieselbe und wünschte der Einsiedlerin eine gute Nacht, welchen Gruß dieselbe von innen freundlich erwiderte.

„Ich möchte dem eifersüchtigen Kerl die Knochen zerschlagen", sprach der Alte, als man das Schlafzimmer betreten hatte, „wenn ich nicht wüßte, daß

mir ein solches Dazwischenmengen schlecht zustände. — Jede unberufene Einmischung ist schädlich und erbittert gewöhnlich die streitenden Parteien gegen den Arbitrator; dies ist nicht nur im menschlichen Leben allein der Fall, sondern auch auf Staaten in Beziehung zu bringen. Zu Zeiten Karl's und Stuart's z. B., wo Puritaner, Arianer, Rationalisten, Skeptiker u. s. w. sich feindselig einander gegenüberstanden, legte sich der genannte gelehrte Monarch ins Mittel, wollte selbst den Erzbischof spielen und die verschiedenen Parteien vereinigen; statt einen guten Erfolg zu erzielen, machte er aber das Uebel noch schlimmer. — Ihr wißt selbst, was folgte: die Parteien fielen gemeinschaftlich über den Allzuweisen her und erwürgten ihn. Diese Geschichte, so wie viele andere ähnlichen Inhalts, kennt Jeder, und doch sündigt man überall in Europa gegen dieses so lehrreiche Beispiel. Unsere Zeitungen bringen uns täglich Berichte von Deutschland, wie man Conferenzen veranstaltet, um die verschiedenen Meinungen unter eine Haube zu bringen; ein unnatürliches und widersinniges Princip, da der Glaube eines Jeden blos ein individueller ist und sich einzig und allein auf die allgemeine Basis, „die Bibel" stützen

muß, welche, da sie von Jedem nach seinen Capacitäten verschiedenartig ausgelegt wird, ganz natürlich auch eine Verschiedenheit in den äußern Formen des Cultus hervorbringen muß. Belehrung muß allerdings stattfinden, da, wie gesagt, die Geistesfähigkeiten nicht gleich sind; aber auch nur Belehrung soll es sein, nichts weiter; — schreibt man den Lehrern Schranken vor, so legt man ihrem Geiste sowohl, als auch der weitern Ausbildung des Volkes Fesseln an; mit andern Worten man begeht einen Mord an der Seele des Menschen, der nach meiner Meinung noch strenger geahndet werden sollte, als Tödtung des Körpers, da die Seele den physischen Menschen erst zum Menschen macht. Es kann einem Staate gleich sein, weß Glaubens seine Bürger oder Unterthanen sind, da jeder Glaube unter der Sonne die Aufrechthaltung und Befolgung der Gesetze als ein Hauptprincip anerkennt."

Der Ausgewiesene konnte nicht umhin zu lächeln, als der Orgelbauer die Streitigkeiten zweier Eheleute in Beziehung mit den Conflicten zwischen Kirche und Staat brachte, oder vielmehr ohne alle Einleitung von diesen ehelichen Verhältnissen zu staatlichen überging. Der Alte hatte sich mittlerweile entkleidet

und war noch mit dem Ausziehen seines linken Stiefels beschäftigt, als ihn der Ausgewiesene fragte: „Wer soll denn die Ahndung übernehmen an einem Staate, der solche Verirrungen sich zu Schulden kommen läßt?“

Der Alte schaute den Frager eine Zeitlang erstaunt an, riß mit Ungestüm seinen Fuß aus dem Stiefel und schrie mit leuchtenden Augen: „Das Volk, mein Herr; wer sonst?“ Darauf legte er sich ins Bett und zog die Decke über seinen Kopf.

Der Ausgewiesene schickte sich gleich am nächsten Morgen an, den Rath des Orgelbauers zu befolgen, und setzte sich hin, um ein solches Gesuch, wie derselbe ihm angedeutet hatte, zu entwerfen. Es war ungefähr folgendermaßen abgefaßt:

„Ein junger Mann von ausgezeichnetem Charakter, der mehrerer lebenden Sprachen vollkommen mächtig ist, so wie auch die alten inne hat, wünscht eine Stelle, die seinen Kenntnissen entspricht und wo er dieselben zu seinem eignen Vortheil benutzen kann. Es freut ihn sagen zu können, daß seine Fähigkeiten von so erprobter Tüchtigkeit sind, daß irgend Einer, der Veranlassung nehmen sollte, ihn zu beschäftigen, sich zu der Bekanntschaft Glück wünschen kann.“

Er konnte nicht umhin, über dieses Eigenlob selbst zu erröthen; indessen weil er dachte, es sei diesem Lande des Eigendünkels so ziemlich angepaßt, traf er keine Abänderungen, sondern versah sich mit einigen Oblaten und richtete seine Schritte der Börse zu. Hier klebte er es an eine der Säulen in der Nähe des Eingangs, so daß es jedem Geschäftsmanne gleich ins Auge fallen mußte. Jeden Morgen besuchte er darauf diese Hallen, um zuzusehen, ob nicht irgend ein Applicant seine Adresse auf dem Plakat notirt habe. Aber für eine geraume Zeit blieben seine Gänge fruchtlos; er bemerkte nichts auf dem Bogen, als seine eigne Schrift. Während dessen versäumte er es jedoch nicht, dem Rathe des Alten gemäß, die Zeitungen zu lesen; doch auch hierin fand er nichts, was ihm irgend eine Aussicht auf Erfolg hätte eröffnen können, bis eines Tages eine sehr kurze Annonce seine Aufmerksamkeit fesselte. Diese lautete: „Einem jungen Manne von mittelmäßigen Kenntnissen, der thätig zu sein wünscht, kann in Nr. 60 Bowery ein vortheilhaftes Engagement nachgewiesen werden.“ — Eiligen Schritts suchte der Ausgewiesene Nr. 60 Bowery auf, und wurde von einer wohlgekleideten Dame in ein kleines

Entree-Zimmer geführt. Hier brauchte er nicht lange zu warten; denn ein ältlicher Mann von schlauen Gesichtszügen trat herein und fragte ihn, was er wünsche. Ohne alle Einleitung entdeckte der Ausgewiesene diesem die Ursache seines Besuches, worauf ihm der ältliche Herr einen Stuhl anbot und einem Negerburschen befahl, die Dekanter mit Brandy herein zu bringen.

„Seht", begann er, nachdem er dem Ausgewiesenen ein Glas zugetrunken hatte, „mein Geschäft ist sehr einfach, und wenn Ihr mir gefälligst folgen wollt, so überzeugt Euch ein einziger Blick besser von der Natur und Beschaffenheit desselben, als es hundert Worte thun können. Dies sagend öffnete er eine Seitenthür, durch welche er den Besucher in eine kleine Officin führte. An den Wänden dieses Zimmerchens waren Gefächer angebracht, auf welchen irdne Krüge, Flaschen verschiedener Größe, Schachteln, Phiolen u. dergl. in guter Ordnung über und nebeneinander standen, Flaschen und Phiolen waren in überwiegender Anzahl vorhanden, und als der Ausgewiesene näher trat, um den Inhalt derselben zu ersehen, traute er seinen Augen kaum, als er Vignetten folgenden Inhalts auf dieselben geklebt

erblickte: Patent medicine for the cure of venerial deteases*); oder Wright's patent pills for the cure of bilious fevers**). Auch bemerkte er mehrere papierene Futterale mit den Vignetten: „Madame Restell's preventive powders, for ladies whose delicate health may he endangered by a too rapid increase of family †)."

Es kostete jetzt dem Ausgewiesenen nicht viel Ueberlegung, um zu ersehen, daß er sich in der Werkstätte eines jener Quacksalber befände, die in allen Zeitungen der großen Stadt ihre Medicin anpreisen und deren Annoncen gewöhnlich ein Drittel der Inserate ausmachen, welche die amerikanischen Riesen-

---

*) Patent-Medicin gegen venerische Krankheiten.

**) Wright's Patent-Pillen gegen Gallenfieber.

†) Madame Restell's Schwangerschaft verhütende Pillen, für solche Damen bestimmt, deren zarte Gesundheit durch eine zu rasche Vermehrung von Nachkommen gefährdet werden möchte. — Madame Restell, die Fabrikantin dieses horribile dictu, wurde vor Kurzem in New-York des Mordes angeklagt, weil ein junges Mädchen, welche aus Gründen, die der Leser wohl errathen kann, davon Gebrauch gemacht und sich den Tod dadurch zugezogen hatte. Das Quacksalber-Weib indessen, welches lange in New-York ihr Unwesen getrieben hatte, wurde aus Mangel an zureichenden Beweisen freigesprochen. Die Sache ist factisch.

blätter enthalten*). Daß ihn eine solche Beschäftigung anwiderte, ist sehr erklärlich; jedoch hatte er sich entschlossen, jede Stelle, einerlei welcher Art sie auch sei, anzunehmen, damit er nicht durch ein langes Ohne-Geschäftsein in Dürftigkeit gerathe; denn mit den 70 Dollars, wovon ein Drittel bereits verbraucht war, konnte er das Privatisiren nicht lange fortsetzen. Um sich vor Armuth und Hülflosigkeit zu schützen, war er also gezwungen, jedes Mittel, welches diese Plagen des menschlichen Lebens ihm fern halten konnte, zu ergreifen, und nach kurzem Nachdenken fragte er den alten Charlatan, unter welchen Bedingungen er ihn engagiren wolle. Dieser lächelte, führte den Besucher in das Entree-Zimmer zurück, beschenkte ihn mit einer Cigarre, und als es ihm gelungen war, die schlechte Waare anzubrennen, theilte er dem Deutschen seine Bedingungen mit, unter welchen er ihn brauchen könne.

„Ihr miethet erstlich auf Eure eigne Rechnung ein geeignetes Local in einem belebten Stadtviertel

*) Die Annoncen dieser Madame Restell z. B. waren während drei oder vier Monaten in einer der ersten Zeitungen der Ver. Staaten, dem New-York Herald, so wie wir sie oben wiedergegeben haben, zu lesen.

und eröffnet dort ein ähnliches Geschäft wie das meinige in Eurem eignen Namen. Ich versehe Euch mit Patent-Medicin zu dem Werthe von vierhundert Dollars; worauf Ihr mir eine Abschlagszahlung von zweihundert beim Empfang derselben entrichten müßt und das übrige nach Verlauf von sechs Monaten. Dafür ertheile ich Euch eine Vollmacht, daß Ihr die Patent-Medicin, wie die weltberühmten Pillen gegen Gicht, Gallenfieber, Verstopfungen, Rheumatismus, Scrofularia, Gonorrhoea, Lungen- und Unterleibsschwindsucht, Epilepsie, Apoplexie und Catalepsie, so wie das allvermögende Amor-Elixir für Damen zur Verschönerung ihrer Gesichtsfarbe, nebst den Preventive-Powders, frei und ungehindert nach Euren eignen Preisen verkaufen dürft."

Der Ausgewiesene glaubte vor Aerger platzen zu müssen, als es ihm nun plötzlich klar ward, daß es dem Charlatan gar nicht darum zu thun war, Jemanden gegen Gehalt zu beschäftigen, sondern daß er sich blos dieser Annonce bedient hatte, seinen Quark an den Mann zu bringen. Ohne also weitere Worte mit demselben zu verlieren, ergriff er Hut und Stock und empfahl sich ihm, vorgebend, er könne wegen Unkenntniß des Geschäfts nicht auf seinen Vorschlag eingehn.

„Mancher junge Mann würde sich glücklich schätzen“, versetzte der Medicin-Krämer, „wenn man ihm eine solch schöne Gelegenheit Geld zu machen anböte!“

Darauf erwiderte der Getäuschte nichts, sondern schritt eiligst von dannen, denn es war Börsenzeit, und er wollte zusehn, ob auf sein dort angeklebtes Gesuch um Anstellung noch keine Application erfolgt sei.

II.

Wenn wir als Deutsche mit Betrübniß auf die verwirrten Zustände unsers Vaterlandes schauen, so wenden sich unsere Blicke unwillkürlich auf die Blätter der Geschichte, um darin analoge Verhältnisse zu entdecken, nach welcher wir die Lösung der jetzigen Fragen prophezeien könnten. Die Zustände des französischen Volkes unmittelbar vor der Revolution sind zu verschieden von den unserigen; auch sind die hervorstehenden Charaktere derselben ganz andere, um sie in den meisten Fällen auf Deutschland in Anwendung bringen zu können. Dagegen aber bietet uns die englische Revolution durch Cromwell ein besseres Feld dar, Vergleiche anzustellen und Folgerungen zu machen. Insbesondere scheint uns Preußen eine auffallende Aehnlichkeit mit England um die Zeit unmittelbar vor der Revolution zu haben.

Wir bitten uns nicht mißzuverstehen: wir wollen weder sagen, daß die beiden Monarchen in eine Parallele zu bringen sind, noch behaupten, daß der damalige Zustand Englands dem unserigen gleich ist, sondern nur einige zu sehr ins Auge fallende Aehnlichkeiten hervorheben. — Wenden wir zuvörderst unsern Blick auf das englische Volk vor dieser Staatsumwälzung, so sehen wir, wie es mit Energie kämpft, um sich von den veralteten Gebräuchen des eben scheidenden Mittelalters loszuwinden, und auf der andern Seite einen schwachen König, der mit wahrhaft lächerlicher Vorliebe an diesen Institutionen hängt, unterstützt durch einen Adel, der sein Dasein nicht wie früher seinen Verdiensten verdankte, sondern lediglich durch sein starres Ankrallen an die Krone noch existirte. Dieser Geist im Volke war durch die Reformatoren vielleicht hervorgerufen, da Nachdenken über religiöse Zustände das Volk auch auf politische lenkt, und wurde durch eine Menge Brochüren aufregenden Inhalts gefördert. — Hat wohl je in Deutschland ein solches Interesse für Politik stattgefunden, wie grade jetzt? und wann erblickten wir je unsere Staaten mit einer solchen Anzahl Bücher politischen Inhalts bedeckt? — Doch gehen

wir weiter. Heinrich VIII. hatte den Protestantismus zu einer unerträglichen Hierarchie gemacht, gegen welche sich bald unter Karl eine Menge Secten, wie Puritaner, Arianer, Rationalisten, Quäker u. s. w., u. s. w. bildeten, welche die Mißbräuche von der Kirche scheiden wollten und, wie sich von selbst versteht, der katholischen Kirche, insbesondre aber Heinrich's protestantischer Hierarchie feindselig gegenübertraten. Halten wir nun dagegen die Uneinigkeiten in unserer protestantischen Kirche, unsere Altlutheraner, Pietisten, Rationalisten, Naturalisten, Supernaturalisten, Lichtfreunde u. s. w., so wie das jüngste Schisma in der katholischen Kirche, welches durch ein zu unbedingtes Vertrauen auf die Dummheit des Volkes herbeigeführt ward. — Alle jene Secten traten damals in England dem Staate und dem Könige feindselig gegenüber, der sie nicht anerkennen wollte; und ist dies nicht mehr oder weniger auch jetzt der Fall? — Karl war ein gelehrter Monarch, besonders aber gefiel er sich in dogmatischen Grübeleien und setzte den Vernunftgründen dieser nach Licht strebenden Parteien seine sophistischen Argumente entgegen. Statt der Entwickelung dieser Angelegenheiten freien Spielraum zu geben, bemühte

er sich, den Leuten zu beweisen, daß sie Unrecht hätten, und ließ sich sogar herab, persönlich eine Deputation zu bescheiden, welche sich ihm genähert hatte, um eine Abänderung in der Kirche zu beantragen. Er erwiderte ihnen in einer langen Rede; aber seine Dialectik zog gegen die schlagenden Beweise der Skeptiker, daß die bestehende Kirche corrupt sei, den Kürzern. Wie sehr gab er aber dadurch seine königliche Würde Preis! Ein der Geschichte Unkundiger könnte fast geneigt sein, die Handlungsweise unseres erhabenen preußischen Monarchen, „wie er den Berliner Magistrat auf seine Eingaben um persönliches Erscheinen vor seinem Throne beschiedete", damit in Vergleich zu bringen oder doch wenigstens eine auffallende Aehnlichkeit der Verhältnisse, der Ursachen und der Handlungsweise der beiden Monarchen zu finden. Aber das ist blos ein tückisches Spiel des Zufalls. Wie gesagt, wir behaupten nichts, sondern deuten blos an; das Uebrige überlassen wir dem Leser; indessen je näher wir die Verhältnisse untersuchen, desto auffallender tritt anscheinende Aehnlichkeit hervor. Karl war ein Mann von sehr romantischem penchant, er liebte das Mittelalter und suchte nicht nur seine Institutionen wieder zu beleben,

sondern bemühte sich auch, wie der Geschichtsschreiber sagt, dasselbe in den Aeußerlichkeiten, wie Trachten u. s. w., wieder aufzufrischen. Was Karl hauptsächlich unter seinem Volke verhaßt machte, war eine Vorliebe für den Katholicismus, die man ihm zur Last legte. Unter seiner Regierung fanden eine unzählige Menge Verfolgungen von mißbeliebigen Schriftstellern statt, die mit freier unbefangener Feder gegen die Unterdrückungen einer anmaßenden Kirche und eines königlichen Erzbischofs schrieben. — Können wir jetzt mit offener Stirn behaupten, dies sei gegenwärtig nicht der Fall? Es wäre unnöthig, Beispiele anzuführen; denn die Beispiele von Amtsentsetzungen, von Verfolgungen und Maulkorbanlegen sind zu sehr in Jedermanns Erinnerung, um einer Recapitulation zu bedürfen. Aber je weiter wir gehen, desto trughafter wird das Bild, selbst bis zum Wortlaut; denn der englische Geschichtsschreiber sagt ferner: Karl verbot alle Versammlungen, in welchen man sich offen über die bestehenden Mißbräuche aussprach, kerkerte die Betheiligten ein, oder legte ihnen Geldbußen auf. Wie wäre es, wenn wir dies mit den Versammlungen im Böttchershöfchen und die der protestantischen

Freunde in Berlin damit in eine Parallele brächten? Während dieser Geist England bewegte, verpraßte Karl ungeheure Summen, so daß, wenn es darauf ankam, seine Krone gegen sein eignes Volk zu vertheidigen, sein Schatz leer war. Wie es dagegen gegenwärtig mit dem preußischen Staatsschatze beschaffen ist, das geht schon aus den letzten Landtagsbescheiden (1846) hervor, in welchen mehrere zweckmäßige Beantragungen der Stände „wegen Vermehrung der Staatskosten abschlägig" beantwortet werden, namentlich ein Antrag „die Nothleidenden in Preußen zu unterstützen" mit der lumpigen Summe von 10,000 Thalern genehmigt wird. Karl Stuart flickte nur da, wo er radical umgestalten sollte; und was sind unsere preußischen Landtage anders als elende Flicken auf einen faulen Rock genäht? — Statt die Kirche sich selbst zu überlassen, berief der englische König Versammlungen, aus den Häuptern der verschiedenen Parteien bestehend. Diese brachten nicht nur keine Vereinigung zu Stande, sondern verschlimmerten das Uebel, indem sie durch die in denselben vorherrschende beißende Polemik die Erbitterung vergrößerten. — Kann Jemand thöricht oder vielmehr nichtgläubig genug sein zu hoffen, die

gegenwärtig zu Berlin versammelte Conferenz von Kirchenhäuptern werde einen guten Erfolg haben? — Die eben angeführten Vergleiche hinken, das weiß ich, und es freut mich, daß sie es thun; denn wären sie richtig, so müßte ich fortfahren mit dem Schicksale Karl's, und würde dadurch mit meinen Vergleichen auf ein Thema geführt werden, wogegen sich meine Feder sträubt. Gott wolle verhüten, daß ein Volk je zu solchen Gräueln gezwungen werde, wie jene, die damals die englische Revolution charakterisirten; jedoch darf es nicht bei solchen Anrufungen, wenn sie auch fromm gemeint sind, bleiben: es muß gehandelt werden; unsere Fürsten müssen auf den Wagen der Zeit springen und nicht sich ihm entgegenstemmen. — — — — — — — — — —

— — — — —

Jedoch vergessen wir über dieses unser Interesse für das Wohlergehen Deutschlands, daß ein Ausgewiesener aus unserm Vaterlande noch im fernen Welttheile umherirrt; wir wollen also den Faden der Erzählung wieder anknüpfen und zusehen, ob es ihm, der auf Wohlstand und Ehre Anspruch machen durfte, gelingen wird, seine Existenz zu fristen. Er begab sich also zur Börse und betrachtete sein Plakat mit

prüfenden Blicken, schon von Weitem ängstlich hoffend, Jemand möge seine Adresse darauf bemerkt haben. Er trat näher, und da erblickte er zu seiner großen Freude einige Worte mit Bleistift an einer Ecke des Bogens vermerkt. Sein Herz pochte vor Hoffnung, er drängte sich durch die dicht umherstehende Menge von Geschäftsleuten und faßte scharf die Bleistiftstriche ins Auge. Aber, o abermalige Täuschung, es war keine Adresse, sondern nur die schlichten Worte: Consult the dictionary (zieht das Wörterbuch zu Rathe). Wie vom Donner gerührt stand er da, seine Blicke starr auf die ominösen Worte gerichtet, und als er sich einigermaßen von seinem Schrecken erholt hatte, überzog eine tiefe Schamröthe sein Gesicht; denn die Worte wurden ihm plötzlich klar: er hatte in dem Gesuch einen auffallenden orthographischen Fehler einschlüpfen lassen. Dieser Sprachfehler stand also mit seiner eignen Erklärung, „er sei mehrerer Sprachen vollkommen mächtig", in schlechtem Einklang und strafte seine Aussage gewissermaßen Lügen. Freilich hatte er nur auf den Rath des alten Orgelbauers und seinen Instructionen gemäß, die Affiche abgefaßt; allein das ärgerte ihn um so mehr: das Bewußtsein, sich durch einen

alten Schwätzer zu einer lächerlichen Handlung haben verleiten zu lassen, war ihm noch unerträglicher, als die Demüthigung, die er durch die frechen Worte, „consult the dictionary", erfahren hatte. Ungestüm riß er das Plakat vom Pfeiler, ballte es zusammen und verließ im höchsten Grade aufgeregt die Börse. Mehrere Stunden schweifte er, in trübselige Betrachtungen vertieft, durch die Gassen, bald sein Schicksal, bald seinen Rathgeber, bald sich selbst verfluchend, bis endlich Müdigkeit und gänzliche Abspannung ihn bewog, seinen Aerger in einer gewöhnlichen Schenke, wie man zu sagen pflegt, zu vertrinken. Hier traf er heitere Gesellschaft, deutsche Landsleute, mit welchen er sich in ein Gespräch einließ. Man wurde fröhlich bis zur Ausgelassenheit; die Gesellschafter schienen gut bei Casse zu sein, und auch der Ausgewiesene, der durch den schlechten Erfolg seiner steten Bemühungen hoffnungslos bis zur Gleichgültigkeit geworden war, öffnete seine Tasche. Man zechte hier bis Mitternacht, und dann suchte unser Held wankenden Schritts seine Wohnung in dem Boarding-Hause der Mistreß French wieder auf. Hier angekommen fand er sein Zimmer leer, denn der Orgelbauer und sein Sohn brachten jeden Sonn-

abend sowie den darauf folgenden Sonntag bei ihren Familien zu, welche einige Meilen von der Stadt auf dem Lande wohnten, da das Leben dort wohlfeiler ist. Alles im Hause war schon in tiefsten Schlaf versunken, und auch der Ausgewiesene suchte sein Bett. Doch sollte er Ruhe nicht finden; denn die Täuschungen, welche er am Tage erfahren hatte, drängten sich in vergrößertem Maßstabe wieder in seine Gedanken und wurden, als er vergebens versuchte den Schlaf auf seine Augenlider herabzurufen, zu phantastischen Bildern, die unheilschwanger seine Phantasie umgaukelten. In diesen Phantomen erblickte er sich selbst, wie er, in Armuth und Noth versunken, sich genöthigt sah, die niedrigsten Arbeiten zu verrichten, wie er den Worten von Leuten Folge leisten mußte, deren Loos er vielleicht früher selbst bedauert hatte. Dann und wann schoß wohl ein Lichtschimmer durch den trüben Nebel seiner Gedanken, er wähnte sich in Fülle und Wohlbehagen und ohne Sorgen für den kommenden Tag; — aber unter diesen lieben Bildern fiel immer wieder die Gegenwart wie eine Centnerlast auf seine Brust; vergebens bemühte er sich sie abzuwälzen, vergebens rief er die

glücklichen Gemälde zurück; die bösen Ahnungen behielten dennoch die Oberhand.

Von diesem Alpdrücken wurde er indeß erlöst durch ein vom benachbarten Zimmer herrührendes Geräusch, welches seine Aufmerksamkeit jetzt in Anspruch nahm. Es waren wehklagende menschliche Töne, die zu seinen Ohren drangen, bald einem schmerzlichen Winseln, bald unterdrücktem Stöhnen vergleichbar. Er richtete sich auf seinem Lager empor und horchte mit gespannten Sinnen; das Stöhnen wurde immer lauter und bald wurde es so hörbar, daß er deutlich unterscheiden konnte, daß es von einem Weibe ausgestoßen wurde. Das Zimmer, in welchem man diese Klagetöne vernahm, war die Kammer des Setzers, dessen ungeheure und ungegründete Eifersucht ich schon erwähnt habe. Der Ausgewiesene hatte davon gehört; auch fielen ihm die Worte des Orgelbauers ein und schon wollte er sich unbekümmert darum wieder niederlegen, als er die Seufzer mit verdoppelter Stärke wieder vernahm. Es schien ihm, als sei Jemand dem Ersticken nahe. — Was konnte es bedeuten? Vielleicht hatte sich der eifersüchtige Setzer, der in jedem Manne einen Buhler

um die Gunst seiner Gattin zu erblicken glaubte, so weit vergessen, sie zu mißhandeln. Aber er vernahm nicht das bei solchen Auftritten gewöhnlich stattfindende Geräusch, er hörte keine Faustschläge, keine Flüche und andere Ausbrüche eines ehemännlichen Zornes; allein es konnte ja möglich sein, daß sich der Grausame aller dergleichen Ausbrüche enthielt, um seiner Rache desto freiern Lauf zu lassen; er konnte das Hülferufen seines Weibes ja durch Kissen gedämpft haben, ja vielleicht unerhörte Grausamkeiten an dem armen Weibe verüben, welche ihr in Berücksichtigung ihres schon erwähnten prekären Zustandes leicht den Tod zuziehen könnten. — Der Ausgewiesene vermochte es nicht länger zu ertragen; er war entschlossen, der Sache auf den Grund zu kommen und, wenn nöthig, der mißhandelten Frau Hülfe zu leisten. Er sprang also aus dem Bette, warf einige Kleidungsstücke über sich und begab sich an die Thür des Zimmers, von welchem das Wehklagen ertönte. Als er angepocht, vernahm er nichts, als dieselben Schmerzenslaute und fand, daß die Thür wie gewöhnlich verschlossen war. Er rief den Namen des Setzers und den seiner Gattin und fragte nach der Ursache des sonderbaren Aechzens, und

erbot sich, im Falle einer der Eheleute vielleicht plötzlich erkrankt sei, den Arzt herbeizurufen. Aber keine Antwort erfolgte seinem menschenfreundlichen Anerbieten, sondern er hörte nichts als dasselbe Gestöhn; und als er endlich sein Ohr an das Schlüsselloch legte, um Gewißheit über seinen Verdacht zu erhalten, da vernahm er sogar ein Rauschen der Kissen, als wenn zwei Personen in dem Bette rängen. Durch diesen Umstand wurde sein Verdacht aufs Höchste gesteigert. Sollte der Bösewicht sein Weib erdrosseln wollen? „Hülfe, Hülfe!" schrie er in die Dunkelkeit hinein, „Mörder, halt ein in deiner ruchlosen That!" Dann hielt er wieder sein Ohr an das Schlüsselloch. Er hörte nichts, alles war still geworden. „Heiliger Gott, der Satan hat die That vollbracht", ausrufend, lief er zur Treppe, um die im obern Stockwerke wohnenden Hausgenossen zu alarmiren; allein die Thüre, die dazu führte, konnte er in seiner Verwirrung nicht finden, und aus voller Kehle Alarm schreiend, stemmte er seine Schultern gegen die Kammerthür und strengte seine ganze Kraft an, um dieselbe zu öffnen, in der guten Absicht, eine ruchlose That, vielleicht einen Mord zu verhindern. — Die Thür krachte unter dem mächtigen Drange,

und flog endlich weit auf. Aber auch jetzt sollte der großmüthige Retter noch nicht erfahren, was das geheimnißvolle Stöhnen zu bedeuten habe, denn in der Kammer, in deren Mitte er stand, herrschte eine ägyptische Finsterniß. Zweifelhaft, ob er nicht träume, legte er seine Hand an die Stirn — dann wandte er sich, in der Absicht in seinem eignen Zimmer nach einem Feuerzeug sich umzusehn, zur Thür. Aber kaum hatte er diese wieder erreicht, als er hastige Fußtritte auf der Treppe vernahm und im nächsten Augenblicke gegen eine männliche Gestalt rannte, deren gewaltige Arme ihn umschlangen und deren Fäuste seine Kehle suchten. Obgleich es den Ausgewiesenen jetzt eiskalt überlief, denn das Geheimnißvolle des Ganzen war gewiß geeignet, den muthigsten Mann schaudern zu machen, wehrte er sich doch instinctmäßig. Heiß war der Kampf, beide fielen zu Boden, über Tische, Stühle und Möbeln; Gläser und allerlei Geschirre klirrten; der Angreifer knirschte mit den Zähnen vor Wuth und fluchte auf französisch, während der Ausgewiesene in deutschen Flüchen mit kräftigen Faustschlägen begleitet, seiner Wuth Luft machte. Der Scandal war nunmehr, wie man sich denken kann, laut genug geworden,

um alle übrigen Hausbewohner zu alarmiren. Diese wohnten, wie schon erwähnt, im obern Stock, und keiner hatte das erste Hülferufen des Ausgewiesenen gehört, ausgenommen die Wirthin, die aber zu furchtsam war, um hinunter zu gehn, sondern sich ängstlich aus ihrem eignen Zimmer in das der Statistinnen geflüchtet hatte. Als indeß der Scandal so arg geworden, waren auch die Männer erwacht, hatten Licht gezündet und kamen heruntergestürzt, um zu sehen, was es gäbe; die Weiber, nunmehr ermuthigt, waren ihnen neugierig gefolgt in Toiletten von stufenweiser Vollkommenheit, je nachdem die Angst bei dieser oder jener einen schön gewölbten Nacken oder bei einer andern ein hübsches Bein mehr oder weniger enthüllt gelassen hatte. — Es wurde den Männern ein Leichtes, die Kämpfenden zu trennen, welchen beiden schon längst der Athem fehlte, und als sie nun keuchend einander thatlos gegenüberstanden, betraten die Frauen das geheimnißvolle Gemach. Der Setzer, denn dies war derjenige, der den Ausgewiesenen angegriffen hatte, folgte ihnen, und nicht sobald war er an das Bett getreten, von wo der Deutsche das Rauschen von Kissen vernommen hatte, als ein Schrei der Ueberraschung und

Freude ihm entfuhr. Einige wenige Worte nur wechselte er drinnen mit den Frauen, dann aber kam er höchst beschämt wieder heraus und bat den Deutschen demüthig um Verzeihung. Der geheimnißvolle Schleier, der diesen nächtlichen Auftritt verhüllt hatte, wurde nunmehr gelüftet, und da ergab sich Folgendes. Die Gattin des Setzers hatte sich seit geraumer Zeit, wie ich schon bemerkt habe, in interessanten Umständen befunden, und in dieser Nacht hatten sich die Geheimnisse der weiblichen Natur bei ihr entwickelt, früher als sich dies, nach der natürlichen Frist, wohl erwarten ließ. Daher das Gewimmer, welchem der Ausgewiesene vor der verschlossenen Thür eine solch schwarze Deutung gegeben hatte. Geschäfte in der Druckerei hatten den Setzer dieses Mal lange daselbst zurückgehalten, und eben ins Haus getreten und des Deutschen Fußtritte in seinem Zimmer vernehmend, erblickte sein mißtrauisches Gemüth in demselben gleich einen Räuber seiner Ehre; — und dadurch entspann sich der Kampf. Kurzum, die Sache endete glücklich genug; denn des Setzers Gattin war ohne nachtheilige Folgen von einem gesunden Knaben entbunden worden.

Am nächsten Morgen wurde diese Geschichte in

die Länge und Breite beim gemeinsamen Frühstück besprochen, bei welcher Gelegenheit der Deutsche nicht umhin konnte, die Gewandtheit der Amerikaner und Amerikanerinnen zu bewundern, die mit anscheinender Unbefangenheit sich über den schlüpferigen Gegenstand besprachen, ohne auch nur mit einem einzigen Worte den Anstand zu verletzen. Ich habe diese Geschichte, welche übrigens factisch ist, nicht dargestellt, weil ich mich in solchen Bildern gefalle, sondern um dem Leser zu zeigen, daß man in den Ver. Staaten frei spricht, ohne Rückhalt, und ohne dabei im Mindesten den Anstand zu verletzen, und zwar über einen Gegenstand, der in Deutschland in guter Gesellschaft gar nicht einmal zur Sprache gebracht werden dürfte. Es war interessant, wie die Tischgenossen sich einer dem andern aushalfen, wenn irgend Einer stockte, oder kein passendes Kleid für seine Gedanken finden konnte, oder wie man Einem, der zu weit in die Details gehen wollte, gleich ins Wort fiel. Dieses Streben für die Aufrechthaltung guter Sitten findet man überall in allen Gesellschaften mehr oder minder, ja es wird in den Staaten, wo der puritanische Geist noch vorherrschend ist, zur Prüderie getrieben. Im Innern von Pensylvanien

traf ich Frauen, welche das Wort „Bull" (Ochse) für sehr unanständig hielten und dafür „Seed-Cow" (Saamen-Kuh) substituirten. Aber nicht allein auf die Sitten erstreckt sich dieser Sinn, die Ordnung zu erhalten, sondern auch die Presse bestrebt sich, die Schranken der ihr gegebenen Freiheit nicht zu überschreiten. Diese Behauptung ist freilich im Widerspruch mit dem, was man im Allgemeinen in Deutschland über amerikanische Publicität denkt; indessen wenn man nur einzelne Blätter liest, kann man sie nicht beurtheilen; denn sicher wird man finden, daß, wenn man die Sache von einem generelleren Gesichtspunkte aus beurtheilt, jede Unwahrheit, jeder lügenhafte Artikel auch seine Rüge findet, oder mit Verachtung von Seiten des Publicums gestraft wird. Im Allgemeinen wird diese unbeschränkte Freiheit oft nicht mißbraucht. Es ist aber bekannt, daß unsere conservativen Geister stets aus dergleichen anscheinenden Fällen von Gesetzlosigkeit in Amerika ihre eignen Folgerungen ziehen; sie erblicken in jedem freien Worte Anarchie. Die amerikanische Sprache, politische Gegenstände betreffend, ist unumwunden, kraftvoll und zweckgemäß. Und warum soll man denn auch durch langwierige Formen, Redesätze u. s. w.

das, was man sagen will, belästigen, oder es dem Leser schwierig machen, sich durchzuwinden? Sicher ist es, daß in Deutschland sich mancher eifrige Leser vom Lesen politischer Gegenstände durch die Formen, in welche man gemeiniglich die Journal-Artikel gekleidet sieht, abschrecken läßt. Indeß verdient Deutschland einige Entschuldigung, da man Vieles, wegen des wohlbekannten Eunuchen, nur eben andeuten, oder ganz vage vermuthen darf. Diesem Halbmanne würde ein männliches Wort eine bittere Mahnung an seine eigne Unmännlichkeit werden. Er würde sich von den Dirnen seines eignen Harems gegeißelt wähnen, und ohne Weiteres einen Strich durch das Manuscript ihrer Hiebe machen. — So lange das Geschäft eines Censors nicht vom Volke als ebenbürtig mit dem eines Scharfrichters erklärt und angesehen wird, haben wir schlechte Aussichten auf freiere Presse! Also ein tausendfacher Fluch sei über euch! Möge jeder Strich eurer Federn ein glühendes Band werden, das dereinst euch versenge! Schlimmer noch wie die Tyrannen, die eure Seelen gemiethet haben, begeht ihr das Ehrlose mit dem vollen Bewußtsein, daß es ehrlos ist. Und warum weißt ihr eure Aemter nicht mit Verachtung von

euch? Könige und Fürsten handeln oft despotisch, weil ihre eigne Vernunft vom Nebel der Schmeichelei bedeckt ist; euch aber hat das Volk noch wenig Schmeichelei gesagt, und dennoch thut ihr es, und zwar um des elenden Sündenbrodes willen, das euch eure Herren, die euch selbst verachten müssen, zuwerfen. Und deshalb rufe ich einen Fluch herab über euer ganzes Geschlecht, weil ich weiß, daß ich selbst mich nie und nimmermehr zu der Spitzbüberei hergeben würde; eher wollte ich mit dem Loose eines Gassenkehrers fürlieb nehmen, als euren mit Schande gebrandmarkten Prangersitz besteigen! Doch, so Gott will, werden wir bald nicht mehr nöthig haben, euch zu verwünschen; denn der höchste Richter, der uns eure Geißel als eine Prüfung auferlegt hat, wird euch von uns nehmen, wenn die Zeit gekommen ist, und selbst unwillig über sein eignes Werkzeug in seinem Zorne euch vernichten. — Ja, schon regt sich ein Geist des Widerstands, und die deutsche Jugend stößt empört die Ruthe zurück, die ihr im Bewußtsein eurer Uebermacht ihr nach der Züchtigung zum Küssen dargereicht habt. —

Der eifersüchtige Setzer fand sich während mehrerer Tage nicht bei den Mahlzeiten ein, weil er sich

seines Benehmens schämte, und ein Glück war es für ihn, daß er nicht erschien, denn dann wäre des Neckens kein Ende geworden, besonders von Seiten der Statistinnen, die sich nun in Ermangelung des Setzers über den Ausgewiesenen hermachten. Er wehrte die Angriffe der losen Damen, so gut er vermochte, ab, und da er das glückliche Talent besaß, einen Scherz als Scherz zu nehmen und mit gleichen Waffen zu erwidern, nahm er bald einen ehrenvollen Sitz in ihrer Gunst ein. Er machte sich sehr beliebt unter dieser Classe Damen, indem er ihnen ihre kleinen Rollen, welche sie beim nächsten Schauspiel übernehmen sollten, überhörte. Unter solchen Beschäftigungen verstrich der Morgen, und nach Tische kam Einer auf den Einfall zu musiciren. Eine alte Guitarre wurde hervorgesucht und eine der Damen, die drei Lieder singen konnte, ließ sich erbitten, etwas vorzutragen. Daß der Ausgewiesene als Deutscher musikalisch sei, setzte man als selbstverstanden voraus, und seinen Händen wurde dann das Instrument anvertraut. Wirklich verstand er einige Accorde darauf anzuschlagen, und nachdem er mit vieler Mühe dasselbe in Tonung gesetzt hatte, griff er dreist in die Saiten, und die Sängerin begann eins ihrer

Lieder. Zuerst wurde es ihr sehr schwer, den richtigen Ton nach dem angeschlagenen Accord zu treffen; nachdem dies aber vollbracht war, sang sie dermaßen außer Tact und detonirte so bedeutend, daß selbst die Amerikaner, deren unmusikalisches Gehör bekannt ist, erklärten, es sei eine Katzenmusik.

Diese Erzählung des Ausgewiesenen ruft eine ähnliche in meine Erinnerung. Es war in Cincinnati (Ohio) im Winter des Jahres 1840, als einer meiner amerikan. Freunde mir den Vorschlag machte, einer musikalischen Soiree bei Ludge Robertson beizuwohnen. „Die Tochter des Richters", sagte er, „singt ganz ausgezeichnet und spielt eben so gut Piano, kurzum sie ist (grade so drückte sich mein Freund aus) ein musikalisches Phänomen." — Ich hatte lange kein Concert, noch sonst einen guten musikalischen Vortrag gehört, und deshalb war mir das Anerbieten meines Freundes sehr lieb. Am nächsten Morgen stellte er mich dem Ludge in seiner Wohnung vor, und wie mein Freund voraussetzte, erhielt ich von ihm eine Einladung zu der Soirée desselben Abends. Die Tafel war gut besetzt, die Bedienung prompt und die Gesellschaft heiter; was kann man mehr verlangen, um selbst fröhlich zu

werden? Die Virtuosin indeß bemerkte ich nicht während des Mahles, und deshalb befragte ich meine Tischnachbarin nach dem Befinden derselben. Sie wußte mir darüber keine Auskunft zu geben, fügte aber hinzu, daß sie eine „süße Sängerin" sei. — Jetzt schöpfte ich Verdacht; denn mir war leider zu wohl bekannt, was die Amerikaner einen „süßen Gesang" nennen: ein Ableiern von irgend einer bekannten und abgedroschenen Melodie nämlich. Nach aufgehobener Tafel nahte sich die Virtuosin, mehrere Herren sprangen von ihren Sitzen, öffneten den Flügel, andere holten die Noten herbei, und das musikalische Phänomen setzte sich vor das Instrument. Ich war ganz Ohr, — sie griff einige Accorde, — und dann — kaum vermochte ich meine Täuschung zu unterdrücken — leierte sie ganz gemüthlich die Melodie von „Hail Columbia happy land" ab. Diese einfache Melodie wurde vorgetragen ohne alle Variationen, und nachdem dieselbe durchgespielt war, sang sie die Worte dazu. Obgleich das Lied und die Begleitung dazu so einfach ist, daß ein zwölfjähriger Knabe, wenn er drei Monat Unterricht genossen hat, im Stande wäre, sie ohne Fehler zu spielen, so sang unsere Debutantin das Lied, doch

nicht in Uebereinstimmung mit der Begleitung, d. h. sie sang das Lied zu schnell und spielte die Begleitung zu langsam, so daß sie, wie man sich denken kann, nach einigen Tacten stecken blieb. Die Anwesenden glaubten, es sei der Schluß, und klatschten Beifall aus Leibeskräften; die Debutantin aber begann den zweiten Vers und quälte sich auf dieselbe Weise durch sieben oder acht folgende. — Damit endete denn der ganze Vortrag des musikalischen Phänomens für den Abend. —

Als die Statistin ihren Vortrag beendet hatte, sang der Ausgewiesene eine deutsche Arie, und zwar mit besserem Erfolg. Der alte Orgelbauer, der vom Lande zurückgekommen war, trat während des Gesanges in das Zimmer und horchte mit ungetheilter Aufmerksamkeit. Der Deutsche erntete Beifall und nachdem er die Guitarre niedergelegt, begann er sich der musikalischen Talente und Ausbildung seiner Landsleute gegen die unmusikalischen Amerikaner zu rühmen.

„Wüßte gar nicht, daß Ihr Ursache hättet, dieses Schwärmen für Musik als etwas Lobenswerthes hervorzuheben", erwiderte ihm darauf der Alte; „was

mich betrifft, so betrachte ich die musikalische Künstlerschaft eines Volkes nur als ein Zeichen eines krankhaften Zustandes. In Italien ist Musik allgemein, unter den höheren Classen sowohl, als auch unter den niederen; aber grade Italien steht nicht nur allein auf einer niedrigen Culturstufe, sondern man findet auch die wenigste politische und religiöse Freiheit daselbst, und keine Energie im Volke. — Nächst Italien kommt Deutschland. Die Musik ist da nicht so verbreitet unter den niederen Classen, allein diese Classe ist dagegen auch kernhafter als die italienische. England thut sehr wenig in Musik, hat aber eine Constitution und errang sich politische und religiöse Freiheit für seine Bürger. Amerika zuletzt hat gar keinen Sinn für Musik und doch jede Freiheit, die ein Mensch nur wünschen kann."

Obgleich der Ausgewiesene damit nicht ganz übereinstimmte, so konnte er es sich doch nicht verhehlen, daß Etwas darin liege. Die Deutschen, dachte er, schwärmen für jede eminente Sängerin oder gerathen in Begeisterung für irgend einen andern bedeutenden Tonkünstler, während man vergebens versucht, Begeisterung für eine ständische Verfassung oder für Preßfreiheit bei ihnen hervorzubringen.

Ganz entzückt lauschen sie den Zaubertönen einer Lind und der Kunstfertigkeit eines Liszt, und nehmen keine Notiz davon, daß neben ihnen ein Mann steht, mit dem Worte „Censur" auf der Brust, welchem Manne ihre ungetheilte Aufmerksamkeit zu schenken eine würdigere Beschäftigung wäre. Leider ist es Wahrheit, daß das Ausbleiben einer Jenny Lind in einer unserer Residenzen mehr Entrüstung unter den Bewohnern verursachte, als die Verbannung eines unserer ersten Gelehrten, eines Märtyrers für die Freiheit, nach Amerika. — Talent für Musik ist jedem Menschen von seinem Schöpfer gegeben worden, und sicher ist es eine Gabe, wofür wir gerechte Ursache haben, ihm dankbar zu sein. Aber dennoch muß ich gestehn, daß in der Erlangung einer Künstlerschaft darin etwas Entnervendes liegt. Dazu ist eine anhaltende mechanische Uebung unumgänglich nöthig, und nun berechne man die tausend Stunden, während welcher der Verstand in Fesseln geschlagen ist, das Gefühl aber in beständiger Aufregung oder Spannung erhalten wird. Verstand allerdings soll geübt werden, öftere Inanspruchnahme des Gefühls dagegen verursacht Abstumpfung. — Kurzum ich ... und in

Meinung, daß man Musik für die Mußestunden betreiben kann und, da Schwärmen doch einmal an der Tagesordnung ist, man sich wohl für würdigere Gegenstände begeistern könnte, als Jenny Lind und Franz Liszt uns darbieten.

---

ver,

oder für

III.

Indessen verschaffte diese musikalische Unterhaltung dem Ausgewiesenen Beschäftigung für einige Monate; wenigstens faßte er bei dieser Gelegenheit die Idee zu einem Plane, der auch mit Erfolg gekrönt wurde. Man sagte ihm, daß er wohl thun würde, sich der Oper zu widmen, und da er zu solcher Beschäftigung gerade besondere Lust verspürte, so ging er auf die Idee ein; er erkundigte sich genau, welche Aussichten auf ein Engagement sich ihm darbieten würden und hörte, daß der Plan gar nicht unausführbar sei. Wie ich schon bemerkt habe, sind die Amerikaner gar nicht musikalisch und aus dem Grunde findet man auch wenig Sinn für die Oper unter dem Volke; sie ist deshalb von wenig Bedeutung, in den großen Seestädten sehr schlecht und in

den kleineren Städten hat man gar keine. Die Sänger und Musici, welche in New-York, Philadelphia, New-Orleans und Boston die Opernpersonale ausmachen, sind meistens Franzosen, Deutsche oder Italiener, die gewöhnlich sehr gute Gehalte beziehen, mögen ihre Leistungen auch noch so schlecht sein. Zur Zeit, da unser Held die Idee faßte, sich engagiren zu lassen, waren zwei bedeutende Sänger, eine Sopranistin und ein Bassist, vom Haymarket-theatre in London in New-York angekommen, um hier im Nationaltheater zu gastiren. Man beabsichtigte große Opern aufzuführen und hatte die Primadonna, den Baß, Tenor u. s. w. dazu von jenseits des Oceans kommen lassen, aber mit dem Chorus sah es noch schlecht aus. Der Director des genannten Theaters hatte sich daher seit mehreren Wochen alle Mühe gegeben, einen solchen auf die Beine zu bringen, und diese Bemühungen waren ihm nur theilweise gelungen, als der Ausgewiesene, von einer der Statistinnen geführt, mit dem Gesuch um Anstellung in dieser Branche zu ihm ins Zimmer trat. Nachdem er sein Anliegen ausgesprochen hatte, fragte ihn der Director sehr naiv, ob er auch Noten verstünde. Der Gefragte stutzte nicht wenig bei diesen

Worten, denn es schien ihm sich von selbst zu verstehn, daß, wenn ein junger Mann sich als Sänger (wenn auch nur als Chorist) anböte, er Musik verstehen müßte; es fiel ihm aber nicht ein, daß man hier sogar Leute engagirt hatte, die durchaus aller musikalischen Kenntnisse entbehrten, blos um den Chor vollzählig zu machen, und was für ein nobler Chor das war, das sollte er später denn auch erfahren. — Er gab also dem Director zur Antwort, daß er nicht nur allein Noten verstehe, sondern auch Unterricht im Gesang genossen hätte; er ging auch etwas weiter und sagte ihm, daß seine musikalischen Kenntnisse überhaupt gar nicht zu verachten wären. „Gut", erwiederte jener, „solche Leute kann ich brauchen, kommt nur morgen in die Probe, wo ich Euch dem Capellmeister vorstellen werde, und mit ihm wollen wir das Weitere besprechen." Der Deutsche fand sich denn auch pünktlich in der Uebung ein. Man übte grade die Chöre aus Aubers „Gott und Bajadere", und er hörte gleich, daß in dem ganzen Chor nur zwei oder drei Damen und eben so viel Männer sich befanden, welche sicher waren, die Uebrigen sangen nach, so gut sie vermochten. Dem Capellmeister war schon von der wahrscheinlichen Vermeh-

rung des Personals gesagt worden; er ersuchte deshalb den Deutschen, irgend eine bekannte Arie zu singen, damit er seine Stimme beurtheilen könne und sähe, wie hoch seine musikalische Ausbildung stände. Dazu wählte der Ausgewiesene eine, womit er ganz vertraut war; der Capellmeister begleitete ihn auf dem Flügel, und die Probe fiel zur Zufriedenheit Beider aus. Nach Beendigung der Uebungsstunden, in welchen man schon seit zwei Monaten die Chöre aus „Gott und Bajadere" eingepaukt hatte, und die noch nicht gingen, machte der Capellmeister seinen Bericht an den Director über das neue Mitglied des Personals, in Folge dessen der Ausgewiesene mit zwölf Dollars per Woche engagirt wurde. —

Somit athmete er denn fürs Erste wieder freier; denn er sah sich der dringendsten Nahrungssorgen einstweilen überhoben. Besser indessen wäre es für ihn gewesen, wenn er nie seinen Fuß auf die Bühne gesetzt hätte, da das lockere und leichte Leben eines Schauspielers, welche überall, in der alten Welt sowohl, als auch in der neuen, derselbe frivole Lebenswandel charakterisirt, auch auf ihn einen verderblichen ansteckenden Einfluß ausübte. Auch ent-

sprach eine solche Beschäftigung seiner Bildung und seinen sonstigen Kenntnissen durchaus nicht, und das sah er wohl ein; jedoch wurde ihm der Verdienst hier so außerordentlich leicht gemacht, und das Leben kam ihm so reizend vor, daß es ihm gar nicht in den Sinn kam, seine Zeit zur Ausmittelung einer angemessenen Beschäftigung anzuwenden, trotzdem, daß sein Gewissen ihn oft strenge vermahnte. Er hatte wenig zu thun; denn es wurde ihm ein Leichtes, die entsetzlich beschnittenen Chöre, wovon viele ihm auch schon von früher bekannt waren, einzustudiren, während seine Collegen es sich oft sehr sauer werden lassen mußten. Somit hatte er denn volle Mußezeit, während der Uebungsstunden mit den Choristinnen und Statistinnen zu kosen und allerlei Zeitvertreib zu treiben, wie es gemeiniglich die Mitglieder eines Theaterpersonals zu thun pflegen. Auch in Hinsicht der Ausgaben paßte er sich den Sitten dieser Leute an, indem er seine wöchentliche Gage immer darauf gehen ließ, so wie auch die zwanzig oder dreißig Dollar, welche er noch zur Zeit, da er Chorist geworden war, besaß, denselben Weg nehmen mußten, so daß er also auf seine wöchentliche Einnahme von zwölf Dollars einzig und allein beschränkt war.

Jedoch sollte er bald Ursache haben, seinen Leichtsinn zu bereuen. Indem ich berichte, wie dies sich zutrug, muß ich nochmals des Lesers Verzeihung anflehn, wenn ich ihm ein Bild vorstelle, das dem Ausgewiesenen keineswegs zur Ehre gereicht, welches ich aber, da es einigen Einfluß auf sein ferneres Leben ausübte, nicht mit Stillschweigen übergehen kann. So eben erwähnte ich, daß er Tändeleien mit den Choristinnen zu treiben pflegte — und wie es denn dem natürlichen Gange der Dinge gemäß ist, hatte er sich bald eine erkoren, der er seine ganze Aufmerksamkeit schenkte. Die junge Miß Taylor, die ihn fesselte, war sehr wankelmüthig oder kokett, welches ungefähr dasselbe ist, und sich bald darin gefiel, ihren Adorer zu erhören, bald wieder ihn sanft oder entschieden, wie gerade ihre Laune war, zurückzuweisen. Der Deutsche blieb ihr demungeachtet getreu, und vielleicht war es eben dieses Schwanken, welches ihn noch mehr an sie fesselte; denn sobald er das geringste Zeichen der Ungunst bei ihr gewahrte, bestrebte er sich mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, dieselbe wieder zu verscheuchen. Ein ähnliches Zeichen übler Laune glaubte er eines Abends, an welchem die Oper „der Barbier von

Sevilla“ aufgeführt wurde, zu gewahren. Beide standen, während der Vorhang aufgezogen war, hinter den Coulissen; sie spielte die Beleidigte und er erging sich in tausend Betheuerungen seiner Hingebung — als die Dame ihm zu verstehen gab, daß sie etwas zu trinken wünsche. Wie ein Blitz war der Dienstfertige von dannen, um in der nächsten Minute mit einem Glase Punsch zurückzukehren, welches er der Schmollenden credenzte. Dafür wollte er nun auch eine Belohnung, der freundlich-lächelnde Blick genügte ihm nicht, — er verlangte — so sei's denn gesagt — „einen Kuß.“ Dabei gerieth er jedoch auf unvorhergesehene Klippen; denn Miß Taylor weigerte sich ganz energisch. Er aber wollte seinen Willen durchsetzen, und da Güte nichts fruchtete, wollte er den Preis rauben. — Die Choristin sträubte sich, der Liebhaber wurde heftiger, glitt mit dem Fuße aus — und fiel auf die Dame. — Diese schwankte, taumelte gegen die schwache Coulisse, welche zerriß, — und Beide stürzten, der Herr über die Dame her — bei aufgezögenem Vorhang — auf die Bühne hin.

Der Scandal, den dieser unerwartete Entreact unter dem Publicum verursachte, läßt sich leichter

denken, als beschreiben. Der Director war außer sich über den Vorfall und entließ gleich am folgenden Morgen die Schuldigen. Somit war denn der Ausgewiesene wieder so weit wie zuvor; jedoch war es vielleicht besser für ihn, daß er gezwungen ward, die Bühne zu meiden; denn dadurch ward er auch seiner leichtsinnigen Lebensweise zu entsagen genöthigt und gezwungen, sich nach anderer, ernsterer Beschäftigung umzuthun. Seine Casse war im wörtlichen Sinne des Wortes auf nichts reducirt worden; er befand sich also in einer höchst peinlichen Lage: in einer großen Stadt, ohne Freunde, ausgenommen einige Schauspieler, die aber kaum fähig waren, ihre eignen Ausgaben zu bestreiten, geschweige denn ihm beizustehn. In dem Boardinghause der Mistreß French konnte er nicht auf langen Credit Anspruch machen, weil dies nicht gebräuchlich ist in den großen Städten der Union, und weil er sich auch durch sein Auftreten auf der Bühne das Vertrauen bei der ehrbaren Wirthin verwirkt hatte, die ihn seit der Zeit mit den Brüdern seiner Genossenschaft in eine und dieselbe Kategorie gebracht hatte. — Was sollte er nunmehr beginnen? — In diesem Dilemma kam er auf den Gedanken, sich bei einer

der deutschen Zeitungen um eine Anstellung zu bemühn. Von amerikanischer Politik wußte er wenig, was aber die deutschen Zustände betrifft, so hatte er darüber in seinem eignen Vaterlande manches geschrieben, wobei er immer ein eifriger Verfechter der liberalen Partei gewesen war. Unter diesen Gedanken kam er denn darauf, Rücksprache mit dem Redacteur der „deutschen Schnellpost" zu nehmen, eines sehr freimüthigen Blattes, das ganz der demokratischen Sache huldigte. Er sah wohl ein, daß er nur einzelne Aufsätze dafür liefern könnte, weil er seit seinem Aufenthalte in New-York erfahren hatte, daß die Betrachtungen über deutsche Zustände von weniger Interesse unter den Deutschen in Amerika seien, als man wohl erwarten könnte, und daß die deutschen Zeitungen sich meistens nur auf die nothdürftigsten Berichte von Neuigkeiten darüber beschränken. Die deutsche Schnellpost war in dieser Beziehung weit umfassender und zeichnete sich nicht nur allein durch ein krasses Parteinehmen, durch ein Hangen an die Partei durch dick und dünn aus, wie dies bei den meisten deutschen Zeitungen in Amerika der Fall ist, sondern that sich auch durch ihre Wissenschaftlichkeit vor allen anderen hervor. — Der Ausgewie-

fene besuchte also den Redacteur dieses Tageblattes in seinem Büreau, machte ihn mit seinen Schicksalen bekannt, und erbot sich, ein gelegentlicher Mitarbeiter für die Schnellpost zu werden. Der Redacteur empfand natürlich große Sympathie für das neue Opfer despotischer Willkür und willigte gern ein, etwaige Beiträge von ihm in seinem Blatte aufzunehmen und zu honoriren. Er empfahl ihm über gewisse „Zwangsmaßregeln", welche von einem sogenannten constitutionellen Staate Deutschlands ergriffen sein sollten, etwas zu schreiben, mit welcher Begebenheit er doch wohl bekannt sein müsse. Darauf empfahl sich der Applicant und sandte nach einigen Tagen der Redaction der deutschen Schnellpost, wie er meinte, einen sehr gelungenen Artikel über deutsche Zustände ein, mit besonderer Bezugnahme auf die in Anwendung gebrachten Zwangsmaßregeln einer constitutionellen Regierung gegen ihr Volk. Da er indessen eine geraume Zeit wartete, ohne seinen Artikel abgedruckt zu sehen, machte er dem Redacteur zum zweiten Male seine Aufwartung, um das Schicksal seiner Arbeit zu erfahren. Er befürchtete, zu frei geschrieben und die Wahrheit zu unverblümt an das Tageslicht gestellt zu haben; wie

erstaunte er aber, als ihm jetzt der Redacteur versicherte, er sei in seiner Sprache zu ängstlich gewesen, er habe zu sehr an den Formen gehangen und überhaupt nicht frei genug von der Leber weg gesprochen.

„So hab' ich's mir übrigens gedacht", fuhr der Redacteur den Erstaunten anredend fort, „Ihr seid in Deutschland so sehr an die unerträgliche Knechtschaft gewöhnt, daß es Euch ungefähr zu Muthe ist, wie einem Verbrecher, der jahrelang eherne Fesseln getragen und den ein glücklicher Umstand plötzlich der menschlichen Gesellschaft wieder zurückgegeben hat, jetzt aber kaum einen Fuß vor den andern setzen kann, weil er immer noch wähnt, die Ketten an seinen Gliedern zu fühlen; oder wie einen Kranken, der sich Monate lang aus seinem Zimmer nach der frischen und freien Frühlingsluft gesehnt hat; kaum ist aber sein Wunsch erfüllt worden, so erträgt sein geschwächter Körper die starke Luft der Freiheit nicht, und sein alter schwindsüchtiger Husten stellt sich wieder ein. Hier sagt Ihr z. B., „ein solches Verfahren dürfte als eine arbitrarische Ausübung der Macht erscheinen"; warum sagt Ihr aber nicht, „es ist eine arbitrarische Ausübung der Macht"? „Dürfte erscheinen" ist gar nichts gesagt, weil dasjenige, welches

so ist und nicht anders, auch so erscheinen darf. Ferner sprecht Ihr in dem Aufsatze Euer Bedauern aus, daß Professor J....n noch in C....l im Kerker schmachtet und nennt den Umstand einen Beweis der mangelhaften Justiz. Warum nennt Ihr aber nicht das Kind beim rechten Namen, selbst wenn Ihr dazu alle Wörterbücher durchblättern müßtet? „Ein Gräuel, dämonische Ruchlosigkeit, teuflische Grausamkeit", das sind passendere Bezeichnungen dafür. Ich versichere Euch, mein guter Freund, alle Beispiele von Gesetzlosigkeit in unsern Staaten, die man von Seiten der conservativen Partei in Deutschland hinstellt, um zu beweisen, daß unsere Regierung Anarchie ist, wiegen dies Beispiel von Schlechtigket, an Professor J....n verübt, nicht auf. Zuweilen sind auch bei uns die Gesetze verachtet worden, besonders geschieht dies noch häufig im fernen Westen; aber wenn das Gesetz selbst solche Verirrungen, die vielleicht ohne Parallelen sind, unter seinem eignen heiligen Namen begeht, dann haben die Teufel in der Hölle gerechte Ursache schadenfroh zu jubeln. — Der größte Theil der deutschen Tagespresse ist feil und verderbt, mit Ausnahme einiger weniger Blätter, unter welchen ich die Weser-Zei-

tung oben an stellen würde. Die einzelnen Zeitschriften, die wohl gern das Maul aufreißen möchten, erhalten gleich, sobald man nur die Lust dazu bei denselben wahrnimmt, einen Maulkorb, wie man ihn einem bissigen Hunde, den man fürchtet, anlegen würde. Dagegen erlaubt man andern bösartigen Hunden, wie z. B. dem Rheinischen Beobachter, Jeden, der nicht zu seiner Fahne schwört, zu verletzen, während man den Angegriffenen durch die Censür bindet und sie grausam den Faustschlägen jenes eben genannten horribile dictu Preis giebt. So lange noch ein Blatt, wie der Rheinische Beobachter vom Publicum gelesen wird, sind schlechte Aussichten auf Fortschritte in Deutschland vorhanden. Dann — fuhr der Redacteur fort — schreibt Ihr ferner über Auswanderungen und führt an, daß es zweckmäßig sei, die Deutschen, welche ihr Vaterland verlassen haben, unter der Leitung tüchtiger Männer nach einem Punkte hin zu concentriren, damit die deutsche Nationalität auch hier in Amerika sich erhalte, damit das gute Princip des deutschen Charakters nicht verschwinde u. s. w. — Also noch nicht genug des Bevormundungssystems? Ich dächte, Ihr zum wenigsten, wäret daran gesättigt. Glaubt Ihr

denn nicht, daß sich das Gute und Erhaltungswerthe im deutschen Charakter erhalten werde, ohne Dazuthun unserer bemitleidenswerthen Brüder in Deutschland? Glaubt Ihr denn nicht, daß man dem Achtungswerthen desselben auch bei uns volle Anerkennung angedeihen ließe? Gewiß, — ein ächter Juwel wird nirgend in Holz gesetzt, sondern selbst unter Heiden und Türken faßt man ihn in Gold oder Silber. — Aber das ist nicht die Ursache, warum man in Deutschland so eifrig bemüht ist, die Auswanderer unter der Superintendenz hochgestellter Personen unter uns ansiedeln lassen möchte; man befürchtet vielmehr, man könnte dereinst von hier aus die Posaunen der Freiheit zu stark blasen, so daß sie auch den deutschen Michel aus seinem Siebenschlafe wecken könnte. Aus diesem Grunde giebt man ihnen Ammen mit, die sie bereden sollen, mit der Ablegung des Gängelbandes nicht zu hastig zu sein, auf daß sie (die Ammen) ihren Einfluß auf den gutmüthigen Charakter des Deutschen noch fortsetzen könnten."

„Glaubt Ihr denn, daß der adelige Verein zur Fortschaffung deutscher Unterthanen nach Amerika dergleichen Absichten im Schilde führt?" unterbrach

ihn hier der Ausgewiesene. Bei dem Worte „adelig“ wäre der Redacteur beinah von seinem Schreibstuhl gestürzt; denn dasselbe verursachte einen Eindruck, wie das plötzliche Erscheinen eines Medusenhauptes bei Jemandem hervorbringen würde. Seine Augen leuchteten, er sprang von dem Sitze auf, warf in seiner Heftigkeit das Tintenfaß um, dessen er aber nicht achtete, und ging auf den deutschen Bruder los. Dieser glaubte, er wolle ihm zu Leibe rücken, und zog sich ängstlich nach der Thür zurück. Darin hatte er sich jedoch geirrt; denn es war nur die gerechte Entrüstung für die heilige Sache der Demokratie, welche den Redacteur bei bloßer Nennung des aristokratischen Wortes „Adel“ so plötzlich überkam.

„Ob ich's glaube“, fuhr der Erzürnte fort, „und viel Schlimmeres noch. Ich betrachte den ganzen Verein als eine flagrante, obgleich privilegirte Uebervortheilung, die jedem rechtlichen Manne um so viel empörender erscheinen muß. Das Firum für die Transportkosten ist billig genug, man kann dagegen nichts einwenden; indessen ist es so gestellt, daß der Verein keinen Schaden davon erleidet. Die Worte aber von „Ländereien, welche Jeder auf diese

Weise Exportirte in Besitz nehmen darf bei seiner Ankunft in Texas", klingen vortheilhafter, als sie im Grunde beim Lichte betrachtet sind. Eine 50 bis 60 Acker große Strecke Land einem Bauer in Deutschland zu überlassen, unter denselben Bedingungen, das wäre allerdings eine annehmbare Gabe; aber hier, wo das Land zu einem Spottpreise weggegeben wird, ist sie nur eine werthlose. Fünfzig bis sechzig Acker Land machte schon in Deutschland einen ansehnlichen Pachthof aus; allein bei uns braucht der Landmann weit mehr, er muß wenigstens 150 bis 200 Acker besitzen. Jene ungeheure Strecken Landes, wohin der Verein die Bauern schickt, gehören ihm (dem Verein), und will der deutsche Landmann mehr besitzen, so ist er genöthigt, diese Ländereien vom Verein zu kaufen. Allein in diesem Umstande liegt, wie man zu sagen pflegt, der Hase im Pfeffer, darin steckt das Häkchen. Mit einem Wort: der Landmann, der sich nunmehr angesiedelt hat, der sein ganzes Hab und Gut in seine neue Farm gesteckt hat, der monatelange Arbeit auf die Cultivirung einer wilden Waldgegend verwandt hat — kann nicht ohne bedeutende Aufopferung seine Ansiedelung wieder verlassen; indessen können ihm 50 bis 60

Acker nicht genügen, er braucht vielleicht hundert; das umliegende Land gehört aber dem Verein, und von diesem muß er es alsdann kaufen. Der Verein kann also seine beliebigen Preise fordern und der deutsche Auswanderer sieht sich nicht nur allein von seinen Bestimmungen und den seines adeligen Chefs abhängig, sondern auch am Ende in eine Falle gelockt, der er sich nur durch große Opfer wieder entziehen kann. —

So handelt Deutschland gegen seine Kinder. — Doch was hilft's, darüber Worte zu verlieren, auch ist es beinahe unnöthig; denn der schwindsüchtige Plan ist bereits bei seiner Geburt erstickt: man hat darauf verzichtet, ihn ferner in Ausführung zu bringen, und die Erscheinung eines Prinzen Solms in unsern freien Prairies hat uns wie ein Grabgeläute des deutschen Adels geklungen. In der That, es ist die höchste Zeit für ihn, daß er die Gruft seiner Väter sucht, weil er weder die zum Leben nöthige physische Kraft besitzt, noch durch geistige Ueberlegenheit, noch durch wissenschaftliche Bildung die morschen Pfeiler seines Einsturz drohenden Gebäudes aufrecht zu erhalten sucht. Die nächste Generation wird mit den Trümmern spielen und fragen: wie

konnte der Bau bestehen? „Weil in dem unendlichen Himmelsall kein Zephyr wehte, um ihn umzublasen", wird die Geschichte antworten, dabei hinzufügend: „bis von der westlichen Hemisphäre der Hauch zum zweiten Male zu uns herüberwehte — um einen zweiten, auf die modernden Stützen der Legitimität gebauten Palast umzuwehen!" Wahrlich ich sage euch, es ist Zeit, daß Ihr Euren papierenen Götzen in Deutschland den Garaus macht, — es ist die höchste Zeit, daß Ihr Lebende befragt, „wie zu leben"; denn Menschen, die nur mit Todten umgehn, können nur als solche das Leben anschaun. Jedoch ich will Euch in zwei Worten den Unterschied zwischen Amerika und Deutschland andeuten: Amerika ist eine barbarische Civilisation, und für Deutschland ist der Satz umgekehrt richtig: ein civilisirter Barbarismus. In Deutschland ist das Volk die Peripherie, welche sich um die Axe der Regierung dreht, hier ist das Volk die Axe, um welche sich die Peripherie, die Regierung schwingt. Schaffet neue, gesundere Ideen unter Euch, statt die alten auszuflicken — mögen sie richtig oder falsch sein, darüber lasset die Welt entscheiden! Betet das Volk an, und wenn ihr Fluchen liebt, so fluchet sieben und dreißig

Mal! — In England hat der Adel die Bewegungen des Volkes geleitet, er ist an die Spitze derselben getreten — in Deutschland dagegen ist er nur Schmutz in einem complicirten Uhrwerke gewesen, welcher den Cours der Maschinerie stets hemmt, statt sie zu ölen. Amerika und Deutschland stehen sich einander gegenüber wie Mannes- und Greisenalter, und dennoch ist Amerika reicher an Erfahrung als Germanien; denn den ganzen Zerstörungs-Entwickelungsprozeß, welchen Amerika bereits durchgemacht hat, soll sich in Deutschland erst entwickeln; vielleicht verspürt man schon jetzt die ersten Wehen dieser Wiedergeburt. Amerika empfindet noch die Nachwehen seiner Wochentage, während die Deutschen eben im Begriff stehen, den Prolog zu demselben Drama abzuleiern. Amerika ist die Verwirklichung einer gesunden Praxis, während Deutschland uns ein Buch voll unpractischer Theorien darbietet; während Amerika mit Stolz auf seine kurze Geschichte zurückblickt, muß Deutschland Thränen vergießen, wenn es über die seinige nachdenkt. Und wirklich hat es Ursache dazu, wenn es Institutionen bei uns in voller Blüthe und Wirksamkeit sieht, die doch eigentlich ihm angehör-

ten, die man ihm aber, wie einem Kinde ein schneidendes Messer, aus den Händen wand.

Doch genug davon — fuhr der Redacteur fort — bemüht Euch natürlich zu schreiben, grade so, wie es Euch in den Sinn kommt, suchet nicht nach Worten, und vor Allem seid darauf bedacht, daß ein Wort nie zu stark sein kann, zwei Uebertreibungssünden sind nicht halb so sündhaft als eine Unterlassungssünde — und dann werde ich zusehn, was sich mit Euern Arbeiten machen läßt." Der Ausgewiesene nahm sich dieses zu Herzen und die nächsten fünf bis sechs Tage sahen ihn emsig beschäftigt, donnernde Philippiken gegen Monarchien und Hierarchien zu schreiben, wovon einige wirklich in Druck genommen wurden. Allein blos von dem Honorar konnte er nicht leben; denn es reichte kaum hin, seine Ausgaben für Kost und Logis zu decken. Er sah sich also in die Nothwendigkeit versetzt, um permanente Beschäftigung sich umzuthun, einerlei, welcher Art sie sei. Ob es nun seinem Charakter fehlte, oder ob sich das Schicksal gegen ihn verschworen hatte, das konnte man nicht bestimmen, gnüge es also zu sagen, daß er nicht glücklicher war als zuvor.

In Nachdenken versunken schritt er eines Abends gegen zehn Uhr den Broadway entlang, seiner Wohnung zu, wenig der glänzenden Läden, noch der Vorübergehenden achtend, als seine Aufmerksamkeit plötzlich an der Ecke einer mangelhaft erleuchteten Gasse, welche den Broadway durchschnitt, gefesselt wurde, und zwar durch einen Schrei, welchem unmittelbar der Ruf „to help" (zu Hülfe) erfolgte. Er stürzte in die Gasse und erblickte ein Frauenzimmer sich mit allen Kräften gegen einen jungen wohlgekleideten Mann wehrend, der bemüht war, sie in seine Arme zu schließen. Der Wüstling entfloh, sobald er die zeitige Hülfe erblickte, und als der Retter die dankende Dame in den Broadway zurückgeführt hatte, erkannte er zu seinem nicht geringen Erstaunen Miß Ellen, eine der Waisen, die in demselben Hause mit ihm wohnten, und welche, wie ich bereits erwähnt habe, sich mit Putzmachen ernährten. Der Umstand, daß der Ausgewiesene die eine derselben von den frechen Zudringlichkeiten des eben entflohenen Mannes befreite — wahrscheinlich mußte derselbe sie für eine Person angesehn haben, die sie nicht war — war zufällig und geringfügig, denn welcher andere Mann würde nicht dasselbe gethan haben, und

doch hegte Miß Ellen ein inniges Gefühl der Dankbarkeit gegen ihn, für Dienste, die er doch verpflichtet war, jedem schutzlosen Weibe zu leisten. Da aber der Ausgewiesene später wieder mit Ellen zusammentraf, wenn auch nicht auf eine so abenteuerliche Weise, und das Schicksal dieser Dame nicht ohne Interesse sein kann, so muß ich mir die Freiheit nehmen, einige Wochen in dem Tagebuche des Ausgewiesenen zu überschlagen, um etwas über jene zwei liebenswürdigen Waisen zu sagen. Die Großeltern derselben waren französischer Abkunft und Hugenotten, die aus ihrem Vaterlande ausgewandert waren, um diejenigen bürgerlichen Rechte ungestört in Amerika genießen zu können, deren sie in Frankreich nicht theilhaftig werden konnten. Die Familie, einst wohlhabend, war jedoch verarmt; nur der Mutter Schwester der beiden Mädchen war es gelungen, in Lousiana einen reichen Pflanzer zu ehelichen, und obgleich es dieser Tante wohl zugekommen wäre, ihre verwaisten und verarmten Nichten zu sich zu nehmen, besonders da ihre Ehe kinderlos geblieben war, so beschränkte sie sich doch blos darauf, denselben eine karge Unterstützung angedeihen zu lassen, welche darin bestand, der Mistreß French in langen

Zwischenräumen eine kleine Summe, etwa 50 oder 60 Dollars, für ihre jungen Pflegebefohlenen einzusenden. Dies reichte kaum hin, um dasjenige zu ergänzen, was sich die beiden nicht mit der Nadel und Scheere verdienen konnten; ihnen aber eine angemessene Erziehung geben zu lassen, das fiel der reichen Tante nicht ein. Ihr Gemahl besonders legte auch bedeutenden Widerspruch ein gegen jeden Vorschlag, den sie in einer guten Stunde einige Mal machte, den schuldlos verarmten Verwandten auf eine edlere, freilich kostspieligere Weise beizustehn; denn er war streng katholisch, zu einer jener französischen Familien gehörig, die in Louisiana im unabhängigen Besitze ihrer ungeheuren Grundstücke kleine Monarchen vorstellend, jede Annäherung zu einer verhaßten Secte lange verschmäht haben. In der Wahl seiner Gattin hatte sich Girardin von seiner Liebe für eine Ketzerin fortreißen lassen, er hatte nur sein Gefühl befragt, und indem er seine Braut in der That als ein Muster weiblicher Schönheit betrachten konnte, lebte er auch zu gleicher Zeit der Ueberzeugung, sie besitze einen vortrefflichen Charakter. Darin fand er sich jedoch getäuscht und machte die traurige Erfahrung, daß alles das, was

er für ächtes Gefühl gehalten hatte, nur Affectation gewesen sei. Wirklich, Madame Girardin besaß einen aufbrausenden, herrschsüchtigen Charakter, und das ist, wie bekannt, die größte aller weiblichen Untugenden. — Einige Monate nach der Hochzeit trat eine Spannung ein — diese vergrößerte sich — wurde zu einer offnen Fehde — an einen Vergleich war nicht zu denken, und so standen die Sachen, als die ältere der beiden Waisen das Licht der Welt erblickte. Im nächsten Jahre wurde die jüngere geboren. Ihre Mutter aber lebte kaum so lange, um ihr Neugebornes zu erblicken, sie entsagte dem Irdischen in New-Orleans. Einige Jahre lang blieben die Geschwister noch in New-Orleans unter der väterlichen Sorge, und als nun auch dieser das Zeitliche segnete, übernahm die Tante, Madame Girardin, welche noch immer im offnen Kriege mit ihrem Manne lebte, die Sorge für die verwaisten Kinder, die einzig und allein darin bestand, daß sie dieselben nach New-York schickte, um dort etwas zu erlernen, womit sie später sich selbst fortzuhelfen im Stande seien, und in dieser Beschäftigung erblickte sie der Ausgewiesene während seines Aufenthalts in New-York. Dies war aber nur dasjenige, was Mistreß French von

den Mädchen wußte, welches ihr theils von der Tante mitgetheilt worden war und das sie theils sich als Ergänzung hinzugedacht hatte. Sie hatte alles den Waisen schon oft erzählt, welche, da sie noch jung waren, als ihre Eltern starben, selbst wenig davon wissen konnten; auch verhehlte die ehrbare Wirthin keineswegs ihre Mißbilligung über das theilnahmlose Benehmen der reichen Verwandten. Indessen wurden ihre Briefe, worin sie um eine bedeutendere Unterstützung der ihr Anvertrauten gebeten hatte, kalt und abschlägig beantwortet und auf die Briefe der Mädchen erfolgte gar keine Erwiederung. — Schon längst war der Krieg zwischen Madame Girardin und ihrem Ehemanne beendigt, wahrscheinlich war letzterer der beständigen Fehden überdrüssig geworden; denn Madame wurde Herrin und herrschte unumschränkt. Aber ihrer Herrschaft wurde ein Ziel gesetzt. Als sie einstmals in einem Anfall von unbeherrschbarem Zorne über eine widerspenstige Sclavin es unternahm, eine körperliche Züchtigung an derselben zu vollziehen, zog sie sich dadurch einen Anfall von Apoplexie zu, woran sie nach kurzer Zeit verschied. Damit schien also alle Hoffnung der Waisen auf fernere Unterstützung abgeschnitten zu

sein; aber nein, denn ein Brief von Herrn Girardin, der ihnen den Tod ihrer Tante mittheilte, forderte die beiden Mädchen dringend auf, zukünftig ihren Aufenthalt auf seiner Plantage zu nehmen, um der Bestellung seines Hauses vorzustehn, und daß die zwei sich nicht lange besannen, auf das gütige Anerbieten einzugehn, kann man sich denken. Nicht wenig aber wunderten sie sich, daß ihr Oheim seine Gesinnungen in Bezug auf sie schnell geändert haben könnte; denn wie ihnen Mistreß French versichert hatte, sollte es nur der Unterschied im Glauben gewesen sein, der ihn gegen sie eingenommen hatte. Auch die Wirthin war darüber sehr erstaunt, und nunmehr gern bereit, ihr früheres Urtheil gänzlich zurückzunehmen. Es lag in der Handlungsweise des Oheims und der Erzählung der Mistreß French von ihm ein bedeutender Widerspruch; jedoch fiel dergleichen den zwei Mädchen nie ein; die Wirthin konnte übrigens auch falsch berichtet worden sein, oder ihre Folgerungen konnten unrichtig sein. — Man hatte den Geschwistern eine Wohlthat erwiesen, man beabsichtigte, sie aus der Dunkelheit des Lebens einer Putzmacherin hervorzuziehn — und es ist begreiflich, daß sie wenig nach

den Motiven fragten, die den Wohlthäter, der ihnen nur dem Namen nach bekannt war, dazu bewegen mochten. Sie waren sogar geneigt, der Tante die Schuld beizulegen, daß man sich bis jetzt geweigert habe, sie als Verwandte anzuerkennen, und nach einiger Ueberlegung kamen sie auf die Idee, der gutmüthige Oheim müsse bis jetzt einen zu bedeutenden Widerspruch von seiner Gattin zu diesem Schritte vorgefunden haben. Aber Mistreß French hatte schon seit geraumer Zeit das Gegentheil behauptet. — Solche Punkte machten sie allerdings unschlüssig in ihrem Urtheil über den Oheim; dennoch hinderte das sie nicht, seinen Wünschen in jeder Beziehung nachzukommen.

IV.

Wir wollen nun dem Ausgewiesenen eine Zeitlang seinem Schicksal überlassen und uns eine Weile mit dem der beiden Creolinnen befassen. Die jüngere war noch zu jung, um Anspruch auf den Namen Jungfrau machen zu können; doch versprachen ihre jugendlichen Formen, ihre noch nicht entschieden ausgebildeten Gesichtszüge vieles. Miß Ellen dagegen konnte man mit Recht ein Muster weiblicher Schönheit nennen von durchaus südlichem Gepräge. Ihre Gesichtsfarbe war ursprünglich sehr dunkel, ins Olivenfarbige schimmernd, allein der lange Aufenthalt im Norden hatte das bedeutend vermindert. Das Haar entsprach ihrem Teint, es war pechschwarz, ausnehmend stark und sehr gelockt, welches aber nur oberhalb der Stirne sichtbar ward, da Kamm und

Bürste das ihre gethan hatten, den Theil des üppigen Haarwuchses so glatt wie möglich zu machen und der andere Theil in Zöpfe gewunden war. Bei uns geben sich die Damen außerordentliche Mühe, dieses Wellenförmige der Haare künstlich hervorzubringen, die Creolin aber suchte es zu verbergen, und dennoch trat dies Gekräuselte so stark hervor, daß ein Sclavenbesitzer des Südens mit Kennermiene den Kopf geschüttelt und gesagt haben würde: there must be some negro-blood in that girl. Miß Ellen war von mittlerer Größe und ihre Formen regelmäßig und überaus gerundet, und sie könnte wohl am ersten mit Byron's Schönheit der famosen Dudu seines Don-Juan verglichen werden. Freilich auf gediegene Bildung konnte sie nicht Anspruch machen, indessen konnte sie sich wohl mit den Damen auch über ihrem Stande messen, denn sie hatte viel gelesen, und darin besteht ja hauptsächlich die Ausbildung des weiblichen Geschlechts in den Vereinigten Staaten. Ein herrlicher Charakter, eine große Herzensgüte, gemischt mit einem Anstrich von Schwermuth, welche wahrscheinlich durch das Gedrückte ihrer Verhältnisse entstanden war, vertuschten übrigens die kleinen Mängel, die man in einer Unter-

haltung wohl bei ihr entdecken mochte. Mit diesen geistigen und körperlichen Reizen ausgestattet, hatte sie die sehnsüchtigen Blicke manches jungen Mannes auf sich gezogen, unter welche man auch den Sohn des alten Orgelbauers zählen konnte, der sich jedoch alle Heirathsgedanken aus dem Kopfe schlug, da Miß Ellen, wie wir wissen, arm war. Er hatte ihr jedoch, so wie auch der übrige männliche Theil der Hausbewohner, immer besondere Beweise der Aufmerksamkeit geschenkt, weswegen die Statistinnen und Choristinnen sie nicht wenig beneideten, und oft vergeblich kokettirten, um dieselben Aufmerksamkeiten auch sich zu erwerben. Von den Männern war es nur der Ausgewiesene, der sich der besondern Gunst der schönen Creolin erfreuen konnte. Schon ehe er das Glück gehabt hatte, sie von den Zudringlichkeiten des Wüstlings, welcher sie auf der Straße angefallen hatte, zu befreien, hatte es ihm geschienen, als sei er ihr nicht gleichgültig gewesen; nach jenem Abenteuer indessen war die Thüre zu gegenseitiger Mittheilung zwischen den Beiden geöffnet worden, und der Ausgewiesene, so wenig es ihm auch zustand, in seiner gegenwärtigen precären Lage an Liebe zu denken, konnte sich nicht enthalten, ihr seine Zu-

neigung zu bekennen. Und erhörte sie seinen Antrag? — Wenigstens wies sie ihn nicht ab. So standen denn die Sachen, als der Brief des Oheims ankam, der die zwei Schwestern in das Haus des reichen Verwandten rief: Es war ein Donnerschlag für den Deutschen und auch bei Miß Ellen verursachte die Nachricht ein Gemisch von Schmerz und Freude. Schmerzlich war es ihr, aus dem Kreise, in welchem sie so beliebt war, und besonders von unserm Deutschen zu scheiden — aber sie empfand zu gleicher Zeit auch ein behagliches Gefühl, sich so plötzlich ihrer bedrückten Verhältnisse überhoben zu sehen, um dafür bei ihrem reichen Verwandten in Fülle und Wohlhabenheit zu leben. Es wurden also die Anstalten zur Abreise getroffen, zu welchem Zwecke der Oheim eine Note von hundert Dollars eingesandt hatte, und 6 Tage nach Empfang des Briefes nahmen sie Abschied von ihren Hausgenossen, um sich auf einem Packetboote nach New-Orleans einzuschiffen. Der Deutsche, so wie auch die Wirthin, begleitete dieselben bis auf's Schiff, und als das Schleppdampfboot nahte, um das Packetschiff in See zu bringen, da sagte der Ausgewiesene Miß Ellen Adieu. Der Abschied muß rührend gewesen

sein, denn die Wirthin bemerkte ihm auf dem Rückwege zur Wohnung scherzend: „Ich möchte wetten, Ihr habt eine Geliebte verloren.“ Die Schwestern kamen glücklich in New-Orleans an, wo die jüngere einstweilen bleiben sollte, und zwar in einer Familie, die mit dem Oheim befreundet war, damit sie noch etwas ausgebildet werde. Miß Ellen reiste nun auf dem nächsten Dampfboote unter der besondern Protection des Capitains desselben nach der Plantage des Oheims, die in der Nähe von Baton-rouge am Mississippi gelegen war, ab und erreichte auch diese, ihren neuen Wohnort, ohne Unfall.

Aus der Schilderung dieser Plantage, bei welcher wir etwas verweilen müssen, wird der Leser ersehen, daß ich nicht blos darnach trachte, ihm das Gute der amerikanischen Freistaaten vor seine Blicke zu führen. Er wird vielmehr in dieser Louisiana-Pflanzung einen schlagenden Gegensatz zu dem Leben in dem Boardinghause der Mistreß French in New-York erkennen, und auch zu gleicher Zeit den Unterschied zwischen Süden und Norden. Die Pflanzung bestand aus einem ungeheuren Grundstücke, das sich ungefähr eine ganze englische Meile die Wasser des Mississippi entlang erstreckte und über zwei Meilen

breit bis in die unabsehbaren Sümpfe, welche die sogenannte Coast oder Küste von Louisiana einfassen, ausdehnte. In einer Entfernung von 2 bis 300 Schritt vom Flusse war das Wohnhaus des Herrn Girardin erbaut, sehr geschmackvoll aufgeführt und, wie gebräuchlich in diesen warmen Gegenden, mit 6 Fuß breiten Portalen ringsum versehn. Von dem hohen Damme, welcher den Fluß in seinen Schranken hielt, bis an das Wohnhaus dehnte sich ein gut in Ordnung gehaltener Garten aus, durch dessen Mitte sich eine Allee von China-trees zog, die zum Wohnhause führte; alles Uebrige des schon bezeichneten Grundstückes bestand aus Zucker- und Baumwollenfeldern. Vom Flusse aus betrachtet gewährte das Ganze einen wunderbaren Anblick, der einem etwas feenartig erschien, wenn man die dicke, sumpfige Waldgegend, die sich im Hintergrunde die grünen Felder entlang hinzog, deren traurige, öde und ursprüngliche Wildniß einen sonderbaren Contrast mit den Anzeichen der menschlichen Industrie bildeten. Es kam einem vor, als sei diese lichte Stelle der sumpfigen Wüste, durch die der Mississippi fließt, durch die überirdische Macht einer Fee plötzlich hingezaubert worden. Es gewährte aber bald wieder

eine genugthuende Betrachtung, wenn man daran dachte, daß der Mensch dies geschaffen und zwar im directen Kampfe gegen die Natur und besonders gegen ihr wässeriges Element. — Doch eben so schnell, als dieser Gedanke entstand, mußte er wieder verscheucht werden durch Knallen von Peitschen, welches von der Ferne erschallte, durch den Wehruf schwarzer Menschen, die ihre weißen Brüder um Gnade flehten, während sie doch ein Recht hatten, Gerechtigkeit von ihnen zu verlangen. Man wurde gezwungen, sich jener angenehmen Betrachtungen über die Kraft und Ausdauer des Menschen zu entschlagen, wenn man lange Reihen von Negern erblickte, die wie die verschiedenen Theile einer ungeheuren Maschine an den Dämmen arbeiteten, welche vor Kurzem Noth gelitten hatten; wenn man sah, wie diese Maschine von zwei bis drei Maschinisten zu Pferde mit der Geißel in Bewegung gesetzt wurde. In einer Entfernung von circa 5 bis 600 Schritten vom Wohnhause standen die sogenannten negro-cabins (Neger-Wohnungen) in zwei regelmäßigen Parallellinien, die übrigens gut und zweckmäßig aufgeführt waren. Hinter jedem Hause war dem Bewohner desselben ein Stückchen Land von unge-

fähr hundert Quadratfuß eingeräumt, auf welchem ihm in den Mußestunden, d. h. Sonntags, erlaubt war, Kartoffeln und Gemüse zu seinem eignen Bedarf zu cultiviren. Zwischen der Villa des Pflanzers und den Hütten der Sclaven befand sich das Wohnhaus der overseers (Aufseher), ein gutes geräumiges Gebäude, wie dasjenige des Plantagen-Besitzers mit einem Portico versehen. Aber dieses Portico, welches erbaut ist, um die schwülen Abende darauf zuzubringen, und von dem aus man die ganze Reihe der Negerhütten übersehen konnte, wurde meistens zu ganz andern und unedlern Zwecken benutzt. Bei dem Anblick der hier paradirenden Folterwerkzeuge überlief's Einen kalt und erinnerte unwillkürlich an Beschreibungen einer Folterkammer, so wie man sie zur Zeit der Inquisition wohl antraf. Man fand hier ungeheure hölzerne, nech-yokes genannte Joche, mit eisernen Ringen verstärkt, an den Wänden aufgestellt, in welche man den Hals eines widerspenstigen Negers steckte, und in diesem Joche, von welchen einige wohl fünfunzwanzig bis dreißig Pfund wogen, wurde ein solcher gezwungen, seine gewöhnliche Arbeit zu verrichten. Ferner sah man noch ein ähnliches Marter- oder Strafwerkzeug,

„stocks“ genannt. Dies bestand aus einer breiten eichenen Bohle, worin fünf bis sechs Löcher, eben groß genug, um den Hals eines Menschen zuzulassen, aber nur drei und einen halben Fuß über der Erde, so daß der Sträfling, dessen Nacken darin eingezwängt worden war, in einer gebückten und auf die Dauer äußerst schmerzhaften Stellung zubringen mußte. Das schien übrigens noch nicht peinigend genug, denn hinter ihm war ein ähnliches Bret angebracht, mit eben solchen und nur kleinern Löchern versehn, in welche man, die Arme in einer unnatürlichen Lage auf dem Rücken zurückbiegend, seine Handgelenke zwängte. In diese Maschine ließ man den Unglücklichen stecken, bis ein Krampf als natürliche Folge einer solchen Verzerrung der Glieder dieselben durchzuckte; — alsdann mußten ihn die Aufseher entlassen. Diese Stocks wurden in Anwendung gebracht, wenn der Negersclave sich einen Diebstahl hatte zu Schulden kommen lassen, oder wenn sein Körper von dem unmenschlichen Peitschen schwielig und unempfindlich geworden war. Man pflegte sie in solchen Fällen des Nachts über, erst nach vollbrachter Tagesarbeit, in die genannten Maschinen zu sperren, damit ihre Dienste dem Pflanzer nicht

dadurch entzogen würden. Alsdann mußte ein anderer Sclave stets bei dem Sträflinge wachen, um die Overseer, sobald die Krämpfe über ihn kommen sollten, davon zu benachrichtigen. Neben den Stocks lagen Fußeisen, Handfesseln und andere Werkzeuge, welche die Overseer in spöttischer Ironie „Sewlry“ (Geschmeide) nannten und die denjenigen Sclaven, welche einen Versuch zum Entweichen gemacht hatten, angelegt wurden und womit sie sich oft Jahrelang herumschleppen mußten. In dem Wohnzimmer der Overseer hingen Büchsen und Pistolen und Peitschen an den Wänden umher; aber in einer Ecke des Zimmers stand ein Ding, welches so recht die erfinderische Grausamkeit der Aufseher bekundete, so daß man sich wirklich wundern muß, daß es noch Menschen geben könne, die sich für einige lumpige oder vierhundert Dollars zu einem solchen Scharfrichteramt — doch das Wort bezeichnet nur schwach: Schinderamt will ich's nennen — noch hergeben können. Wahrhaftig, ohne die Worte der heiligen Schrift: „Du siehst wohl den Splitter in deines Bruders Auge, während du den Balken in deinem eignen nicht bemerkst", auf sich selbst beziehen zu müssen, möchte man diese Barbaren wohl verfluchen.

Man denke sich einen Menschen, dessen hauptsächliches Geschäft es ist, Jahr aus Jahr ein solche Folter an Menschen auszuüben; — sollte man da nicht an der Menschheit verzweifeln? Gern möchte ich des Lesers Gefühl mit einer krassen Darstellung jener Gräuel verschonen; allein er kann wohl denken, daß ich eine Verletzung seines Zartgefühls nicht bezwecke. Vielmehr beabsichtige ich den kleinen Tyrannen Louisiana's einen Spiegel vorzuhalten, in welchem sie ihr Ebenbild erblicken sollen. Nicht vergrößert, das sei ferne von mir, aber in seiner schrecklichen Wahrheit, und sollte mein Buch je das Glück haben, in ihre Hände zu fallen, so wird ihnen ihr Gewissen sagen: der Kerl hat die Wahrheit gesprochen. Doch man höre, was kommt, und bereite sich für eine Gänsehaut. Jenes Ding, wovon ich eben sprach, sah einem Popanz sehr ähnlich, wie man ihn wohl bei uns in die Gärten hinstellt, um die Vögel zu verscheuchen. Es war eine Nachahmung der menschlichen Gestalt in Lebensgröße, bestand aber nicht aus Lumpen, sondern aus Hirschleder und schien mit Pferdehaaren ausgestopft zu sein. Dasselbe stand in einer Ecke des Zimmers, gegen die Wand gelehnt, und wurde durch einen

starken Nagel empor gehalten, und der Rücken und die Schenkel der Gestalt waren dick mit Kreide überstrichen. Und wozu diente es? wird man fragen. Es diente den Aufsehern, um sich in Peitschenhieben zu üben! — Man denke sich nun einen Menschen, der, stundenlang vor der Gestalt stehend, sich übt, richtiger, schmerzhafter, peinigender zu treffen, damit er es später mit gutem Erfolge an lebenden Menschen wiederholen könne. Das Peitschen der Sclaven wird nämlich unter den Sclavenbesitzern ganz kunstgerecht betrieben, daher das sehr gebräuchliche Wort „science whipper", und diese verdammungswürdige Kunst besteht darin, den Neger mit der Peitsche zu treffen, daß es ihm bedeutende Pein verursacht, ohne dadurch seine Gliedmaßen zu beschädigen, welches ihn zum Arbeiten unfähig machen würde und ein Verlust für den Besitzer wäre. Um dies zu erzielen, trifft man ihn nur auf den Rücken oder auf die Schenkel mit der aus gezwirnter Seide angefertigten Schnur, in welche die langen Negerpeitschen auslaufen. Diese Schnur wovon vielleicht nur ein Ende von drei Zoll trifft, ritzt wohl bei jedem Hiebe die Haut, verursacht aber doch keine Gebrechen. Die lederne Gestalt in der Ecke, welche den Aufseher als

Uebungszielscheibe diente, war aus dem Grunde mit Kreide überstrichen, weil dadurch jeder Schlag einen dunkeln Streifen zurückließ, und sie darnach beurtheilen konnten, ob sie richtig getroffen hätten. Und diese teuflische Kunst ist von den Dämonen, die sie ausüben, auf eine solche Höhe geschroben worden, daß sie sich rühmen, eine Fliege auf dem Rücken eines Negers treffen zu können. — Sollte man glauben, daß es Leute gäbe, die ein Studium aus einer solchen Teufelskunst machen? Die mit solchem Gräuel Gottes schöne Welt beflecken können? — Indessen ich bin noch lange nicht fertig, und wenn der Leser meinen Zweck berücksichtigt, wird er mich auch ferner anhören. An dem Tage, da Miß Ellen die Pflanzung ihres Oheims betrat, gewahrte sie gleich einen Anblick, welcher ihren Oheim nicht in das beste Licht bei ihr stellte. Die Sclaven, alt und jung, waren grade an den Dämmen beschäftigt, welche durch das hohe Wasser Noth gelitten hatten, und da der Fluß gegenwärtig noch im Steigen war, erforderte es die größte Eile und Anstrengung der Neger, die entstandenen Lücken auszufüllen. Die drei Aufseher und Herr Girardin selber ritten also hin her, hier ermunternd und dort strafend. — Ein alter Sclave, dessen

Haar schon ergraut war, konnte nicht mit den raschen Fortschritten seiner jüngern Leidensgefährten Schritt halten, er kam also mit seinem Schiebkarren stets eine kleine Weile zu spät — und schützte Krankheit vor. Einer der Aufseher, dies sehend, schwang drohend seine Peitsche über dem Unglücklichen, der mit dem Karren grade an dem äußersten und dem Wasser am nächsten Abhange des Dammes stand. Er machte eine Anstrengung, um die Strafe von sich abzuwenden, aber der Karren stak fest in der lockern Erde, und als er einen kräftigen Ruck an demselben that, um ihn zu befreien, gelang ihm dieses zwar, aber auch der Karren rollte weiter, denn er rollte — den schlüpfrigen Abhang hinunter in den Strom. Herr Girardin, in einer kleinen Entfernung stehend, erblickte den Verlust seines Werkzeugs und wüthend sprang er auf den bestürzten Neger los, riß dem Aufseher die Peitsche aus der Hand und versetzte dem Schwarzen mit dem schweren Griff derselben einen solchen Schlag auf den Kopf, daß derselbe besinnungslos dem Schiebkarren nach in den Strom taumelte. Zwar gelang es, ihn zu retten; indessen blieb die That aus dem Grunde nicht weniger gehässig. Auch schien er sich gar nicht um die Rettung desselben zu

kümmern, und stieß unmittelbar nach geschehener That gleichgültig die Worte aus: der verdammte alte Neger ist doch keine fünfzig Thaler mehr werth. — Diesen Auftritt erblickte Miß Ellen, als sie eben im Begriff war, sich ihrem Oheim vorzustellen, und sie konnte sich eines Schauders kaum erwehren, als sie dieselbe Hand, welche eben den ruchlosen Streich geführt hatte, nun pflichtgemäß drücken mußte. Der Oheim war freundlich, und das war Alles. Er schien seine Augen an ihren symmetrischen Formen zu weiden, konnte ihre Taille, ihre helle Gesichtsfarbe, ihren zierlichen Fuß u. s. w. nicht genug bewundern, und meinte, sie würde wohl seine treue Wirthschafterin werden. Girardin übergab jetzt sein Pferd einem Sclaven und führte seine Nichte in das Wohnhaus; zuvor aber sollte sie seine Plantage in Augenschein nehmen; denn diese zu zeigen gewährt den Besitzern eine große Genugthuung. Zwei Negerinnen folgten auf Herrn Girardin's Wink ihrer neuen Gebieterin, um dieselbe über jede kothige Stelle hinwegzutragen. Man besichtigte den herrlichen Garten, nahm die Baumwollenpresse in Augenschein und schloß zuletzt mit dem sogenannten „sugar-house", in welchem der Zucker bereitet wird. Allein

hier sollte sie wieder einen andern Beweis von der rohen Grausamkeit ihres Verwandten sehen, der ihr Gefühl, da sie im Norden, wo man die Sclaverei des Südens verabscheut, erzogen war, auf's Neue verletzte. Die Arbeiten der Neger in dem eben genannten sugar-house gehören zu den mühseligsten und anstrengendsten. Und da sie auch zu gleicher Zeit eine ungetheilte Aufmerksamkeit erfordern, müssen die Aufseher beständig dieselben bewachen, und die Strafen, die sie den Negern, falls sie etwas nachlässig sich zeigen, auflegen, sind in demselben grade grausamer, als ihre Arbeit härter ist. In dem Fabrikgebäude stand eine Leiter gegen die Wand gelehnt, die nach ihrer Construction nicht zum Steigen berechnet war, denn die Sprossen derselben waren zu weit von einander entfernt, auch war dieselbe viel breiter, als gewöhnlich. Der Oheim hatte eben seiner Nichte das Kochen, Pressen u. s. w., wodurch der Zucker aus dem Rohre gewonnen würde, beschrieben, und als sie bemerkte, daß diese Arbeit sehr anstrengend sein müsse und große Aufmerksamkeit erfordere, legte der Sclaveneigenthümer lächelnd seine Hand auf die mittlere Sprosse jener Leiter: „Um die zu erzwingen, dazu haben wir Mittel; dies

unschuldige Instrument z. B. kann ein Neger nicht anschaun, ohne daß ihm sein Rücken kitzelt." Darauf beschrieb er mit pünktlicher Genauigkeit, wie man den Körper eines Sclaven zwischen diese Sprossen flechte, und wie derselbe dann vermöge der Construction der Leiter nicht im Stande sei, ein Glied zu rühren, wenn die Negerpeitsche knallte. — Welchen Eindruck diese Worte auf das unbefangene Gemüth des Mädchens, welchem solche Gräuel fremd waren, machte, kann man sich denken, und daß ihre erste Gesinnung, welche sie gegen den Oheim hegte, Abscheu war, ist ganz erklärlich. Indessen glaube man nicht, daß diese Schilderung blos dem Herrn Girardin gilt, sondern man kann sie mit einigen wenigen Ausnahmen auf alle Sclavenbesitzer Louisiana's in Anwendung bringen. Jedoch bitte ich zu bemerken, daß sie ausschließlich denen von Louisiana gilt, nicht aber in demselben Maße auf die übrigen Sclavenstaaten zu beziehen ist. Auch halte ich es für meine Pflicht, hinzuzufügen, daß diejenigen Eigenthümer, welche der angelsächsischen Race angehören, ihre Neger weit menschlicher behandeln, als die Abkömmlinge der Franzosen, welche jene ungeheuren Plantagen in Louisiana besitzen. Ein

Pflanzer von Kentucky, Virginien oder Missouri kann einem Neger, der nicht taugen will, keine ärgere Drohung machen, als wenn er sagt, er wolle ihn nach Louisiana verkaufen. Dieser Unterschied hat theils in dem aufbrausenden Temperament der Bewohner des Südens seinen Grund; denn der Anglo-Sachse ist zu berechnend, um nicht einzusehn, daß er sich bei einer menschlichen Behandlung seiner Sclaven besser steht, und läßt sich nicht so leicht von seinem Zorne zu Grausamkeiten fortreißen. Theils liegt ein anderer Grund wohl in dem Umstande, daß die Pflanzungen des Südens (Louisiana) umfangreicher sind, also eine größere Anzahl Sclaven erfordern, und dadurch eine strengere Disciplin nöthig gemacht wird. Allein ich glaube doch, behaupten zu können, daß der Hauptgrund wohl darin liegt, daß das menschliche Gefühl bei den Amerikanern stärker ist, als bei den Creolen des Südens; daß dies, wenn es auch durch Gebrauch, durch Vorurtheil gegen die schwarze Race Afrika's und durch Egoismus allmählig gedämpft worden ist, demungeachtet immer noch sich geltend macht. Schon jetzt finden die Bemühungen von wackern Männern für anti-slavery ein offnes Ohr, und zwar in Städten, wo sie sich

früher nicht blicken lassen durften. Es sind Aussichten da, daß jene Männer, die einst so heroisch für die Rechte der Menschheit kämpften, die einst das natürliche Recht aller Völker so erfolgreich dem sogenannten historischen Recht der Legitimität gegenüber geltend machten, auch diese Rechte ihren schwarzen Mitmenschen zu Theil werden lassen.

Miß Ellen folgte nunmehr dem Oheim in das Wohnhaus, welcher ihr auf dem Wege dahin noch einige Instructionen gab, wie sie sich gegen die schwarze Dienerschaft zu benehmen habe, indem er voraussetzte, daß sie als Nordländerin es nicht verstände, Neger zu behandeln. Er empfahl ihr die größte Strenge und prägte ihr insbesondere ein, sich nie von ihrem Gemüthe zur Nachsicht verleiten zu lassen; denn hätten die Neger einmal eine schwache Seite bei ihr bemerkt, so habe sie es rein verdorben, fügte er hinzu. Einige Umstände fielen dem Mädchen besonders auf. Herr Girardin wollte ihr durchaus nicht erlauben, ihn Oheim zu nennen, sondern ersuchte ihn ganz kurz, ihn künftig Girardin anzureden. Auch fand sie schon in den ersten Stunden, daß er alle ihre Fragen über die verstorbene Tante mit derselben Wortkargheit zurückwies, blos bemer-

kend, es sei das ein Gegenstand, worüber zu sprechen er nicht liebe. Was aber Miß Ellen am meisten in Erstaunen setzte, war die Erfahrung, die sie machte, daß der Oheim nicht katholisch sei, sondern der reformirten Kirche angehöre. Mistreß French, ihre Wirthin in New-York, hatte ihr doch erzählt, daß eben der Unterschied im Glauben zwischen ihm und seiner verstorbenen Gattin der Grund gewesen sei, warum man sie und ihre Schwester nicht habe aufnehmen wollen. Dies also konnte nicht der wahre Grund gewesen sein, indessen da sie Girardins Abneigung bemerkt hatte, sich über Familienangelegenheiten mit ihr zu besprechen, stellte sie alle ihre Fragen ein, um ihm nicht ferner lästig zu werden. Darüber nachzudenken, dessen konnte sie sich jedoch nicht erwehren; da sie aber gar keinen Grund hatte, um darauf die Gebäude ihrer Folgerungen zu bauen, so schlug sie sich die Gedanken nach und nach aus dem Sinn und betrachtete die Erzählung der Mistreß French als ein Mährchen. Girardin behandelte seine Nichte freundlich, obgleich kalt, und vertraute ihr nach einigen Tagen die ganze Leitung seines innern Hauswesens an, worüber bisher eine alte Sclavin die Oberaufsicht geführt hatte. Die Dienerschaft des Hauses

machte ihr wenig Mühe; denn diese war von Jugend auf daran gewöhnt, selbst den leisesten Winken ihres tyrannisirenden Herrn Folge zu leisten. Diese Aufmerksamkeit der weiblichen Domestiken, welche mit ängstlicher Spannung die Blicke und jede Bewegung ihrer Herrin bewachten, war der einfachen Putzmacherin, die früher kaum eine hülfreiche Hand zu ihrer Disposition gehabt hatte, oft sehr peinlich. Daß ihr dies nicht angenehm sei, wagte sie sogar in den ersten Tagen zu bemerken; es geschah während der Mittagsmahlzeit, da zwei Sclavinnen hinter ihrem Stuhle standen, um mit Pfauenfedern die Fliegen von den Speisen und den Speisenden fern zu halten. Allein eine unwillige Aeußerung ihres Oheims ließ die Worte auf ihren Lippen ersterben und von der Zeit an wagte sie keine Einwendung mehr dagegen. Außer Herrn Girardin war der Prediger, Reverend Mr. Griffith, der einzige Tischgenosse. Dieser war von verschiedenen Pflanzern in der nächsten Umgegend angestellt, und zwar einzig und allein, um die Sclaven der vier Plantagen in dem Worte Gottes zu unterrichten. — O, ungeheure Hypokrisie, diese Egoisten, welche sich nichts daraus machten, die Glückseligkeit von Hunderten ihren selbstsüchtigen

Plänen aufzuopfern, stellten sich an, als wenn ihnen das zukünftige Wohl ihrer Sclaven am Herzen läge. Warum man übrigens bemüht ist, den Sclaven Unterricht in Religion zu ertheilen, wird man gleich, sobald man nur sechs Worte von jenen Predigern gehört hat, errathen können. Herr Griffith predigte jeden Sonntag auf einer von den vier Pflanzungen und wohnte abwechselnd 3 bis 4 Monate lang bei einem seiner vier Brodherrn. Von den Predigten, die er seinen schwarzen Anbefohlenen hielt, war die eine beinah wie die andre; sie fing damit an, daß die Neger die Abkommen Esau's seien, daß der Herr gesagt habe, sie sollten den Weißen unterthan sein, und daß sie aus dem Grunde ohne Murren in ihr Schicksal sich fügen müßten. Die Mitte der Predigt war gewöhnlich eine Lobrede über die Sclavenherren, daß die Neger sich glücklich schätzen könnten, solche gütige Herren zu haben, welche ihnen Brod, Kleidungsstücke u. s. w. zukommen ließen, und die ihnen nur dann, wenn sie ihre Pflicht nicht erfüllten, Strafe ertheilten. Das sei ein glückliches Loos, besonders wenn sie bedächten, daß der fromme Job vom höchsten Herrn gestraft worden wäre, ohne daß er solche Sünden sich zu Schulden hätte kommen lassen, wie

sie. Dann fuhr der Mann Gottes fort, den dummen Schwarzen zu schildern, daß jede Züchtigung, die sie in der vergangenen Woche empfangen hätten, eine Fügung des Herrn sei, welcher gerechte Ursache habe, die Sünden der Schwarzen durch seine weltlichen Richter (die Pflanzer) zu ahnden. Sie sollten also Alles, was ihre Herren über sie verhängen möchten, als eine heilsame Züchtigung betrachten, durch welche sie dereinst des ewigen Lebens theilhaftig werden könnten. Schließlich ermahnte er sie zur Reue und Buße, schilderte ihnen in grellen Farben die Qualen der Hölle, das jüngste Gericht, in welchem ihre Herren als Zeugen gegen sie auftreten und Zeugniß ablegen würden, ob sie (die Neger) treue oder schlechte Arbeiter in dem Weinberge des Herrn gewesen seien, und dergleichen mehr. —

Dabei ist zweierlei zu bedauern: erstens daß es noch Leute giebt, die so unwürdig handeln können, das Wort des Herrn, das Wort der Liebe auf eine solch abgeschmackte Weise zu verdrehen, und zweitens daß eine Classe Menschen noch so beschränkt ist, um sich solchen Quark vorplaudern zu lassen. Dennoch bringen diese Neger-Predigten, welche selbst in den Vereinigten Staaten sprüchwörtlich geworden sind,

oft eine große Zerknirschung unter den beschränkten Zuhörern hervor; es ist sogar nichts Seltenes, Sclaven so von Reue über ein Versehn, wofür sie bereits gestraft worden sind, erfüllt zu sehn, daß sie jammernd und schluchzend nach dem Gottesdienst Verzeihung von ihren Herren erflehn.

Herr Griffith hatte es in solchen Predigten zu einer großen Virtuosität gebracht, so daß Girardin selbst oft scherzend bemerkte, der ehrwürdige (reverend) Herr verstände schwarz in weiß zu verwandeln, nur solle er's sich ja nicht einfallen lassen, einen seiner Neger weiß zu machen, im Fall er mit seiner Logik mit ihm selbst in Collision gerathen würde. Girardin schätzte den Mann, weil er zu brauchen war, aber Miß Ellen verachtete ihn von ganzer Seele. Was ihn noch mehr als seine Reden in ihren Augen erniedrigte, war, daß er es sich nie angelegentlich sein ließ, den aufbrausenden Charakter des Oheims in seinen Ausbrüchen zu hemmen; sie hatte ihn sogar oft schadenfroh lächeln und beifällig mit dem Kopfe nicken sehn, wenn der cholerische Sclaveneigenthümer sich irgend eine Schandthat gegen die unglücklichen Schwarzen hatte zu Schulden kommen lassen.

In dieser Gesellschaft, der einzigen, die sie täglich umgab, fühlte sie sich unglücklich, und obgleich ihr nichts von den Bequemlichkeiten des Lebens fehlte, so sehnte sie sich doch nach dem gemüthlichen Boardinghause in New-York zurück und nach dem vorigen einfachen Leben. — Sonntags besuchte Master Burns, einer von den vier Pflanzern, die gemeinschaftlich den Griffith als Prediger für ihre Sclaven engagirt hatten, die Plantage. Burns kam gewöhnlich Nachmittags präcis zwei Uhr und brachte dann den übrigen Theil des Tages, so wie auch die darauf folgende Nacht, in der Gesellschaft seines Wirthes und des Predigers zu. Dieses Kleeblatt unterhielt sich über Neger, Aufseher, Politik, insofern sie Bezug hatte auf die Fortschritte der Abolitionsgesellschaft oder der Anti-Sclavereipartei. Burns brachte die Zeitungen mit; man las die Reden und die Schmähungen, die gegen die Bemühungen der Sclaven-Abschaffungs-Gesellschaft gerichtet waren, blickte wohl oberflächlich auf die Erwiederungen dagegen und ergoß sich dann in leidenschaftliche Ausbrüche des Unwillens gegen die Leiter der genannten Gesellschaft oder in Lobeserhebungen über die Redner davon. War dies Thema erschöpft, so

sprach man von den Tugenden oder Lastern der Neger, man theilte einander die gemachten Erfahrungen mit oder lobte oder tadelte das Betragen irgend eines Aufsehers. Miß Ellen nahm an solchen Unterhaltungen gar keinen Theil, und wie hätte sie es auch gekonnt, über Themata, die sie verabscheute, sich zu unterhalten, und worin diese Männer eine große Erfahrung und Vielseitigkeit bewiesen. Indessen durfte sie das ihren Oheim nicht merken lassen, und während die drei disputirten, war sie gewöhnlich im Nebenzimmer mit Nähen, Sticken oder andern weiblichen Arbeiten beschäftigt und bereitete den Grog, dem von den Männern fleißig zugesprochen wurde. Burns sagte sich gewöhnlich eine Stunde von der Gesellschaft los und machte Ellen im Nebenzimmer den Hof, wie er's nannte. Diese mußte ihn freundlich empfangen aus Rücksicht für den Oheim; aber obgleich der junge Sclavenbesitzer ihr schon öfter von Zuneigung, sogar von Liebe gesagt hatte, so konnte sie doch nicht umhin, ihn mit den zwei andern in eine und dieselbe Categorie zu bringen; sie gab ihm auf wiederholte Betheuerungen seiner Liebe deutlich genug zu verstehn, daß sie ihn geringschätze. Das machte

Burns jedoch nicht irre, sondern er begann eine systematische Verfolgung seiner Pläne, welcher sie nur dieselbe Negative entgegenstellen konnte, ohne sich seiner Zudringlichkeit ganz entziehen zu dürfen, und zwar wegen der schon erwähnten Rücksicht für ihren Wohlthäter. Gegen zehn oder eilf Uhr Abends, nachdem Ellen schon zur Ruhe gegangen war, trieb dies Triumvirat Sachen, die ich nur mit Abscheu berichte. Girardin hielt in seinem Wohnhause eine zahlreichere weibliche Bedienung, als nöthig war, die einfachen und wenigen Geschäfte zu verrichten, aus Guadraninnen oder Mulattinnen bestehend, die in der untern Etage des Hauses wohnten und besser gehalten wurden, als die gewöhnlichen Feldarbeiter. Wenn die Gesellschaft jedes Thema zur Unterhaltung erschöpft hatten, wenn man auch der Karten überdrüssig geworden war, so mußten jene Sclavinnen im Zimmer erscheinen, und über die Unziemlichkeiten, die dann vorfielen, wollen wir lieber den Schleier werfen. Miß Ellen war um diese Zeit schon zur Ruhe gegangen. Vielleicht wollte man ihrer Züchtigkeit nicht zu nahe treten? — Allein, als sie eines Sonntags Abends von ihrer Kammer in's Wohn-

zimmer zurücktrat, um etwas Vergessenes zu holen, erblickte sie genug, um ihre Brust mit Schauder und Empörung erfüllt zu fühlen.

Am nächsten Morgen theilte sie Girardin mit, daß sie entschlossen sei, nach New-York zurückzukehren. Eine Zeitlang schwieg Girardin still, er fragte sie um die Ursache des plötzlichen Entschlusses und ließ sich überhaupt an, als befremde ihn das Benehmen seiner Nichte. Sie zögerte natürlich, ihm die Gründe zu offenbaren, und sagte ihm, daß ihr das Leben im Süden im Allgemeinen nicht gefalle. Ein langes Stillschweigen erfolgte dann, man saß gerade beim Frühstück, und als Girardin die letzte Tasse Kaffee geleert und das letzte Ei zerschlagen hatte, wandte er sich, anscheinend gelassen, an die Nichte.

„Ellen, Du kehrst nicht nach New-York zurück", sprach er ganz bestimmt.

Diese entscheidende Antwort, die so viel sagte, als: Du hast keinen Willen als den meinigen, reizte den Widerstand des Mädchens, die zwar noch jung, aber schon manche Erfahrungen in der Schule des Lebens gemacht hatte. Von Natur von sehr entschlossenem Charakter, hatten ihr die Umstände, unter denen sie in New-York gelebt hatte, eine

gewisse Selbstständigkeit verliehen, die unter dem weiblichen Geschlecht in diesen Jahren selten ist, und daher trat sie dem cholerischen Pflanzer eben so entschieden entgegen, wie er selbst ihren Entschluß zurückgewiesen hatte.

„Es ist mir nicht bewußt, daß man Euch zu meinem Vormunde bestellt hätte", erwiderte sie mit einer Kürze, welche die Damen ihrer Nation charakterisirt.

Der Pflanzer maß sie mit herausfordernden Blicken; seine Augen leuchteten mit einem heimtückischen Feuer. — Wenn einer seiner Schwarzen diesen Blick gewahrt hätte, würde er sich lieber in den Gründen der Erde verborgen wünschen, als diesem Auge zu trotzen. Endlich brach der Zorn gegen Miß Ellen los. In gemessenen Schritten näherte er sich ihr, legte seine gewaltige Hand auf ihren weichen Arm, und krallte die Finger derselben zusammen, so daß es dem Mädchen einen Schrei des Schmerzes entlockte.

„Dirne", schrie er, „zwar Dein Vormund bin ich nicht, aber noch unumschränktere Macht steht mir über Dich zu. Wisse denn, Du bist..... Hier hielt er inne und vollendete seine Worte nicht. —

Höhnisch lachend befreite er ihren Arm, stieß die Gekränkte verächtlich von sich und verließ ohne ein anderes Wort das Zimmer.

Schluchzend warf sich Ellen auf das Sopha und lange rollten die bittern Thränen über die Rohheit, mit welcher Girardin, der einzige Verwandte, den sie besaß, nicht nur allein ihr Gefühl verletzt, sondern auch die Schranken, welche weibliche Schwäche stets dem Zorn des stärkern Mannes setzen soll, überschritten hatte. Als der heiße Born der Thränen versiegt war, verfiel sie in ernstliches Nachdenken über die sonderbare Handlungsweise des Pflanzers, dessen Leben ihre Verachtung verdiente und dessen geheimnißvolles Schweigen über seine eignen Verhältnisse, so wie die Worte, die er eben in Bezug auf sie ausgestoßen hatte, ihr ganz unerklärlich schien. Ihr Charakter hatte durchaus keinen romantischen Anstrich, und daß sie an eine romanenhafte Entwicklung jener Worte: „Wisse denn, Du bist.....", hätte denken können, war deßhalb nicht zu erwarten. Sie war also geneigt zu glauben, daß der Oheim als Verwandter ein größeres Recht auf ihren Gehorsam zu haben glaubte, und daß sein Zorn ihn verhindert habe, sich deutlicher auszusprechen, indem

die auflodernde Leidenschaft seine Sprache erstickt habe. Indessen wenn die Scene des gestrigen Abends, welche sie zufällig gegen ihren Willen in dem Wohnzimmer erblickt hatte, sich ihrer Erinnerung aufdrängte, schauderte sie unwillkürlich zusammen vor dem schrecklichen Bewußtsein, sich in der Macht eines Wüstlings zu befinden; denn ein solcher war Girardin, — nach dem was sie gesehn, zweifelte sie nicht daran.

V.

Wir schreiben gegenwärtig achtzehnhundertfünfundvierzig, und vor hundert Jahren machte der Abkömmling des Hauses Stuart den letzten ohnmächtigen Versuch, den Thron seiner Ahnen wieder zu besteigen, welchen diese durch Laster, Schwäche und unvernünftigen Trotz gegen ihren Herrn „das Volk" verwirkt hatten. Der Versuch war von Anfang an ein todtgebornes Kind zu nennen, und dennoch fanden sich viele Briten, die sich den romantischen Plänen des sogenannten Pretenders anschlossen, aber es waren nur einzelne Conservative und Abenteurer, deren Geister durch das mittelalterliche Romaneske der Stuartschen Dynastie verdunkelt waren; das Volk dagegen sah heller und ließ sich seinen Frieden durch den irrenden Ritter nicht stören. Seitdem hat sich

Manches geändert, in Amerika, in England, in Frankreich und im hohen Norden hat sich die Stimme Gottes und des Volkes: „Wir sind die Regierten und wollen die Regierenden sein", geltend gemacht — und das Princip sich bewährt. Können wir dasselbe von Deutschland behaupten? Hier und da tritt der Grundsatz wohl schüchtern hervor — doch ängstlich decken die Ammen ihre Schürzen über den Kopf des vorwitzigen Knaben, damit er nicht zu laut schreie und die Ruhe des allerdurchlauchtigsten Vaters störe. Allein das Kind heult dennoch. Da giebt man ihm ein Spielzeug, z. B. „Landstände." Damit ist es eine Zeitlang zur Ruhe gebracht — aber das Kind wächst und das Spielzeug paßt sich nicht mehr für seine vorgerückten Jahre; — es verlangt also nach einem andern, z. B. nach Reichsständen. Da reißt dem Vater die Geduld, was er bisher zögernd gewährt, dünkt ihm hinreichend, er donnert also dem fernern Verlangen des Kindes ein imperatives „Veto" entgegen, worauf eine ominöse Stille erfolgt. Dies Veto wurde im Anfange des Jahres 1846 durch die preußischen Landtagsabschiede gegeben, in demselben Jahre, in welchem die Engländer eben im Begriff stehn, die ungeheure Stütze der

Aristokratie, „die Cornscala", zu vernichten, in demselben Jahre, in welchem die Nordamerikaner eben bereit sind, das natürliche Recht gegen das sogenannte historische Recht in Bezug auf Oregon geltend zu machen. — Wir ziehen also noch an demselben alten Seile, für welches andere Völker, hinter uns in wissenschaftlicher Ausbildung, aber weit vor uns in practischer Anschauung der Gegenwart, schon längst ein neues substituirt haben. Unsere Conservativen entwinden unter sauerm Schweiße bandwurmartig ihre Raisonnements gegen die progressive Jetztzeit. — Dummköpfe, seht ihr denn nicht ein, daß wenn eure Ahnen eben so gedacht hätten, wir noch jetzt auf derselben Stufe stehen würden, als zur Zeit, da man Hexen verbrannte und Zauberer ertränkte? Ihr schreit gegen den Fortschritt en gros, weil ihr ein Stäubchen darin gefunden gehabt; was schadet aber ein Stäubchen, wenn der Brei sonst gut ist? — Ich liebe Deutschland und bin kein blinder Verehrer fremdartiger Dinge, eben weil sie fremd sind, allein es liegt nichts Antinationales darin, die guten Beispiele anderer Völker vergleichungsweise darzustellen, wenn auch der Vergleich für uns am Ende

nicht vortheilhaft ausfällt, so kann er doch als Aufmunterung dienen.

In Boston machte man im vergangenen Jahrzehnt ein Nonnenkloster dem Boden gleich, aus dem Grunde, weil man darin ein unbesonnenes Mädchen gefangen hielt, welches, hingerissen von dem romantisch Geheimnißvollen des Klosterlebens, sich den Schleier hatte umbinden lassen und später den Schritt bereute. Die Verfassung der Vereinigten Staaten erkennt außer dem Gesetze keine Gewalt an, einen Weißen, Bürger oder nicht, innerhalb vier Mauern zu halten; die Nonnen hatten dagegen gehandelt, indem sie das Mädchen einsperrten, und dieser Umstand gab dem Volke einen Grund, dem öffentlichen Scandal durch Schleifung des Keuschheitsbehälters ein Ende zu machen. — Während man aber so in Amerika denkt und handelt, ist man in Bayern eifrig beschäftigt, den Schaden wieder gut zu machen, indem man Steine zum Bau anderer Klöster herbeischleppt, und die freien Rheinländer schimpfen auf die Königin von England, weil sie ihnen nicht genug Geld zum Bau eines Heidentempels geschenkt hat.

England hat am Schlusse dieses Jahres zu deutlich gezeigt, was das Volk vermag, und wenn ich mich nicht irre, so muß die letzte Stütze des englischen Adels binnen Kurzem fallen; auch Amerika hat bewiesen, daß das Metternichsche Steckenpferd, „Gleichgewicht der Mächte", in jener Republik keine besondere Aufnahme gefunden hat. Man hat also die rechte Seite des Strumpfes nach außen gekehrt, wie sich's gehört, oder das Interesse der Potentaten ist dem des Volkes untergeordnet worden, wie es auch sein soll. — Was haben wir in Deutschland dagegen zu setzen? Das famose Neujahrsgeschenk, welches man den Preußen überreicht hat, die Landtagsbescheide etwa? Durch diese Bescheide sind also unsere schönsten Hoffnungen wieder in Nichts zerfallen. Der Wille von Millionen hat also nichts vermocht gegen den Willen eines Einzelnen — die dringendsten Bitten eines Volkes sind also wieder durch ein „scheint nicht statthaft", „müssen zu gewähren Bedenken tragen", und dergleichen aberwitzige Phrasen mehr, oder kurz durch ein lakonisches „Nein" beantwortet worden. Und wie kann denn noch ein solch unnatürliches Verhältniß bestehn? Weil es früher so gewesen ist, weil dieses unnatürliche Verhältniß eine

historische Basis hat — auf historischem Recht beruht. In gefährlichen Krankheiten pflegen die Aerzte den Patienten Gift einzugeben, und es heißt dann entweder Besserung oder Tod. Welches Gegengift sollen wir aber gegen jenes historische Recht in Anwendung bringen? — Das Faustrecht vielleicht?

Ellen faßte sich indeß nach kurzem Nachdenken wieder und beschloß, ihre Abreise aufzuschieben, um abzuwarten, ob Girardin sich nicht in seinem Benehmen gegen sie ändere. Dieser schien sich gar nicht um sie zu bekümmern, bei Tische war er schweigsam und des Tages über traf er höchst selten mit Ellen zusammen, weil er meistens im Freien mit seinen Arbeitern beschäftigt war. Zwei Punkte waren es hauptsächlich, welche Ellen, seit sie die schnöde Scene in dem Wohnzimmer erblickt hatte, noch mehr in ihrem Vorsatze, die Pflanzung zu verlassen, bestärkten. Girardin hielt in seinem Hause eine alte Sclavin, die, ehe Ellen die Führung der häuslichen Angelegenheiten übernahm, diesen vorgestanden hatte. Diese treue Seele, eine Mulattin, war kränklich; sie schien an einem Lungenübel zu leiden, welches ihre Tage bald enden mußte. Dennoch war es dem Pflanzer nicht eingefallen, ihr ärztliche Hülfe ange-

deihen zu lassen: „Wozu soll man noch Geld wegwerfen auf die alte Hexe? sie wird doch nie einen Dollar mehr verdienen", pflegte er zu sagen, wenn ihn Ellen bat, der Alten ärztliche Hülfe zu senden. Aber dabei blieb es nicht, Girardin schien einen Groll gegen sie gefaßt zu haben; denn trotz ihres krankhaften Zustandes pflegte er sie bei jeder Gelegenheit zu mißhandeln. Für Ellen hatte sie eine besondere Anhänglichkeit, welches diese für ein Gefühl der Dankbarkeit auslegte, indem sie die Alte mehrmals beschützt hatte. Jedoch schien diese Liebe auf andern Verhältnissen zu beruhen. Die Alte pflegte oft unerklärliche Ausbrüche ihres Gefühls in Ellens Nähe zu offenbaren; sie gestand Ellen, daß sie etwas auf dem Herzen habe, das sie vor ihrem Tode noch Jemandem mittheilen möchte, daß aber Girardin nichts davon wissen dürfte u. s. w. Ellen, in Berücksichtigung des krankhaften Zustandes der Alten, nahm dies für Faselei und empfahl ihr still zu schweigen, wenn Girardin es ihr verboten habe. Weil indessen die Mulattin von Tage zu Tage unwohler wurde, machte Ellen dem Pflanzer ernstliche Vorstellungen, ihr einigermaßen Pflege zu Theil werden zu lassen. Der Pflanzer lächelte bitter, „Pflege soll sie haben,

aber in meinem Hause will ich nicht mit ihr belästigt sein", sprach er, und gab Befehl, daß sie künftig bei einer der Familien in dem Negerdorfe wohnen sollte. —

Der andere Umstand, der Ellen den Aufenthalt auf der Plantage verleidete, waren die Zudringlichlichkeiten jenes Nachbar-Pflanzer Burns, dessen ich schon erwähnt habe. Der setzte seine Bewerbungen um Ellens Hand mit demselben Eifer fort, ließ sich auch durch ihre wiederholten Bemerkungen, daß sie nicht die mindeste Neigung für ihn empfinde, gar nicht irre machen. Demungeachtet begegnete ihm Ellen höflich aus Rücksicht für Girardin, welcher letzterer das Gesuch seines Freundes weder zurückwies, noch ihn darin unterstützte, sondern sich anließ, als wisse er von der Sache nichts. — Als aber eines Tages Burns mit großer Heftigkeit seine Anträge wiederholte und sich sogar arge Freiheiten gegen Ellen erlaubte, da wies ihn diese mit der ihr eigenthümlichen Entschlossenheit entschieden zurück, indem sie erklärte, daß sie ihn verabscheue. Selbst diese Worte fruchteten nicht, sondern Burns ging weiter als zuvor; so daß sich Ellen nur durch Verlassen des Zimmers vor der Berührung des Wüstlings retten konnte.

Bald darauf bat sie den Oheim, er möge sie der Gesellschaft seines Nachbars ganz und gar überheben — widrigenfalls sie auf ihrer Abreise bestehen würde. Girardins Gesicht verzog sich wieder in ein höhnisches Lächeln, welches bei ihm den nahenden Sturm verkündete. „Närrin", lachte er ihr zu, „wozu seid ihr Weiber denn geschaffen, als daß man mit euch spiele?" Weiter sagte er nichts, und ließ sie allein.

Es ereignete sich indessen ein Vorfall, der ihrem Schicksal eine andere Wendung geben sollte. Als das Triumvirat, aus den zwei Pflanzern und dem Neger-Prediger bestehend, einstmals wieder beisammen saß und, der mündlichen Unterhaltung überdrüssig, zu den Karten gegriffen hatte, machte Burns auch diesem ein Ende, indem er seinem Freunde Girardin vertraulich auf die Schulter klopfte und ihn anredete:

„...... wann wollt Ihr denn endlich mit dem Geheimniß hervortreten? Ich habe lange genug gewartet: meine Verbindlichkeiten habe ich schon längst erfüllt, indem ich Euch das herrliche Stück Land abgetreten, es wird also Zeit, daß Ihr das Eurige thut."

„Hätte es schon längst gethan, aber Ihr wißt, ich wollte Euch nur Gelegenheit geben, Euch erst zu insinuiren, und nachdem ich die Schreckensbotschaft ihr eröffnet, solltet Ihr den Großmüthigen, den Retter spielen; wenn ich mich nicht irre, war das unsere Verabredung."

„Allerdings", entgegnete Burns; „da aber die Festung sich nicht durch Capitulation ergeben will, so werde ich mir die Freiheit nehmen, die Spröde contra volentem heimzuführen. Laßt also nur getrost Eure Minen springen — was mich betrifft, so werde ich als Gebieter ihre Liebe schon eher zu erlangen wissen, denn als schmachtender Verehrer."

„Wie Ihr wollt! — Bestimmt nur das „Wann" und ich werde nicht verfehlen, mit der Sprache herauszurücken; allein bis jetzt habt Ihr mir den notariellen Act über die Abtretung der in Rede stehenden 200 Morgen Land noch nicht zugesandt."

„Den könnt Ihr zu jeder Stunde bekommen, und wenn's Euch recht ist, so will ich ihn Euch morgen zusenden."

„Gut, dabei bleibt's also, schloß Girardin, und Ihr, Master Griffith, seid unser Zeuge?"

„Mit Vergnügen", sprach der zuletzt angeredete Prediger, „jedoch glaube ich, daß die halsstarrige Dirne euch Beide trügt. Es dünkt mir, als reiche Eure Kenntniß des Neger-Charakters hier nicht aus."

„Pah, versetzte Girardin, ein Neger bleibt ein Neger, und einer Guadraonin Charakter ist nicht viel verschieden von dem einer Negerin."

„Wohl wahr, — aber Ellen hat zu lange im Norden gelebt, und sie wird sich mit Händen und Füßen wehren."

„Werden's ihr schon sauer machen", warf Burns darauf leichtfertig hin.

„Gewiß", gähnte Girardin, und wollte eben sein Glas Grog zum Munde führen, als einer seiner Sclaven mit scheuen Blicken ins Zimmer trat, sich seinem Herrn ängstlich näherte und ihm die Worte: „Massa .... au Abolition-man", ins Ohr flüsterte.

Der Pflanzer stutzte, seine Augen leuchteten — doch bald hatte er sich gesammelt. „Sind die Aufseher zu Hause?" fragte er den Sclaven. „So sage ihnen, sie sollen unverzüglich zu mir kommen", fuhr er fort, als der Neger die Frage bejaht hatte.

Auf seine zwei Gesellschafter hatte die Nachricht einen ähnlichen Eindruck hervorgebracht, denn die Worte „Abolition-man", die der Neger gesprochen hatte, bedeuteten unter den Sclavenbesitzern des Südens so viel, als wenn man einen reichen Crösus mit dem Zurufe: „es sind Räuber in deinem Hause", aufgeschreckt hätte. Die Abolitions-Gesellschaft (Sclaven-Abschaffungs-Gesellschaft), die in Philadelphia ihren Sitz hatte, war zu der Zeit in ihrer vollen Wirkungskraft, und ihre Unternehmungen beschränkten sich nicht blos darauf, die Pflanzer durch Vorstellungen, Ueberredung und andere gütliche Mittel zur Freigebung ihrer Sclaven zu bewegen, sondern die Gesellschaft ging in ihrem heiligen Eifer für die gute Sache so weit, daß sie Emissäre unter die schwarze Bevölkerung der südlichen Staaten sandte, um dieselbe zur Insurrection gegen ihre Herren aufzuwiegeln. Diese Emissäre waren für den Zweck mit Flugschriften versehen, die ihnen, in faßlicher Sprache geschrieben, ganz unumwunden das Faustrecht anempfahlen, als das einzige Mittel, sich aus ihrer unterdrückten Lage zu befreien. Freilich das war etwas stark und, wie man leicht denken kann, waren die Behörden der südlichen Staaten sehr

wachsam, diese Botschafter des Gräuels von ihren Grenzen fern zu halten. Dennoch gelang es Manchem, sich unter die Schwarzen zu schleichen und ihre Flugschriften an den Mann zu bringen, aber auch viele wurden bei ihrem Unternehmen gefahndet und meistens von den Gerichten zum Tode verurtheilt. Noch häufiger traf es aber zu, daß die Pflanzer bei Entdeckung eines dieser Aufruhrstifter selbst unter sich über ihn Gericht hielten, gegen welches Verfahren übrigens die Behörden einschritten, und ohne Umstände die handelnden Personen eines solchen Lynch-Gerichtes, wie man es nannte, als Mörder indicirten. Dennoch fielen dergleichen Ungesetzlichkeiten vor, und wiederholen sich noch bis auf den heutigen Tag; denn wie ist es einer Behörde möglich, in den sparsam bevölkerten unermeßlichen Wäldern die Thaten der Pflanzer und Farmer zu bewachen, zumal in Louisiana, wo beinah jeder Weiße entweder Sclavenbesitzer oder Sclavenaufseher ist; — wer wird da seinen Nachbar denunciren, weil er eine That begangen hat, die ihm selbst und allen andern Eigenthümern zum Vortheil gereicht, indem sie einer Negerempörung vorbeugt? — Es war also an der Tagesordnung unter den Pflanzern, sobald

sie einen dieser Emissäre entdeckten, ihm ohne Weiteres im nächsten Walde den Prozeß zu machen. Man sah am nächsten Tage eine Leiche in den Zweigen einer Eiche schweben, und alle Bemühungen der Behörden, die Thäter ausfindig zu machen, blieben gewöhnlich fruchtlos. —

Nachdem Girardins drei Aufseher in das Zimmer getreten waren, theilte ihnen derselbe den Bericht des Negers mit. Sie bewaffneten sich, nachdem sie eine kurze Berathung gepflogen hatten, in aller Stille, und begaben sich dann in die Hütten der Neger, um den Abolitionisten ausfindig zu machen. Die drei wollten das Kartenspiel dennoch fortsetzen, aber keiner war aufmerksam dabei, und als Burns die Karten niederlegte, folgten die andern willig seinem Beispiel.

„Sollte der Kerl entwischt sein?" meinte Girardin, „kaum kann ich's vermuthen; denn meine Aufseher sind sehr schlau." — Und er hatte sich nicht geirrt, denn bald hörte man draußen lautes Schreien und Zurufen — darauf ein Geräusch, wie wenn Menschen Hand zu Hand kämpfen — und alles ward für einige Minuten wieder still. — Indessen sollten die drei nicht lange in Spannung über den Erfolg

bleiben, denn bald hörte man Tritte auf dem Portico, — die Thür wurde geöffnet, und die glücklich gewesenen Aufseher brachten einen Mann mit auf den Rücken gebundenen Händen ins Zimmer.

Da stand der Mann mit gefesselten Gliedern, aber dennoch seine unberufenen Richter trotzig in's Auge fassend; denn Richter, Zeugen und Henker sollten sie über ihn werden, das wußte er zu wohl. Und wirklich erfordert es keinen Charakter von gewöhnlichen Kräften, ein Unternehmen auszuführen, wie das, worin man den Gefangenen attrapirt hatte. Nicht nur hat ein solcher Mann sich vor den Wächtern der Menschen, die er zu befreien strebt, zu hüten, sondern er muß jeden Augenblick gewärtig sein, daß ihn diejenigen, deren Lage er verbessern will, in die Macht ihrer Herren liefern, wie es auch hier der Fall gewesen war. Der Abolitionist warf einen prüfenden Blick auf die drei, als wenn er hätte erforschen wollen, wie viel er für sich erwarten durfte. — Der Pflanzer betrachtete ihn nicht minder prüfend, und nachdem er sein Examen vollendet, rief er den Aufsehern zu, ihn einer strengen Untersuchung zu unterwerfen. Dies geschah, und diejenigen Sachen, welche man vorfand, verursachten ein dämo-

nisches Gelächter unter den Dreien. Es waren Flugschriften, die man aus seinen Taschen hervorgezogen hatte, und bei jedem Exemplar, das man auf den Tisch legte, rief Burns die Nummer, und als diese bis auf zwanzig stieg, klopfte er triumphirend auf den Tisch.

„Zwanzig Zeugen, also achtzehn mehr als wir bedürfen, um ihn zu hängen!" schrie er dann, die gedruckten Sachen zusammenraffend.

„Heute ist es aber zu spät geworden", versetzte Girardin, „laßt uns warten bis morgen."

„Auch bedarf der Gefangene Zeit, sich für den Eintritt in das bessere Leben vorzubereiten", fügte der Prediger mit einer frommen Miene hinzu.

Die andern lachten über den Spott, und die drei Aufseher führten den Abolitionisten ab in eine Art Vorrathskammer, woselbst man ihm Fesseln anlegte und ihn dann unter Bewachung einiger Neger für die Nacht allein ließ.

Kaum war am nächsten Tage die Sonne über den Gipfeln der Cypressen und Sycomoren erschienen, so forderte man den Gefangenen vor seine Richter. Diese waren Girardin, Burns, der Neger-Prediger und die drei Aufseher. Man hatte das

Sugarhouse als Sitzungssaal gewählt, und als der Gefangene, von seinen Wächtern begleitet, hineintrat, erblickte er diese Personagen auf Bottichen in zwei Reihen einander gegenüber sitzend; der Präsident aber, denn als solchen hatte man Girardin ernannt, hatte seinen Sitz ein wenig erhöht gewählt, indem er auf der dritten Stufe der schon beschriebenen Leiter hockte.

Dieser nahm das Wort und redete den Gefangenen, so wie die unberufene Jury an.

„Da man Euch als Aufruhrstifter auf der That attrapirt hat, so sind die hier versammelten Bürger der Vereinigten Staaten übereingekommen, die Gesetze des Landes an Euch zu vollziehen. Zuvor aber erheischt es unser Gefühl für Recht und Billigkeit, gehörig zu untersuchen, ob Ihr des Verbrechens wirklich und in dem Maße, wie man's Euch zur Last gelegt hat, auch schuldig seid. Und damit Ihr keine Ursache haben sollt, uns der Ungerechtigkeit zu beschuldigen, ertheilen wir Euch die Erlaubniß, unter der hier versammelten Jury Euch einen Advokaten zu erwählen, wozu sich gewiß jeder der Herren hergeben wird. — Insbesondere aber empfehle ich Euch jenen frommen Mann dort, den

Herrn Griffith, der nicht nur als Advokat sehr brauchbar ist, sondern Euch auch mit geistiger Speise versehen kann, im Fall das Urtheil der Jury ungünstig für Euch ausfallen sollte."

Der Prediger schaute während dieser Worte vor sich hin, seine Hände waren gefalten, aber seinen Mund verzog ein kaum bemerkbares spöttisches Lächeln.

Er wollte eben sein Jawort zu des Präsidenten Vorschlag geben, als der Gefangene ihm zuvor kam.

„Meine Herren", sprach er, „Sie treiben mit den Gesetzen des Landes, unter deren Schutze Sie leben, Spott. — Man hat mich in Ausführung einer That betroffen, die ich, wenn auch nicht vor den Gesetzen Eures Staates, aber desto eher vor Gott und meinem eignen Gewissen verantworten kann. Ueberliefert mich den gesetzlichen Behörden, und ich werde Euch zeigen, daß ich dem über mich verhängten Loose wie ein Mann entgegentreten kann. Daß Euch aber ein Urtheil zustehen soll, viel weniger denn Vollstreckung, dagegen lege ich im Namen der ganzen Union, im Namen der Menschheit und im Namen Gottes Protest ein. Was Ihr wollt,

weiß ich, und Ihr wäret nicht ein Titelchen strafbarer, wenn irgend Einer von Euch seine Büchse an die Backe riß und das Blei durch meine Brust jagte. — Ich bin leider in Eurer Macht und Ihr verschlimmert nur Euer Verbrechen, wenn Ihr demselben einen gesetzlichen Anstrich geben wollt. Ohne mich also in fernern Wortwechsel mit Euch einzulassen, erkläre ich Euch hiermit als Mörder und Verräther. Als Mörder deshalb, weil Ihr beabsichtigt, und ohne Zweifel werdet ihr's thun, einem Eurer Nächsten kalten Bluts vom Leben zum Tode zu bringen, und als Verräther — weil Ihr durch den Spott, den Ihr mit den Gesetzen Eures Vaterlandes treibt, als solche dasteht. — Giebt es vielleicht Jemand unter Euch, dessen Gewissen vor einer solchen Handlung schaudert, der trete frei und offen auf, — er ist mein Advokat."

Zum großen Erstaunen der Anwesenden erhob sich einer der Aufseher, es war der jüngste unter den dreien, und gab in freimüthigen Worten seine Mißbilligung der Handlungsweise zu verstehen.

„Obgleich ich von ganzer Seele", hub er an, die That des Gefangenen verabscheue, denn ich betrachte es als ein großes Verbrechen, die Sclaven,

welche durch ihre Herren den Landesgesetzen gemäß gehalten werden dürfen, zu Empörung und Mord aufzureizen — so kann ich doch nicht umhin, Ihnen, meine Herren, den Vorschlag zu machen, den Thäter den gesetzlich ernannten Behörden zu überliefern. Unsere treffliche Staatsverfassung stützt sich weder auf die Bajonnette von Miethlingen, noch auf herkömmliches Recht, sondern auf den Rechtssinn seiner Bürger — und warum sollen wir denn diese Worte, deren Richtigkeit Sie anerkennen müssen, Lügen strafen? Unsere Verfassung ist die freieste, die man kennt — Tyrannei kann bei uns nicht stattfinden, aber man muß auch bedenken, daß wir gerade am nächsten dem Abgrunde stehen — denn bei uns bedarf es nur eines einzigen Schrittes und wir sind in Anarchie versunken. Aus dem Grunde, weil unsere Vorfahren bereits alle überflüssigen Banden eines Staatssystems und seiner die Bürger an die bestehende Ordnung fesselnden Ketten beseitigt haben, und nur einen einzigen Halt gelassen haben; dieser ist das Gesetz. Davon dürfen wir nicht ziehen — sondern wir müssen uns bestreben, diesen Halt, so viel in unsern Kräften liegt, zu verstärken. — Entsagt also Eurem Vorhaben und übergebt den Verbrecher den legitimen

Behörden, — Ihr thut dadurch dem Lande einen Dienst und erspart Euch selbst das schaudervolle Bewußtsein einen ...."

Der Neger-Prediger ließ ihn nicht ausreden. „Gut", sprach er, „ich sehe, Ihr wollt den Advokaten spielen, könnt mir's deshalb nicht verüblen, wenn ich den Staat als Procurator (State Attorney) repräsentire. Das Moralpredigen solltet Ihr eigentlich mir überlassen, da es doch einmal mein Geschäft ist. Ich muß also erklären, daß diese Homilien, aus Eurem Munde kommend, mit Eurem Berufe in schlechten Einklang zu bringen sind. Was z. B. würdet Ihr sagen, wenn morgen einer Eurer Sclaven, aufgereizt durch die Worte jenes Bösewichts, allen Gehorsam Euch verweigerte und keinen Anstand nähme, Gewalt mit Gewalt zu erwiedern? Würdet Ihr nicht zu summarischer, ja augenblicklicher Bestrafung eines solchen Widerspenstigen schreiten?"

„Allerdings, weil mir kraft des Gesetzes ein Recht zusteht, meine Sclaven nach Willkür und Ermessen zu strafen, diese Willkür hat mir aber das Gesetz nicht über einen Weißen, über einen Bürger der Union verliehen."

„Außerordentliche Ausnahmen", hub der Prediger wieder an, „erfordern außerordentliche Mittel, um ihren schädlichen Folgen vorzubeugen. Ich würde auch sagen, „übergebt den Verbrecher den betreffenden Behörden", wenn ich nicht fest überzeugt wäre, daß unsere Behörden grade in diesem Punkte kraftlos sind. Euch sind die Beispiele davon so wohl bekannt, wie mir. Der Gefangene wird verhört, er nimmt einen oder zwei Advokaten, die sich bemühen, die schlagendsten Beweise in keine zu verwandeln; geht die Sache demungeachtet schief für ihn, so stellt seine Abolitions-Gesellschaft Caution für ihn; denn aus einigen Tausend macht sich dieselbe nichts — und das Ende des Prozesses ist, daß der Verbrecher in contumaciam verurtheilt wird — er selbst natürlich ist längst über alle Berge. Damit ist uns aber keineswegs gedient. Wir wollen ähnlichen Schändlichkeiten vorbeugen, und dazu ist nichts Besseres in der Welt, als ein Beispiel zu statuiren, oder den Thäter selbst unschädlich zu machen.

„Ein Beispiel wollt Ihr geben, damit es den Emissären der Abolitions-Gesellschaft eine Warnung werde? Gut — aber bedenkt, daß Ihr zu gleicher Zeit dem Lande ein Beispiel von Verachtung des

Gesetzes gebt, dessen unglückselige Folgen man gar nicht berechnen kann. Bedenkt, daß das Mittel, womit Ihr heilen wollt, weit nachtheiliger für unsern Staatskörper ist, als das Uebel selbst, welches Ihr beschwichtigen wollt."

„Pah — hätten unsere Vorfahren so gedacht — hätten sie als Unterthanen Englands es verschmäht, zu ungesetzlichen Mitteln eine Zeitlang ihre Zuflucht zu nehmen, so wären wir bis auf den heutigen Tag noch dieselben Unterthanen Britanniens und keine Bürger der Union."

„Das sind erbärmliche Ausflüchte, schämt Euch, das hehre Beispiel unserer Ahnen als Entschuldigung für einen solch schnöden Bruch der Gesetze, welchen Ihr kaltblütig zu begehen beabsichtigt, in Anwendung zu bringen. Unsere Väter sagten sich von aller Beziehung mit England los; sie erkannten seinen Ausspruch nicht mehr an — das habt Ihr nicht gethan, Ihr lebt unter dem Schutze der Gesetze der Union, weil Ihr's so wollt, und seid folglich verpflichtet, denselben Folge zu leisten. — Doch Alles das wißt Ihr so wohl wie ich — es gnüge mir also zu erklären, daß ich mich von jetzt an von jeder Gemeinschaft mit Eurem Thun lossage."

Nachdem der junge Aufseher so viel gesagt hatte, verließ er die Halle, fest entschlossen, den Dienst seines Dienstherrn gleich morgen zu verlassen. Der Präsident dieses sich selbst constituirenden Gerichtes nahm alsdann wieder das Wort und erklärte, daß man die überspannten Ideen jenes jungen Mannes unberücksichtigt lassen müsse und daß dieselben den Entschluß von Männern, denen an einer summarischen Bestrafung eines Bösewichts gelegen sei, durchaus nicht erschüttern könnten. Darauf fragte er die Versammelten, ob sie alle von der Schuld des Gefangenen überzeugt seien, und als einstimmiges „Ja" die Antwort war, redete er den Abolitionisten wieder an:

„So eben habt Ihr vernommen, daß die hier versammelte Jury Euch des Verbrechens, „die schwarze Bevölkerung zur Insurrection gegen ihre Herren aufzuwiegeln", für schuldig befunden haben. Es wird demnach meine Schuldigkeit, Euch das Urtheil zu verkünden, welches dahin lautet, daß Ihr ohne Verzug „vom Leben zum Tode befördert werden sollt", und zwar auf eine Art, die uns unter den gegenwärtigen Umständen am zweckmäßigsten erscheinen mag. Habt Ihr noch etwas dagegen einzuwen-

den, so wollen wir Euch anhören, aber bedenkt: viel Zeit ist Euch nicht vergönnt." Dies sagend zog er seine Uhr heraus und deutete an, daß es bereits acht sei.

„Ich kann nur wiederholen, was ich schon geäußert habe, daß ich Euch Alle für Mörder erkläre, wenn Ihr es wagt, Hand an mich zu legen. Meine Handlung kann ich dereinst vor dem höchsten Richter verantworten, während mein Blut um Rache schreien wird. Es ist mein Bestreben gewesen, einer Menschenclasse diejenigen Genüsse politischer und religiöser Freiheit zu Theil werden zu lassen, wofür Ihr selbst gestritten habt, und welche Ihr nun, da Ihr kaum selbst in dem Besitze derselben seid, Euren schwarzen Mitmenschen nicht einmal gönnen wollt. Dadurch straft Ihr unsere ersten Männer, welche für uns gekämpft haben, Lügen, — ja Ihr habt unser ganzes Land, unsere Constitution und Alles, was sich auf uns bezieht, im Angesichte der Welt zu einer ungeheuren Lüge gemacht. Es ist vergebens, daß Ihr Rechte hervorzusuchen bemüht seid, die Eure Sclaverei rechtfertigen sollen; vergebens mögt Ihr angeben, die Schwarzen würden gut und menschlich behandelt, — daß dies unwahr ist, wißt

Ihr selbst zu wohl. Ihr kleidet, füttert und verpflegt Eure Neger nur insoweit, als es erforderlich ist, um sie gesund und zur Arbeit fähig zu erhalten. Aber nicht allein die Menschheit im Allgemeinen beleidigt Ihr, indem Ihr ihre Mitglieder in Banden schlagt, sondern auch den Schöpfer, — Ihr frevelt auf eine empörende Weise an Gott, indem Ihr sein größtes Werk, „den Menschen", wie ein Spielzeug betrachtet, welches Ihr nach Belieben zerbrechen könnt. Diese Schuld wird schwer auf Euch lasten, schwerer noch auf dem Vaterlande. — Es wäre allerdings besser, wenn man jenem höchsten Richter es überlassen könnte, Euch einstens in jener Welt zu bestrafen, — da es aber unsere Menschenpflicht erheischt, unsern unterdrückten Nächsten nach Kräften beizustehn — und dieser Beistand nur auf die Art, wie die Abolitions-Gesellschaft ihn leistet, von Erfolg sein kann, so wird Niemand eine Thräne vergießen, wenn das, was wir bezwecken, eintrifft, nämlich ein allgemeiner Sclaven-Aufstand. Das Loos, welches Euch ohnehin zu Theil werden muß, wird Euch nur um so viel früher ereilen. Doch warum soll ich meine Lunge noch ferner anstrengen, damit Ihr über meine Worte lacht; denn ich lese

mein Urtheil in Euren Blicken — und indem Euch meine letzten Worte ein Fluch werden sollen und mein letzter Gedanke ein Fluch über Euch und über Eure Nachkommen, empfehle ich mich demjenigen Richter, welcher einstens meinen Fluch in Erfüllung gehen lassen wird.

„Bravo", schrie der Präsident lachend; „aber dennoch errettet Euch der Fluch nicht vom Strick." Darauf wandte er sich wieder an die Jury und fragte sie, ob sie bei ihrem Entschlusse beharre. Ein einmüthiges Kopfnicken war die Antwort; man ließ den Gefangenen abtreten und berathschlagte, wo und auf welche Art die Execution von Statten gehen sollte. Es sollte so geschehn, daß die nächsten Behörden keinerlei Verdacht athmen möchten; — freilich war die Todesart einerlei, sobald man den Leichnam des Gemordeten verscharrte, aber dann mußte sein plötzliches Verschwinden Verdacht erregen, und wenn einmal Nachforschungen angestellt waren, so konnte man nicht berechnen, wie weit dieselben führen würden. — In dieser Verlegenheit wandte sich Girardin an seine rechte Hand, den Prediger, ihn fragend, ob er nicht Rath wisse.

„Ziemt mir eigentlich nicht, den Scharfrichter zu

machen — indessen weil das Wohl meiner Zöglinge, meines Freundes schwarze Unterthanen, mir sehr am Herzen liegt, so darf ich's so genau nicht nehmen, wenn es heißt, einen Wolf aus ihrer Mitte zu bannen. Ja wohl ich weiß einen Ausweg, ein Pförtchen, so verborgen nach der Hölle führend, daß Niemand auch nur ahnen kann, daß man Jemand dahin gesandt hat."

Man lies die Whisky-Flasche circuliren, die Cigarren wurden angezündet, als wenn gar nichts von Wichtigkeit vorgefallen wäre; es hatte den Anschein, als unterhielte man sich über die allergewöhnlichsten Gegenstände. Nunmehr theilte der Neger-Prediger seinen Plan mit, und als er denselben mit pünktlicher Genauigkeit auseinandergesetzt hatte, da glaubten selbst die rohen Pflanzer und Aufseher, es überlaufe sie ein kalter Schauder; denn so grausenvoll war der Vorschlag, den der Prediger machte.

VI.

Wenn etwa der Leser glaubt, diese Erzählung beruhe nicht auf Thatsachen, wenn er glaubt, ich habe die Schilderung übertrieben, so irrt er sich sehr; ebenfalls irrt er sich auch, wenn er annimmt, daß ich das schrecklichste Beispiel der von den Sclavenbesitzern Louisiana's verübten Gräuel hervorgesucht habe. Nein, um sein Gefühl nicht zu sehr in Anspruch zu nehmen, habe ich die Mittelstraße gewählt, und warum ich überhaupt diese Gräuel geschildert habe, wurde ihm schon in einem der vorgehenden Capitel mitgetheilt. —

Die Nordamerikaner haben ihrer Unabhängigkeitserklärung und ihrer Constitution eine lange Abhandlung über Menschenrechte vorangeschickt — aber straft nicht die Sclaverei des Südens diese Erklärung

Lügen? — Die Bewohner der nördlichen und östlichen Staaten blicken mit Abscheu auf diese Institution, und wenn man in der ganzen Union nach Köpfen über Sclaverei oder Nichtsclaverei abstimmte, so würde sich — davon bin ich überzeugt — eine bedeutende Majorität (vielleicht zwei Drittel) gegen Sclaverei an den Tag stellen. Aber warum geschieht dies nicht? Warum stimmt man im Congreß nicht ab und macht dieser schändlichen Einrichtung ein Ende? wird man fragen. — Weil dies mit den Rechten der Sclavenstaaten — als unabhängig, wie jeder andere in ihren inneren Verwaltungen — verstoßen würde. Sclaven zu halten ist den südlichen Staaten in der Constitution zugesichert worden — und gegen die Constitution kann der Congreß nicht angehen; geschähe es dennoch, so würden sich die südlichen Staaten von den übrigen ohne Weiteres lossagen, und das will man vermeiden. Die Unabhängigkeit jedes einzelnen Staates als ein selbstständiges Ganze, und nur zum Schutz und Trutz mit einander verbunden, bewahrt sie gegen einen Eingriff in ihre Rechte. Es ist also klar, daß jeder Sclavenstaat darüber selbst entscheiden muß, und da in einem solchen die meisten Bürger Sclaven besitzen,

und diese, wie bekannt, die Gesetzgebung bilden, so steht es noch im weiten Felde mit einer Sclavenabschaffung. Indessen hat sich in der letzten Zeit ein erfreulicher Geist in verschiedenen Theilen der Union offenbart — ein Geist, der eher mit den Menschenrechten in Einklang zu bringen ist: man sucht nämlich das odium gegen jene Institution allgemein zu machen und es auf eine solche Höhe zu bringen, daß sich die Besitzer zuletzt doch gezwungen sehen, der allgemeinen Stimme des Volks nachzugeben. Die jetzt herrschende demokratische Partei hat sich für Sclaverei erklärt — weniger indeß aus Ueberzeugung, als um die Stimmen der Pflanzer des Südens und Westens nicht zu verlieren: die Menschenrechte wurden also von ihr den politischen Zwecken untergeordnet. —

Ich habe schon bemerkt, daß in den verschiedenen Sclavenstaaten ein bedeutender Unterschied in der Behandlung der Neger stattfindet. In Virginien, Kentucky, Missouri, Arkansas u. s. w. ist ihre Stellung mehr der von Dienstboten ähnlich, als in Louisiana, weil sie in jenen Staaten mehr unter vielen Eigenthümern vertheilt sind; ein Landmann also mehr Werth auf seinen Neger legt, als in Louisiana,

wo der Pflanzer 300 bis 400 besitzt. Aus diesem Grunde behandelt ihn jener weit menschlicher, als dieser, indem er weiß, daß eine schlechte Behandlung seine Kräfte schwächen würde und ihn folglich weniger tauglich für harte Arbeit ließe; — dagegen in Louisiana macht sich der Pflanzer wenig daraus, wenn er drei bis vier Neger verliert, sei's nun durch Zufall oder schlechte Behandlung, da sich diese Race Menschen schnell genug fortpflanzt, um den Verlust zu ersetzen, — wodurch seine Arbeiterzahl immer vollzählig bleibt; die überflüssigen verkauft er. Der Kentucky- und Virginia-Pflanzer bebaut neben seinem Tabak auch noch Mais, Weizen u. s. w. und treibt Viehzucht. Lebensmittel sind sonach wohlfeil, und daß dem Sclaven seine Portionen Lebensmittel da nicht abgemessen werden, liegt auf der Hand. Dagegen benutzt der Louisiana-Pflanzer jede Handbreit seiner Plantage, um Baumwolle und Zucker zu ziehen, und kauft seine Lebensmittel jährlich oder halbjährlich in bedeutenden Quantitäten von den Farmern des Westens, wobei er sich besser steht, als wenn er sein eignes Land dazu benutzte. Daß aber dadurch die Lebensmittel theurer sind, kann man sich denken, und davon rührt es denn her, daß

die armen Neger nicht satt bekommen. Wirklich, man muß erstaunen, wenn man das geringe Stückchen Fleisch und die wenigen Bohnen betrachtet, welche einer Familie wöchentlich abgemessen werden, und dabei bedenkt, daß diese Leute von Sonnenaufgang bis in die Nacht hinein die schwersten Arbeiten verrichten müssen. Auf vielen Plantagen überläßt man den Schwarzen ein Stückchen Land, um darauf Korn oder süße Kartoffeln zu ziehen; aber in dem Falle werden ihre Rationen auch nach Maßgabe der Größe des Grundstückes verkürzt, und dasselbe dürfen sie nur während ihrer Mußestunden bebauen. — Aber ein Neger kann ungeheure Arbeiten verrichten, dabei schlecht leben — und doch gesund bleiben, ja sogar sich mit jedem Jahre fortpflanzen. Es wohnte z. B. eine Neger-Familie, bestehend aus dem Ehemann selbst, aus seiner Frau und zwei bis drei unmündigen Kindern, in einer kleinen Hütte innerhalb einer bedeutenden Plantage in Louisiana. Morgens, sobald die Sonne die Dämmerung verscheucht hat, müssen sie heraus und an die Arbeit; hat die Frau einen Säugling, so muß sie diesen mitschleppen und ihn in einer Art Schlinge auf dem Rücken und während der Arbeit

mit sich herumtragen. Unter der Aufsicht eines Overseers wird alsdann bis Mittag gearbeitet — und wie? ununterbrochen, hart und ohne Rast — während der Aufseher mit der Peitsche, die am Sattelknopf hängt, beständig hin und her reitet. In den Tagen der Ernte begiebt man sich gar nicht einmal zur Wohnung, sondern verzehrt ein kaltes Mittagsbrodt an Ort und Stelle. Erst Abends ist er frei — zwei bis drei Familien versammeln sich in einer Hütte, um zu plaudern, zu rauchen, zu tanzen und Negerlieder zu singen. — Um neun Uhr muß Alles ruhig sein. Die Neger fachen alsdann das Feuer in ihren Hütten wieder an und kochen ihre Lebensmittel für den kommenden Tag. Die Töpfe werden gefüllt, heiße Kohlen darunter gelegt und unter abwechselndem Kochen mit Schlafen vergeht die Nacht, um den nächsten Tag mit derselben harten Arbeit wieder anzufangen und zu beschließen. Sonntags haben sie frei und dieser wird zur Bebauung ihres kleinen Grundstückes benutzt, wenn man ihnen ein solches überlassen hat.

Um ein solches Leben auf die Dauer zu führen, das erfordert wahrlich eine Neger-Natur; kein Weißer wird die saure Arbeit mit blos denselben Lebesmitteln

verrichten können, ohne seinen Körper in kurzer Zeit dabei aufzureiben. Die amerikanischen Zeitungsschreiber und andere Schriftsteller gefallen sich wohl in der Behauptung, daß die Sclaven Amerika's besser lebten, als die niedrige Volksclasse in Europa. Eine erbärmliche Entschuldigung, wenn es überhaupt eine solche genannt werden kann — und das bezweifle ich; denn das steht fest, daß der Tagelöhner in England, Frankreich und Deutschland, trotz seiner gedrückten Lage, immer noch ein Fürst gegen einen schwarzen Feldarbeiter Louisiana's ist. Russische Leibeigenschaft ist allerdings zu bedauern — man bemitleidet die Leute und entschuldigt das Czaarenland wegen seiner niedrigen Culturstufe; aber daß so etwas in Amerika noch stattfinden kann, in einem Lande, wo der Stern politischer und religiöser Freiheit so glorreich aufgegangen ist und sich so erfolgreich bewährt hat, — das, sage ich, kann man mit Recht empörend nennen, es hält uns einen Gegensatz vor unsere Blicke, worüber unsere Conservativen lachen können und sagen: seht, das ist die gepriesene Freiheit! Indessen, wie ich schon bemerkt habe, liegt der Grund darin, daß man die Unabhängigkeit der einzelnen Sclavenstaaten nicht ver-

letzen mag, und das hat etwas für sich, denn grade in der Unabhängigkeit eines jeden einzelnen Staates besteht das Vortreffliche der nordamerikanischen Staatsverfassung. Dieses Princip, daß jeder Staat solche Gesetze machen darf, die ihm für sich selbst am zweckmäßigsten erscheinen, erstreckt sich auch weiter bis auf die einzelnen Grafschaften, Kirchspiele und Stadtschaften. Da sich die Legislatur eines Staates nicht mit Sachen befassen kann, worüber der Federal-Regierung (zu Washington) alleinige Bestimmung zusteht, versteht sich von selbst, und ebenso müssen sich die Verwaltungen von Parishes und Town-Ships von Dingen fern halten, die den Staat blos angehn. Auf diese Weise regiert sich jede Localität selbst, nach den Begriffen ihrer respectiven Bewohner, die dadurch ihr Localinteresse wahrnehmen können, — mithin ist es unmöglich, daß Gesetze gegeben werden können, die einem Staate von Vortheil und dem andern zum Nachtheil gereichen könnten. — Auf diesen Punkt werden wir jedoch später zurückkommen; gegenwärtig würde es uns zu weit führen.

Der Vorschlag des Neger-Predigers über die Art, wie man den Abolitionisten ins Jenseits beför-

dern sollte, wurde angenommen und ohne Aufschub in Ausführung gebracht. Die drei Aufseher begaben sich wieder zu ihren Arbeiten und führten sämmtliche Neger, den Instructionen Girardins gemäß, an das Ufer des Flusses, um Deiche auszubessern, — im Grunde aber nur, um sie von der Stelle der Execution fern zu halten; denn die Deiche waren schon längst vollkommen wieder hergestellt. Die drei, Girardin, Burns und Griffith, nahmen den gefesselten Gefangenen in ihre Mitte und führten ihn in das Innere des benachbarten Waldes, um ungestört ihre ruchlose That auszuführen. Hier angekommen begann der Neger-Prediger einen prüfenden Blick auf verschiedene riesige Sycomoren zu werfen, und lange währte es, ehe er einen für seinen Plan zweckmäßigen Baum gefunden hatte. Endlich legte er seine Hand auf einen schief über die Seite hängenden Stamm, der wohl zwei und einen halben Fuß im Durchmesser haben mochte, und diesen bezeichnete er seinen zwei Gefährten als einen solchen, womit man seinen Vorschlag in Ausführung bringen könnte. Die zwei nickten ihm Beifall; Girardin ging zur Plantage zurück und kehrte bald mit drei Aexten wieder; man nahm eine Stärkung aus der

Whiskey-Flasche und schickte sich an, den Baum zu fällen. Der Gefangene hatte unterdeß mit äußerster Seelenruhe, die jeder Andere bewundert haben würde, den Bewegungen der Drei zugeschaut — und geglaubt, daß man seinem Leben durch Hängen ein Ende machen würde, und zu diesem Zwecke einen passenden Baum suche. Als er aber die Präparationen zum Fällen eines Baumes gewahrte, da erblaßte er. Verschiedene Gedanken flogen durch seine geängstigte Seele: einmal dachte er, man wolle ihn dem Feuertode weihen; aber dazu brauchte man keinen Baum zu fällen, da trockenes Holz überall im Ueberfluß zu finden war. — Er fragte die Barbaren und bat sie, ihn nicht so lange auf der Folter zu lassen; allein diese antworteten ihm nur mit höhnischem Gelächter. Aber plötzlich wurde es ihm klar: man hege den teuflischen Plan, den Baum so zu fällen, daß derselbe auf ihn herabstürzen und seinen Körper zermalmen müsse. Alsdann wäre es leicht, den Vorfall für ein Unglück auszugeben, worin Niemand etwas Böses argwöhnen würde, denn daß Arbeiter, besonders Holzhacker, bei ihrer Arbeit durch das Niederstürzen eines Baumes zerschmettert werden, ist ein ganz gewöhnlicher Vorfall.

In diesen ungeheuren Wäldern hackt man einen Baum nicht an der Wurzel durch, sondern ungefähr 3 Fuß vom Boden; denn Holz braucht man nicht zu sparen. Die Holzhacker wissen ganz genau anzugeben, wohin der Baum dann fallen wird — so genau, daß sie auf 5 bis 6 Zoll die Richtung, in welcher der Stamm zu liegen kommt, bezeichnen können. Oft geben jedoch die Aeste der umstehenden Bäume, indem sie mit den des umstehenden sich verwickeln, diesen eine andere Richtung, so daß er nicht selten einen Schwung bekommt und auf den Holzhacker zustürzt, der sich dann oft nicht schnell genug retten kann, um der Zerschmetterung zu entgehen. Die Lycomore, an welcher die zwei Pflanzer jetzt hackten, stand auf einem freien Platze, und da sie bedeutend nach einer Seite hing, so war es leicht, den Punkt anzugeben, wohin sie fallen würde. Nicht sobald hatte der Gefangene den Plan durchschaut, so überlief ihn ein kalter Schauder; denn unter welch grausamen Qualen mußte nicht sein Leben enden, durch eine Todesart, welche durch ein Zerschmettern seiner Glieder herbeigeführt würde? Außer sich schrie er seinen Executoren zu, ihm doch eine Kugel durch den Kopf zu jagen oder ihm die Adern zu öffnen.

Aber man achtete seiner nicht, und der Prediger grinste ihn sogar höhnisch an und bemerkte ihm, er möge seine Seele für das ewige Jenseits vorbereiten, statt seinen eignen Tod herbeizuwünschen.

„Teufel", schrie der Unglückliche, der durch diesen grausamen Spott ganz außer Fassung gerieth — und machte gewaltige Anstrengung zu einem Sprunge auf ihn.

„Mit dem werdet Ihr schon früh genug Bekanntschaft machen", entgegnete derselbe, — warf den Gefangenen, der wegen seiner Banden ganz hülflos war, zu Boden, und schleppte ihn in die Richtung, wohin der Baum fallen mußte. Hier fesselte er ihn dermaßen, daß es ihm unmöglich wurde, auch nur einen Versuch zum Aufstehn zu machen, und begab sich dann wieder zu den Hackern. Große Späne entflogen dem gewaltigen Stamme, Schlag auf Schlag begrub sich der scharfe Stahl in das spröde Holz — und übertönte beinah das Angstgeschrei des Unglücklichen, der, auf der Erde liegend, mit jedem Hiebe sein Schicksal näher rücken hörte. — Endlich war der Stamm so weit angehauen, daß man jede Secunde seinen Fall befürchten mußte. Man vergewisserte sich nun mit dämonischer Kalt-

blütigkeit, ob die Lage des Opfers auch die richtige sei, dann nahm man einen Trunk aus der Flasche, noch einige kräftige Schläge, ein Angstgeschrei des Unglücklichen — und prasselnd stürzte der Baum. Mit dumpfem Schalle berührte der dicke Stamm die Erde — aber war die That geschehn? Da lag der zerschmetterte Körper des Unglücklichen, in die Erde gepflügt durch die Wucht des Baumstammes und theilweise unter diesem begraben; nur die Füße und der Oberkörper waren sichtbar und unter dem Stamme quoll ein Strom kalten Blutes hervor. Dennoch lebte der Mann, wie lange aber, das warteten die drei Teufel nicht ab; denn als sie sich überzeugt hatten, daß der Tod ihn bald ereilen müsse, ließen sie ihn in seinem Grabe und kehrten nach der Plantage zurück.

Noch am selben Tage sandte Girardin nach dem benachbarten Städtchen Baton-rouge die Anzeige, daß auf seiner Plantage ein Mann ums Leben gekommen sei, und ersuchte die gerichtlichen Behörden, sobald wie möglich die übliche Todtenschau (coroners inquest) über die Leiche veranstalten zu lassen. Sein Wunsch wurde am nächsten Tage erfüllt; die Jury kam, besichtigte die Leiche und fragte den Pflanzer, ob er

von dem Manne etwas wisse. Dieser erklärte ganz kurz, der Mann sei bei ihm gewesen und habe um Arbeit gebeten, — darauf habe er seinem Verlangen gewillfahrt und ihn in den Wald geschickt, um Holz zu hacken; weiter wisse er nichts, nur habe er mit seinem Freunde Burns die Leiche hier entdeckt. — Die Jury sprach ohne Bedenken ein „Gestorben durch Zerschmetterung, herbeigeführt durch den Umsturz eines Baumes und ohne Verschulden irgend Eines“ über die Leiche aus, — und das war Alles, was in den ersten Monaten von der Sache verlautete.

Als die drei von ihrer Henkersarbeit wieder im Wohnhause angekommen waren, wurde Punsch zubereitet und man begann über den guten Erfolg derselben ein Glas nach dem andern zu leeren, so daß die etwaigen Mahnungen des Gewissens, die bei dem einen oder andern wohl auftauchen möchten, durch einen Rausch zum Schweigen gebracht wurden.

„Jetzt ist's grade die rechte Zeit für Euch“, sprach Burns zu Girardin, „daß Ihr endlich mit dem Geheimniß herausplatzt; aber zuvor will ich selbst noch einen Angriff wagen; man trifft zu gewissen Zeiten auch wohl die Sprödesten weichherzig.“



Bei diesen Worten verließ er die Gesellschaft, um Miß Ellen aufzusuchen, welche grade mit einigen häuslichen Verrichtungen in irgend einem andern Theile des Hauses beschäftigt war. Obgleich sie von der ruchlosen That nichts wußte, so hatte sie doch von den Dienstboten einige Andeutungen erhalten, die ihr Herz mit Mitleid und Besorgniß für den Mann erfüllten. Sie hatte bemerkt, wie man ihn des Morgens in aller Frühe nach dem Sugarhouse geführt hatte und als sie sich bei der alten Sclavin erkundigte, was man mit dem Manne zu thun beabsichtige, wurden ihre ängstlichen Vermuthungen durch die Worte der Alten, der Girardins Charakter wohl bekannt war, keineswegs beruhigt. Als sie nun die drei vom Walde zurückkehren sah, ohne den Gefangenen, ahnete sie, daß eine schreckliche That verübt sein müsse, und diese Ahnung wurde durch die Aeußerungen der alten Sclavin beinah zur Gewißheit. — Ihr Entschluß war daher bald gefaßt; sie wollte noch am selben Tage die Plantage verlassen. Daher begab sie sich unverzüglich auf ihr Schlafzimmer, um Kleidungsstücke und andere Effecten einzupacken; denn Niemand sollte sie

dieses Mal von ihrem Entschlusse abwendig machen, dachte sie.

Burns hatte indessen das ganze Haus durchsucht, um sie anzutreffen, und da man ihm gesagt, sie sei oben, hatte er sie bis hierher verfolgt und gefunden. Um seinem wiederholten Antrage mehr Nachdruck zu geben, stürzte er wie ein Abenteurer zu ihren Füßen, erhob flehend seine Hände und brachte einige Worte zu Stande, von deren Inhalt man nichts weiter vernahm, als „Liebe, Gnade, Verzweiflung" u. s. w. — Ellen erschrak anfangs über das ungestüme Benehmen ihres Ritters; als sie aber ihre Augen auf die groteske Figur vor ihr warf — denn Burns führte sein Manöver so ungeschickt aus, als wenn man einen Esel dazu dressirt hätte — konnte sie nicht umhin, laut aufzulachen. Dies ermuthigte den rohen Pflanzer; er sprang auf und umschlang ihre Taille. — Empört stieß sie ihn zurück; allein Burns machte einen neuen Angriff — sie schrie um Hülfe, aber Niemand kam, und das feuerte den Wüstling nur an. Zuletzt gelang es ihr, die Thür zu erreichen, und mit Blitzesschnelle flog sie hinunter, während Burns sie mit demselben Eifer ver-

folgte. Sie sprang ins Wohnzimmer und stieß hier auf Girardin und den Prediger.

„Oheim“, keuchte sie, „noch heute verlasse ich Euer Haus...., für Eure gastfreundschaftliche Aufnahme bin ich Euch dankbar...., aber.... gedenkt nicht mich zurückzuhalten...., denn....“

Girardins leuchtendes Auge drängten ihre ferneren Worte in ihre Kehle zurück; sie warf sich auf einen Stuhl und von ihren Gefühlen überwältigt schluchzte sie laut auf. — Burns stand an der Thür, noch keuchend von der Anstrengung; ein momentaner Zug von Mitleid kam über seine Züge beim Anblick des tief gekränkten Mädchens, das aber eben so schnell wieder verschwand.

„Jetzt ist's Zeit“, flüsterte er Girardin zu, der sprachlos vor Wuth mit geballten Fäusten vor Ellen stand. Girardin kam durch diese Mahnung wieder zu sich selbst und warf einen fragenden Blick auf den Prediger, der mit vergnügten Blicken sich an der theatralischen Scene, wie er es nannte, weidete.

„Uebermuth thut nimmer gut und muß gebeugt werden“, sprach er, und winkte seinem Brodherrn bejahend zu.

Girardin legte nun seine Hand auf Ellens Schulter. „Ellen", hub er an, „als ich Dich von New-York kommen ließ, gedachte ich, Dir auf meiner Pflanzung ein angenehmes Leben zu bereiten. Das hast Du mir aber durch Deinen störrischen Eigensinn, durch Deinen Hochmuth verleidet, und ich finde mich deshalb veranlaßt, Dir Folgendes mitzutheilen. — Du bist nicht, wie Du wohl glaubst, meine Nichte, sondern meine Sclavin!"

Wie ein electrischer Schlag zuckten die Worte durch ihre Brust. Ihre Thränen versiegten, und während die dicken Tropfen unbeweglich auf ihren Wangen hingen, schaute sie den Pflanzer starr ins Antlitz.

„Ja, meine Sclavin, den Gesetzen dieses Staates zufolge. Von jetzt an aber nicht mehr die meinige — da steht der Mann, den Du in Zukunft Gebieter nennen sollst — mein Freund Burns wird von diesem Augenblicke über Dich zu bestimmen haben."

Ellen hörte starr wie eine Statue ihn zu Ende, während Burns mit Triumph im Blicke ihm Beifall winkte. Dann aber wurde es Nacht vor ihren Augen, und bewußtlos sank sie in den Sessel zurück.

Burns geberdete sich nun wie ein Kind, welches in seinem Aerger sein schönstes Spielzeug zerbrochen hat; außer sich stolperte er im Zimmer umher und wollte in seiner Verwirrung den auf dem Tische stehenden Punsch statt Wasser über sie gießen. Aber Ellen kam wieder zu ihrem Bewußtsein ohne alle Hülfe.

„Scheusal“, schrie sie dem Pflanzer entgegen, sobald sie den ganzen Umfang seiner Worte begriffen hatte, „wie könnt Ihr es wagen, eine solche schändliche Lüge hervorzubringen? Gnügt Euch ein Verbrechen nicht? — Wo ist der Mann, den Ihr gestern zum Gefangenen gemacht? — So verdoppelt denn Euer Verbrechen ...., hier bin ich .....“

Aber Girardin, wüthend geworden durch diese Sprache, sprang von seinem Sitze auf und erhob seine gewaltigen Fäuste gegen das unerschrockene Mädchen — aber Burns hielt ihn zurück.

„Sie ist jetzt die meinige“, rief er, und schob den Erzürnten von ihr weg. Girardin ließ sich das gefallen und verließ das Zimmer. Der Neger-Prediger redete dann Burns an und sagte ihm, es wäre besser, wenn er auch das Zimmer verließe, um dem Fräulein Zeit zu geben, sich von dem Schrecken zu erholen; auch müsse sie wissen, wie

und durch welche Umstände sich ihr Schicksal so plötzlich verändert habe, und das wolle er ihr in Ruhe beibringen. Burns winkte pfiffig mit dem Kopfe und leistete dem Rathe Folge. Als der Prediger nunmehr mit Ellen allein war, begann er folgende Aufklärung über die kurzen Worte Girardins dem geängstigten Mädchen beizubringen. Eine Aufklärung, die ihr zu gleicher Zeit die Schlechtigkeit der Pläne ihres vermeintlichen Oheims, das Ruchlose seines frühern Lebenswandels und das Verlorene ihrer eigenen Lage zeigte.

„Dein Oheim, meine schöne Seele, der so unverhofft Dir zum Herrn geworden ist, wurde gegen seinen eignen Willen, aber den Wünschen seiner Eltern gemäß, mit einer Dame verheirathet, welche, eine zweite Xantippe, ihm das Regiment im Hause streitig machte. Girardin ist von jeher schwach gegen das schöne Geschlecht gewesen, und deshalb zeigte er auch keine entschiedene Opposition gegen die Anmaßungen der ehelichen Usurpatorin. Er hatte sie nie geliebt — und daß sich bald entschiedene Abneigung in seinem Herzen gegen sie bekundete, ist ganz erklärlich. Was sollte er thun? — Er mied ihre Gesellschaft und Bett! Aber lange brauchte sein

Herz nicht zu wählen; denn bald fand er eine, die seiner Liebe würdiger war, als Deine vermeintliche Tante. Diese war „Bella“, die alte Sclavin, die Du kennst, und welche Girardin trotzdem, daß sie keine Dienste mehr leistet — bis zum Tode versorgen wird.“

„Guter Gott“, seufzte Ellen, „welche eine Geschichte und welche Verdrehung!“

„Glaube was Du willst, aber höre! Diese Sclavin ist Deine und Deiner Schwester Mutter!“

„Und Girardin mein Vater?“ schrie Ellen außer sich und die Lehne des Stuhls ergreifend; denn sie fühlte ihre Kniee zittern.

„Ei ja wohl, — und folglich Dein Herr — und zwar rechtmäßiger, nach den Gesetzen von Louisiana. — Es ist kein Betrug dabei im Werk; Girardin ist reich genug und verschmäht es, sich auf eine unerlaubte Weise zu bereichern.“

Ellen wurde nicht zum zweiten Male ohnmächtig; aber ein fester Entschluß prägte sich in ihren Zügen ab. Ohne auch nur dem Prediger einer Antwort zu würdigen, begab sie sich auf ihr Zimmer. Hierhin folgte ihr die alte Sclavin auf Ver-

anlassung des Neger-Predigers. Unter Schluchzen bestätigte die Mulattin die Worte, nach welchen Ellen sie künftig Mutter nennen mußte. Diese ergänzte nun, nachdem sich Ellen von ihrer Aufregung etwas erholt hatte, indem sie erzählte, daß die Sache insofern wahr sei, als ihr eignes Verhältniß zu Girardin beträfe, und auch über den Charakter seiner rechtmäßigen Ehehälfte sei sie derselben Meinung. „Seine Gattin", fuhr sie fort, „konnte Euch beide nicht in ihrer Nähe dulden und brachte es bei Girardin dahin, daß er Euch nach New-Orleans und später nach New-York schickte. Sie beabsichtigte, Euch Eurem Schicksal zu überlassen — aber dazu war Girardin zu selbstsüchtig. Er lockte Euch von New-York fort, nachdem seine Gemahlin gestorben war; ich wollte Dich warnen, durfte aber nicht, Du weißt selbst, wie mich Girardin in der letzten Zeit behandelt hat."

„Und Burns?" stammelte Ellen kleinlaut.

„An ihn verhandelte Dich Girardin gegen ein Stück Land, worauf dieser schon lange seine Wünsche gerichtet hatte."

Wer kann den Zustand schildern, in welchem Ellen den übrigen Theil des Tages zubrachte? Das

Opfer einer Selbstsucht, die einen Vater veranlaßte, sein eignes Kind zu verkaufen, indem die Gesetze ihn berechtigten, die Tochter seiner Sclavin als sein Eigenthum zu betrachten, sollte sie in die Hände eines Wüstlings übergehn, der blos beabsichtigte, seinen grenzlosen Begierden zu fröhnen, und der sie dann vielleicht wie die niedrigste Negerin für den Rest ihrer Lebenszeit halten würde. Wenn sie auch früher nicht in Wohlstand gelebt hatte, so war sie doch frei gewesen, hatte, wie alle Bewohner des Nordens, die Sclaverei des Südens gehaßt — und nun war sie verdammt, ein Schicksal zu theilen, um dessenwillen sie die schwarzen Dulder so oft bemitleidet hatte. Lange wälzte sie sich in grenzenlosem Schmerze auf ihrem Bette — vergebens flehte sie bei offnem Fenster die freundlich blinkenden Sterne um Rettung an und betete in tiefster Ergebung zu ihrem Schöpfer.

Aber bald kehrte die eigenthümliche Entschlossenheit ihres Charakters wieder zurück. Rettung könnte dennoch möglich sein, und ein Versuch könnte ihr Loos nicht verschlimmern, dachte sie. Als dieser Gedanke in ihre Seele drang, blieben die dicken Zähren auf ihren Wangen stehn

— als wenn unschlüssig, ihre Bahn weiter zu verfolgen; ihre Brust fühlte sich erleichtert, und tiefes Nachdenken furchte ihre Stirn, die vor einigen Monaten so heiter den Gästen in dem Boardinghouse der Mistreß French gelächelt hatte.

VII.

Manche Autoren wollen behaupten, daß die große transatlantische Republik keine lange Dauer habe, und das suchen sie aus dem Schicksal der Demokratien des Alterthums zu beweisen. Mit Griechenland und Rom möge diesen Herren, insofern die Classiker über die Zustände des Volkes Aufschluß gegeben haben, bewandert sein, aber wenn sie sich unterfangen, jene mit den Vereinigten Staaten in einen Vergleich zu stellen, so kann ich nur sagen, daß der Vergleich paßt, wie eine Faust auf's Auge. Ich bin der Meinung, daß eine eigentliche Volksbildung noch bei keinem Volke in dem Maße stattgefunden hat, wie grade jetzt in den Vereinigten Staaten. In Deutschland z. B. haben wir Tausende von Gelehrten, die in allen Fächern der Wissenschaft bewandert

sind, zu einem Grade des Wissens, den vielleicht noch nie ein Amerikaner erreicht hat; beinah ein jeder unserer höhern Beamten würde in Amerika für einen Gelehrten gelten. Dagegen halte man aber die niedere Classe — ist da nicht eine ungeheure Stufe? — Diese Abstufung ist in den Vereinigten Staaten kaum bemerkbar, indem die höhere Classe in Vergleich mit der unserigen bedeutend weniger gebildet ist, und die niedere Volksclasse vor der unserigen voraus ist. Und doch thut die Regierung nichts für öffentliche Schulen, besoldet keine Lehrer u. s. w. — und zwar aus dem Grunde, weil das Volk selbst aus eignem Antriebe das thut, was bei uns von Seiten des Staates geschehen muß. Dazu kommt nun noch die Kenntniß eines jeden Bürgers hinsichtlich der Staatsangelegenheiten, welches bei der unumschränkten Oeffentlichkeit und Mündlichkeit eine unausbleibliche Folge ist. Hieran schließt sich die Thatkraft der anglosächsischen Race, ein practischer Sinn und das Bewußtsein ihrer eignen Uebermacht als Bürger einer freien Republik über die Unterthanen europäischer Monarchien. Daß das amerikanische Princip stark ist, geht schon daraus hervor, daß es bei der ungeheuern Menge Europäer, die

jährlich nach den Vereinigten Staaten auswandern, doch immer die Oberhand behalten hat. Es liegt auch in der Natur der Sache, daß ein kräftiges, unverdorbenes Volk, dessen Kräfte täglich im Kampfe mit der Natur physisch und geistig gestählt werden, sich über die Völker altersschwacher Monarchien ein Uebergewicht erringen muß. Man denke sich z. B. einen deutschen Bauer, der sich in irgend einem westlichen Staate niedergelassen hat. Er ist roh und unbeholfen, obgleich treu, fleißig und redlich; sein Körper ist kräftig, aber plump und nicht gewandt; er bebaut sein Feld nach guter deutscher Sitte, vielleicht mit Geräthschaften, die er noch von Deutschland mit herübergebracht hat; er hackt die Bäume um und giebt sich unsägliche Mühe, die Stumpfe auszurotten, welche er eben so gut allmählig verfaulen lassen könnte. Von Politik weiß er gar nichts, — in Deutschland hat er im Kalender gelesen, wie alt der Fürst ist, wie viele Söhne und Töchter er hat u. s. w., und hat die Kanonen donnern gehört, wenn die Pensionirten-Liste seines Landes durch den Namen eines eben gebornen Prinzen vermehrt wurde.

Der amerikanische Farmer, sein Nachbar, ist

weniger fleißig und von seiner Redlichkeit müßte man Proben haben, ehe man darauf bauen könnte. Von Körper ist er kräftig, aber nicht plump, sondern sehr gewandt. Er scharrt sein Land blos auf — die Stumpfe läßt er auf dem Acker ruhig verfaulen und nimmt dafür eine größere Strecke unter den Pflug, denn an Land fehlt es ja nicht. Er zeigt für alles, was den Staat betrifft, in welchem er wohnt, so wie auch für die Union ein lebhaftes Interesse. Er kennt ganz genau die jährliche Einnahme und Ausgabe seiner Regierung; er liest drei bis vier politische Zeitungen — gehört irgend einer Partei mit Leib und Seele an und kämpft bei den Wahlen für den Vertreter derselben. Den Deutschen, seinen Nachbar, schätzt er werth, weil sich dessen Tugenden seine Achtung erzwingen — betrachtet ihn aber in politischer Hinsicht als eine Null; behandelt ihn freundlich und erweist ihm Dienste, wenn es ohne Aufopferung geschehen kann, und nimmt dafür sein Votum bei der nächsten Wahl. — In der letzten Zeit haben auch die Deutschen, besonders da, wo sie dicht beisammen wohnen, den Anfang gemacht, eine Richtung in der Politik selbstständig zu verfolgen, wozu wahrscheinlich die vielen deutschen Organe Ver-

anlassung gegeben haben, unter welchen man der deutschen Schnellpost in New-York den ersten Platz einräumen kann. —

Ich bemerkte, daß Manche der Meinung seien, das republikanische Staatsgebäude werde in sich selbst zerfallen. Häufig und besonders in der letzten Zeit, da der Anschluß von Texas so viel Sensation erregte, hat man in England diese Idee aufgestellt, und als Beweis, daß dies wirklich eintreffen würde, Rom als warnendes Beispiel angeführt. — Man denke sich aber, ohne die Volksbildung zu berühren, den Unterschied zwischen Rom und seinen Provinzen und der Federal-Regierung zu Washington und den verschiedenen Staaten der Union. Welch ein Unterschied in dem Zusammenhange der Provinzen, in den Verhältnissen der Bewohner jener Provinzen zu Römern und den irgend eines Bewohners eines beigetretenen Staates zu den Bürgern der schon älteren Vereinsstaaten. Roms Besitzungen waren eroberte Provinzen, die durch stehende Heere zum Gehorsam gehalten wurden; die Bewohner derselben waren keine Bürger, ja in Italien selbst war nur eine gewisse Anzahl, die das Bürgerrecht besaß. Jeder Staat der Union dagegen ist unabhängig und seine

Bewohner haben gleiche Rechte; es ist also nicht die Macht des Eroberers, welche sie zusammenhält, sondern ein gemeinschaftliches Princip, nämlich Befestigung ihrer politischen und religiösen Freiheit — ein Schutz- und Trutzbündniß gegen etwaige Angriffe von Außen. —

Daß sich aber ein Theil der Staaten vom andern trenne, das liegt nicht außer dem Bereiche der Unmöglichkeit, besonders könnte dies wohl eintreffen zwischen dem Süden und Norden. Die Sclaverei des Südens würde die Veranlassung dazu geben, und der Westen würde theils aus diesem Grunde, theils wegen seiner Lage dem Süden beitreten. Sollte diese Trennung auch wirklich über kurz oder lang stattfinden, so wäre das kein so großer Nachtheil, als man wohl glauben möchte; denn die freien Verfassungen werden dann von den in zwei einzelne Republiken getheilten Staaten doch immer beibehalten. Der Westen und Süden wären stark genug, jeden Angriff von Außen zurückzuweisen, und auch der Norden könnte sich allein schützen. — Daß sich aber Tyrannen aufwerfen sollten, um, wie in Mexico, die Zügel der Regierung nach ihrer Laune zu führen, das ist, so lange die Anglo-Sachsen nicht gänzlich

entarten, bei diesen Farmern des Westens, von welchen ein Jeder sein Blut für die Constitution lassen würde, eine Sache der Unmöglichkeit. — Governor Dorr versuchte etwas Aehnliches in Rhode-Island — dafür sitzt er aber jetzt im Zuchthause und spinnt Wolle, wie jeder andere Dieb, der zur Strafe dahin gesandt worden ist. — Wahrlich, so sollte man mit jedem Minister, oder wer er auch sein möge, verfahren, der die Constitution eines Landes verletzt. — Fürst Wrede hat gegenwärtig einen Antrag in der bayerschen Kammer gemacht zur Festsetzung einer Strafe, die dem Minister werden solle, der die Verfassung verletze. Im Falle der Antrag durchgehen sollte, rathe ich den Bayern, sich nach dem Beispiel der Amerikaner zu richten, und die Strafe, die Governor Dorr zuerkannt wurde, im Auge zu halten. Oder ist eine solche Strafe etwa zu hart für einen Minister? Ich denke, wer die Rechte eines Volkes beraubt, ist strafbarer, als derjenige, welcher sich an dem Eigenthum eines Einzelnen vergreift.

Der Ausgewiesene war anfangs sehr niedergeschlagen über Ellens Abreise, jedoch ließ ihn seine prekäre Lage wenig Zeit, diesem Gedanken nachzu-

hängen. Er versuchte noch Mancherlei, aber vergebens. Sein Geld war ganz weggeschmolzen — auf Credit konnte er nicht Anspruch machen; bei Mistreß French war er bereits einige Wochen Kostgeld schuldig, und schon hatte ihm diese einen unzweideutigen Wink gegeben, daß er entweder bald zahlen oder nächstens ihr Haus verlassen müsse. Was er von Werth an Ringen u. dgl. besessen, hatte schon längst den Weg zum Goldschmied gefunden. Was sollte er nun thun? Er brachte den größten Theil des Tages auf seinem Zimmer zu, in Grübeleien über sein Mißgeschick versunken. Zwar versuchte er es einige Mal, sich mit Lesen der amerikanischen Zeitungen zu zerstreuen, um dadurch seine Geister wieder zu erneuerter Thätigkeit anzuspornen; aber die Verhandlungen dünkten ihm so trocken — weil er mit den Verhältnissen des Landes noch zu wenig bekannt war — daß er sie nach flüchtigem Ueberblicken wieder hinwarf. Oefters raffte er sich zusammen, machte einen Versuch zur Erreichung seines Zweckes und war eine Zeitlang voll sanguinischer Hoffnungen; aber wenn dann eine abschlägige Antwort oder eine ausweichende seine Erwartungen täuschte, dann wurde er für mehrere Tage thatlos.

Täuschung folgte auf Täuschung — bis er endlich so weit kam, daß er gar nicht mehr an einen Erfolg seiner Bemühungen zu denken wagte; an die Stelle seiner Aengstlichkeit trat nunmehr eine mürrische Gleichgültigkeit, und finster und in sich gekehrt erwartete er das Schlimmste, das ihm passiren konnte, ohne auch nur einen einzigen Versuch zu machen, ein unvermeidliches Schicksal abzuwenden. In dieser Gemüthsstimmung traf ihn eines Abends der alte Orgelbauer, Mr. Brown. Der Alte war durchaus kein Genie, allein ein practischer Mann, und er besaß eine ungewöhnliche Menschenkenntniß. Schon lange hatte er unsern Ausgewiesenen im Stillen beobachtet; er kannte alle Schritte, die derselbe gethan hatte, und da er auch deren Erfolg wußte, so schloß er darnach und nach dem Benehmen des jungen Mannes, daß sein Muth ihn verlassen haben müsse.

„Muthlosigkeit", sprach er, „ist das Schlimmste, was einem Menschen in Eurer Lage widerfahren kann. Denn wenn man bei Unternehmungen, welcher Art sie auch sein mögen, nicht die Hoffnung hegt, daß sie gelingen werden, so gelingen sie auch nicht, das ist klar. Um irgend etwas mit Energie

betreiben zu können, muß man der festen Ueberzeugung sein, daß es gelingen werde, denn sonst thut man jeden Schritt nur halb, und das Mißglücken derselben ist dann nicht zu verwundern." —

Der Ausgewiesene sah ein, daß der Orgelbauer Recht hatte; — dieser fuhr jedoch fort:

„Glaubt indessen nicht, daß es Euch hier in New-York gelingen wird. Faßt einen raschen Entschluß und begebt Euch nach New-Orleans, dort fängt das Geschäft im Winter erst an lebhaft zu werden, während es hier um diese Zeit gewöhnlich erschlafft. Dort kann man Jeden gebrauchen; man wechselt rascher und Ihr werdet gewiß bald Gelegenheit finden, irgendwo einzuschlüpfen."

Der Ausgewiesene fand den Rath sehr gut, denn er wußte aus andern Quellen schon, daß New-Orleans eher der Ort sei, wo es ihm gelingen könnte, passende Beschäftigung zu finden, wenigstens um diese Jahreszeit. Aber woher sollte er die Mittel nehmen, die Reise anzutreten? Er klopfte daher bedeutungsvoll auf seine leere Tasche und gestand Mr. Brown, daß er nicht einmal die zur Reise erforderliche kleine Summe besäße.

Der Alte lächelte. „Gut", sprach er, „ich will Euch das Reisegeld vorstrecken, und noch dazu Eure Zeche hier im Boardinghaus bezahlen; der Wirthin schuldet Ihr gewiß auch?"

Der Ausgewiesene ward eine Zeitlang sprachlos vor Erstaunen. Ein Mann, der ihn weiter nicht kannte, erbot sich ihm Geld zu leihen, unter Aussichten, die für die Wiederentrichtung desselben durchaus ungünstig waren? Es kam ihm vor, als wolle der Alte mit ihm spaßen, und er blickte ihn deshalb fragend an.

„Hier sind dreißig Dollar", fuhr dieser fort, indem er drei Zehn-Dollar-Noten aus seinem Portefeuille nahm, „es ist nicht das erste Mal, daß ich eine ähnliche Summe gab, um mich zu überzeugen, ob ich mich in Beurtheilung eines Menschen geirrt habe oder nicht. Fand ich mich getäuscht, so hat mich die kleine Ausgabe nie gereut, um so mehr Freude verursachte es mir aber, wenn ich fand, daß mein Urtheil das richtige sei."

Von Dank wollte der Alte nichts wissen. „Aber ich errathe, was Euch auf der Zunge schwebt", fuhr er fort, „Ihr wollt gern wissen, welches mein Urtheil über Euch selbst ist. Ich will's Euch nicht

vorenthalten und hoffe, daß Ihr dasselbe bestätigen werdet: ich glaube, daß Ihr mich bezahlen werdet, wenn Ihr dazu im Stande seid. Ob das nun je der Fall sein wird oder nicht, darum mache ich mir keine Sorgen; denn der kleine Verlust schmerzt mich nicht, — so nehmt's nur hin, wendet's gut an und bezahlt, wenn Ihr könnt."

Das war doch wenigstens eine Gabe (denn Darlehn konnte man sie kaum nennen), verliehen ohne Vorwürfe, und ohne irgend eine Demüthigung für den Empfänger. Der Ausgewiesene empfing jetzt noch manche Nachrichten über New-Orleans von seinem Freunde in der Noth; denn mit diesem Orte war letzterer bekannt, und schon am folgenden Tage hatte sich Jener auf einem Packetschiffe nach New-Orleans eingeschifft. Der Alte war ein Freund von raschen Entschlüssen und schneller Ausführung; er hatte diese Maxime auch seinem Freunde empfohlen.

Während seiner Reise dahin ereignete sich nichts, das des Aufzeichnens werth wäre. Jedoch werde ich Einiges über den Eindruck sagen, den die zweite Stadt der Vereinigten Staaten bei dem Ausgewiesenen hervorbrachte. In der That, New-Orleans bietet einen sonderbaren Anblick dar, besonders für

einen, der vom Norden kommt. Die Stadt ist bekanntlich in Form eines Halbmondes gebaut längs des Flusses Missisippi, der hier einen solchen Bogen bildet. Man glaubt sich, wenn man den älteren Theil derselben betritt, plötzlich in die Mitte einer alten französischen Stadt versetzt, man erblickt hohe Hausgiebel, gothische Fenster und in Stein gehauene Wappenschilder über den breiten Eingängen. Dieses Stadtviertel ist eng und schmal gebaut — die Häuser hoch, die Straßen schmutzig und menschenleer. Dies ist das alte Viertel, dasjenige, welches von den Franzosen und Spaniern gebaut worden ist, und wo diese noch, als wenn sie sich scheuten, mit den Amerikanern in Berührung zu kommen, bis auf den heutigen Tag wohnen. In der Mitte desselben befindet sich ein freier Platz, auf welchem noch ein altes spanisches Castell steht, welches, wie man sagt, viel Aehnlichkeit mit der berüchtigten Pariser Bastille haben soll, und das auch früher zu ähnlichen Zwecken benutzt wurde. Gegenwärtig wird ein Theil desselben als katholische Kirche benutzt, und in dem andern Theile erblickt man eine Menge Bureaux von Advokaten, Notaren und Richtern, deren modern aussehende Aushängeschilder seltsam mit dem alten Ge-

mäuer und den wunderlichen Basreliefs des Gebäudes contrastiren. Der dritte Eingang zu dem Gebäude, derjenige neben der Kirche, führt in die Wachtstube, hinter welcher sich ein temporäres Gefängniß befindet, für Leute bestimmt, welche des Nachts die Ruhe stören oder wegen anderer Vergehn aufgegriffen worden sind. — Also Kirche, Wachtstube, Gefängniß und Geschäftszimmer von Advokaten, alles in einem Gebäude, — welche Profonation die Franzosen und Spanier den Amerikanern zur Last legen, die sich übrigens aus dieser Beschuldigung nicht viel machen.

Dieses Stadtviertel hat, wie gesagt, ganz das Aussehn einer alten europäischen Stadt, und gleich daneben findet man die freundlichen, hell bemalten Häuser und das rege Leben einer amerikanischen City. Nirgends in den Vereinigten Staaten erblickt man den gewaltigen Geist, die Thatkraft und die Unternehmungslust der Anglo-Sachsen stärker hervortreten, als in New-Orleans. In dem französischen Viertel, wo vor Jahren der Sitz des Handels war, ist jetzt Alles still geworden, während in dem amerikanischen eine Geschäftigkeit, ein reges Treiben herrscht, welches selbst New-York und Boston über-

bietet. New-Orleans war wohl seit seiner Gründung schon vermöge seiner geographischen Lage ein bedeutender Handelsplatz; seit aber Louisiana an die Union kam, hat es sich hervorgethan, wie keine andere Stadt in Nordamerika. Früher war New-Orleans so übel berüchtigt, daß man es sprüchwörtlich die Räuberhöhle nannte, und Niemand sich ohne Pistolen und Messer in den Straßen blicken lassen durfte; seitdem aber die Amerikaner die Zügel der Regierung ergriffen haben, hat sich das Alles geändert, und man lebt so sicher hier, wie nur irgendwo. Der Yankaism ist auch hier der Herrscher geworden: früher waren alle öffentlichen Organe in französischer Sprache abgefaßt; jetzt sind auch die verschwunden, um englischen Platz zu machen, nur ein einziges noch, die New-Orleans-Bee, ist in französischer und englischer Sprache gedruckt. Und diese Umgestaltung von Dingen, Verhältnissen und Sitten, wobei in Europa Jahrhunderte hingegangen wären, ist hier in dem Zeitraume von einigen zehn bis zwölf Jahren bewirkt worden. Aber hat nicht Texas dasselbe Beispiel geliefert? Alles das geschieht ohne Schwerdtstreich, weil es in der Natur des Menschen liegt, freisinnigen und

gesunden Ideen und Principien, trotz herkömmlichen Vorurtheilen und Aberglauben, Achtung zu zollen. Und dennoch werden die englischen Journalistiker nicht müde, von der Habgier und Eroberungssucht der Amerikaner zu reden, eben so viele der französischen, und sogar einige unserer Deutschen stimmen in das Geheul mit ein. Lächerlich — wir sollten froh sein, das Völkerrecht doch noch in irgend einem Theile der Welt wahrgenommen zu sehen — das Recht des Volkes, welches Wort man seit Jahren nicht mehr in unsern Wörterbüchern gesehen hat. England spricht von Eroberung — ein Land, welches noch bis auf den heutigen Tag einen großen Theil der Erde durch die Macht des Schwerdtes seinen Befehlen unterworfen hält — ein Land spricht von Habgier, das noch kürzlich Millionen auf eine unverschämte Weise von China erpreßt hat! Ist das Völkerrecht? Texas, worüber man Alarm geschrien hat, hatte schon längst seine Tyrannen verjagt, es war von allen Staaten als unabhängig anerkannt worden, als es sich aus freien Stücken der Union anschloß. Nun frage ich Jeden, der Gefühl für Recht hat, Jeden, der nicht blos das, was auf alten Pergamenten notirt ist, für Recht anerkennt,

sondern auch bereit ist, der Stimme des Volkes seine Anerkennung zu geben, ob man diese Handlungsweise Eroberung nennen kann?

Das Einzige, was dem Gedanken über den Fortschritt der Menschheit in der westlichen Hemisphäre und besonders in New-Orleans Einhalt gebietet, sind die Sclavenmärkte, welche in den großen Gebäuden öffentlich abgehalten werden. In andern Sclavenstaaten werden, wie bekannt ist, Neger von Hand gekauft und verkauft, aber nirgend geschieht es so öffentlich und so sehr en-gros, als in New-Orleans, ausgenommen vielleicht Charlestown in Süd-Carolina. Doch hierauf wollen wir wieder zurückkommen und einstweilen das Schicksal des Ausgewiesenen verfolgen.

Derselbe stand an die Bulwarks des Packetschiffes gelehnt, als dasselbe fest gemacht war, und schien darüber zu sinnen, wo er zuerst mit der Inswerksetzung seiner Absichten den Anfang machen sollte. In solche Gedanken vertieft nahte sich ihm ein Amerikaner, und fragte ihn ohne irgend eine Einleitung: ob er Beschäftigung suche.

Eine solche Frage mußte natürlich das Erstaunen des Deutschen erregen; denn das, warum er

bisher so eifrig sich bemüht hatte, ohne es zu finden, wurde ihm nunmehr angeboten.

„Ja wohl — könnt Ihr mir solche anweisen? — und in welcher Art Geschäft?"

„In einem Kleidergeschäfte, Ihr erhaltet dreißig Dollar per Monat und find yourself (bestreiten daraus Ihre eigne Beköstigung). Eure Obliegenheiten werden darin bestehen, fertige Kleider für Herren und Damen im Detail zu verkaufen. Seht, dort ist mein Laden, Ihr könnt ihn von hier erblicken."

Der Ausgewiesene schaute nach der Richtung hin, welche ihm der Mann bezeichnete, und mit Hülfe desselben gelang es ihm, das Etablissement ausfindig zu machen; es war, was man bei uns Laden eines marchand-tailleur nennen würde. Schon wollte er das Anerbieten zurückweisen, als ihm die Mahnung des Orgelbauers, „keineswegs delicat in der Auswahl einer Stelle zu sein", wieder einfiel. Er gestand indessen dem Kleiderhändler, daß er von dem Geschäfte nichts verstehe. Dieser meinte, der Umstand würde keine Schwierigkeiten bieten; denn es sei am Ende keine besondere Kunst, einen fertigen Rock anzupreisen und ihn dann zu verkaufen, wenn er sonst dem Kunden passe; mit den kritischern

Theilen des Geschäfts müsse es ihm auch bald gelingen vertraut zu werden. — Genug, der Ausgewiesene ging darauf ein, und der nächste Tag schon sah einen deutschen Literaten, der für die Freiheit geschrieben hatte und der auf Gut und Vaterland hatte verzichten müssen, blos weil er die Wahrheit gesprochen hatte, in dem Laden eines Trödlers als letzten Gehülfen beschäftigt. Jedem Neger mußte er eine Jacke oder Hose anpreisen und vor jeder Grisette den gehorsamen Diener für eine Zeitlang spielen. Indessen so etwas ist im amerikanischen Leben eine ganz gewöhnliche Begebenheit — und wenn ein Yankee vier bis fünf verschiedene Geschäftsbranchen in einem Jahre durchmacht, so rechnen sie sich das zur Ehre an. Heute ist er Advokat, morgen Prediger, dann Kellner, Nachtwächter, Trödler, und sonst noch mancherlei, wobei er entweder seinen Unterhalt finden oder bedeutend gewinnen kann. Der Ausgewiesene, der zu Anfang wohl etwas Hochmuth besessen hatte, schickte sich in seine keineswegs beneidenswerthe Stellung so gut, wie man es nur erwarten konnte; er machte sich bald vollkommen mit den Geschäften bekannt, und brachte es durch eine glückliche Philosophie und durch sein von Natur sorgloses

Herz so weit, daß er troß allen Unannehmlichkeiten eine gewisse Zufriedenheit bei seinem Wirkungskreise fand. Ich glaube, es giebt wenige Geschäfte, selbst wenn sie mit noch so viel Widerwärtigkeiten verknüpft sind, denen man nicht eine interessante Seite abgewinnen kann, d. h. wenn man nicht von vorn herein schon von Vorurtheilen befangen ist, oder das Mechanische desselben eben so mechanisch angreift, wie es wirklich ist. Der Ausgewiesene verschaffte sich in dem Laden manche vergnügte Augenblicke durch das Studium der verschiedenen Launen und der Charaktere seiner Kunden. Abends war er frei, und da es ihm in den nächsten zwei Monaten schon gelungen war, dem Orgelbauer sein Darlehn zurückzuerstatten, war er nunmehr in den Stand gesetzt, die politischen „Meetings" und die unzähligen politischen Clubs regelmäßig zu besuchen.

Einem Deutschen erscheint das Leben in den Vereinigten Staaten sehr ungemüthlich, und in der That das ist der hervorragende Zug dieses Lebens, aber dafür wird man auf der andern Seite durch das ungeheure Interesse, welches Jeder für Politik fühlt, durch hundert Meetings, durch hundert Clubs, demokratische, whigistische u. s. w. wieder entschädigt.

Wer es nur irgend der Mühe werth hält, sich mit den politischen Zuständen des Landes bekannt zu machen, kann es sehr leicht thun, indem ihm irgend ein reputables öffentliches Organ für eine Kleinigkeit zu Gebote steht. Und wirklich, es ist nöthig das zu thun, wenn man nicht bei jeder Unterhaltung den bloßen Zuhörer abgeben will, da selten eine stattfindet, wobei nicht, außer Geschäft, Politik das Hauptthema ist. In den Clubs, welche besonders um die Zeit der Wahl sehr voll sind, kann man manchen Abend vergnügt zubringen; denn da trägt ein Jeder Reden vor, der nur Lust dazu verspürt, und wenn es auch nicht immer die Tiefe der Ideen ist, welche man bewundern kann, so ist es vielleicht die Verdrehtheit der aufgestellten Principien, die Einen durch ihren komischen Vortrag erheitern. Zu bedauern ist nur, daß sich das Parteinehmen auch weiter erstreckt, als auf die Clubs, ja sogar oft die Ursache wird, Vater und Sohn, die engsten Familienbande zu zerreißen. Alles erscheint einem eifrigen Anhänger irgend einer Partei gegen seinen Gegner erlaubt; Injurien, Verleumdungen, kurz jede Schlechtigkeit wendet man an, um die Gegner der Partei einzuschüchtern. Und troß aller dieser Feind-

seligkeiten, welche unter den verschiedenen politischen Factionen herrschen, sieht man sie eben so schnell sich wieder vereinigen, sobald ein Feind von Außen droht. Niemals hatte die Parteiwuth eine solche Höhe erreicht, als in dem Jahre, welches dem Ausbruche des Krieges von 1812 vorherging, und doch fand man das ganze Land vereinigt, als es hieß, die Engländer von dannen zu treiben.

Zur Zeit, da der Ausgewiesene kaum vier Wochen in dem Kleidergeschäfte war, fanden in New-Orleans Wahlen für Mitglieder der Legislatur statt. Die Texas-Frage beschäftigte schon alle Köpfe und wurde der Probierstein für die verschiedenen Candidaten zu den wieder zu besetzenden Stellen. Schon jetzt war die Aufregung unter den Demokraten sehr bedeutend, und sie setzten schon damals alle ihre Maschinerien ins Werk, welche ihnen später den Sieg über die schläfrigen Whigs errangen, die im stolzen Bewußtsein ihres Uebergewichts nicht alle Chancen berechnet hatten, die gegen ihre Partei vorhanden waren. Der Brodherr unsers Ausgewiesenen forderte diesen auf, ihn zu den „Polls" zu begleiten, damit er sein Votum zu Gunsten der demokratischen Partei abgebe. Der Deutsche staunte und fragte, wie er denn, der

kaum sechs oder sieben Monate im Lande sei, schon stimmen könne, da, so viel ihm bekannt sei, ein Aufenthalt von fünf Jahren innerhalb der Union dazu gehöre, ihn zum Stimmen zu berechtigen. Der Amerikaner lächelte über seines Gehülfen Unschuld und erwiderte ihm, er solle in der Beziehung nur gar nicht scrupulös sein, sondern Alles ihm überlassen; denn er wolle ihm binnen einer Stunde das Bürgerrecht verschaffen, im Fall er sich verpflichten wolle, für die demokratische Partei zu stimmen. Sagt nur zu Allem, was man Euch fragt, „Ja", und das Uebrige überlaßt mir. Der Kleiderhändler fuhr in dieser Art fort dem Deutschen auseinanderzusetzen, daß die Whigs bei jeder Wahl eine bedeutende Menge Personen stimmen ließen, deren Bürgerscheine auf eine unrechtmäßige Weise erlangt worden seien, indem sie Zeugen gemiethet hätten, die aussagen mußten, dieser oder jener sei fünf Jahre im Lande, wenn er vielleicht kaum seit drei oder vier Monaten amerikanischen Boden betreten hatte. Er meinte, dies sei eine unverzeihliche Constitutionsverletzung; da dieses Mittel, ihre Macht zu vergrößern, aber einmal von den Whigs gebraucht würde, so sehe er nicht ein, warum nicht auch die Demokraten mit denselben

Waffen fechten sollten oder dieselben Mittel in Anwendung bringen könnten. Dem Ausgewiesenen wurde es nun klar, daß der Kleiderhändler, ein eifriger Demokrat, ihn auf dieselbe Weise zum Bürger machen wollte. Dagegen sträubte sich aber sein Gefühl für Recht und er sagte dem Partei-Kämpfer ganz unumwunden, daß er nie auf solche Art weder für die eine oder die andere Partei stimmen würde, — bis er die gesetzliche Zeit von fünf Jahren im Lande gewohnt habe. Der Demokrat versuchte zwar noch Ueberredung und Versprechungen, brachte auch sogar einige seiner politischen Freunde in den Laden, um seine Worte zu unterstützen; aber der Deutsche blieb fest, er wollte nicht für seine politische Ansicht seine Ehre aufgeben. Der Kleiderhändler sah denn auch bald ein., daß fernere Versuche nichts fruchten würden, und ließ ihn allein.

Später hatte der Ausgewiesene Gelegenheit, sich zu überzeugen, in welchem Umfange diese Umtriebe in Anwendung gebracht werden. Beide Parteien sind derselben schuldig, und beide entschuldigen sich, indem sie sagen, man könne es ihnen nicht verdenken, wenn sie mit denselben Waffen föchten, welche ihre Gegner zu gebrauchen nicht verschmähten. Auf

diese Weise werden oft Deutsche, Irländer und Franzosen zu Bürgern gemacht, die eben so wenig Recht dazu haben, als solche, die Amerika nie gesehen haben. Von den Schiffen, in welchen sie von Europa angekommen sind, hat man sie zu Dutzenden geholt und zum Richter geführt, zu Bürgern gemacht und ihr Votum für die eine oder die andere Partei genommen. Dies geschieht häufig während der Präsidenten-Wahl, wenn die Aufregung am größten ist und die Bürgerscheine nur oberflächlich geprüft werden. Richter Elliott zu New-Orleans hat durch diese Umtriebe sich eine traurige Berühmtheit erworben: er soll in der kurzen Zeit von zwei Jahren, während welcher er das Richteramt bekleidete, drei- bis vierhundert Personen zu Bürgern gemacht haben, wovon die meisten nicht einmal ein Jahr im Lande waren. Zu diesem Zwecke waren von der Partei Zeugen gemiethet worden, welche in dem Office des Richters sich aufhielten. Kam nun z. B. ein bekannter Anhänger der Partei mit einem Fremden, der zum Bürger gestempelt werden sollte, so mußten diese Zeugen aussagen, daß sie bezeugen könnten, der Mann sei fünf Jahre im Lande, wenn sie auch denselben vielleicht in ihrem ganzen Leben nicht

gesehen hatten. Der Richter Elliott that, als wüßte er von all den Betrügereien nichts, und wenn die Zeugen ihr Zeugniß maschinenmäßig hergesagt hatten, schrieb er seinen Namen unter das Document, und der Bürger war fertig. Aber zuletzt wurde die Sache doch zu scandalös; man setzte den saubern Richter ab und ein Decret von der Legislatur erklärte alle von ihm angefertigten Bürgerscheine für ungültig. Elliott hatte dies zum Besten der Whig-Partei gethan; aber die Demokraten vergalten Gleiches mit Gleichem, indem sie bei der letzten Präsidenten-Wahl eine ganze Schiffsladung Irländer, die eben von Europa angekommen waren, auf ein Dampfschiff setzten und dieselben in einem kleinen Orte, genannt Blackamill, einige 60 oder 70 Meilen von New-Orleans gelegen, stimmen ließen. Die die Wahl dort beaufsichtigende Commission lag, wie sich von selbst versteht, mit den Hauptführern der demokratischen Partei unter einer Decke; denn sonst hätte der Streich nicht ausgeführt werden können.

Der Ausgewiesene mischte sich tief in Politik und nahm ein lebhaftes Interesse an den Fortschritten der demokratischen Partei, was ihn bei den Mitgliedern der verschiedenen Clubs, die er besuchte, sehr

beliebt machte. Dies Interesse geht den meisten Deutschen, welche Amerika als ihr Vaterland adoptirt haben, ab; sie bedenken aber nicht, wie sehr sie grade durch eine lebhafte Theilnahme daran auf die Unterstützung angesehener Amerikaner rechnen können, welche sie sonst links liegen lassen würden. Der Amerikaner hält es nicht der Mühe werth, etwas für einen Mann zu thun, der nicht Interesse für das Wohl oder Wehe des Landes besitzt, und wie nützlich derselbe auch immer der Gesellschaft im Allgemeinen sein mag, durch Fleiß, Industrie u. s. w., er betrachtet ihn als einen schlechten Staatsbürger. Der Ausgewiesene, der nicht aus Lebensklugheit, sondern aus Neigung sich mit allen politischen Verhältnissen der Union bekannt gemacht hatte, fand später Ursache einzusehen, daß er wohl daran gethan hatte. Mit den Umtrieben ließ er sich indessen nicht ein, und diesem Entschlusse: lieber gar nicht zu stimmen, als auf eine ungesetzliche Weise, ließen seine Freunde auch Gerechtigkeit widerfahren, indem sie ihn dafür um so höher schätzten. Es machte im Allgemeinen, besonders in der ersten Zeit, einen schlechten Eindruck auf ihn, solche Ungesetzlichkeiten täglich begangen zu sehen — dazu in einem Lande, wo das

Gesetz die einzige Macht ist, welche man mit der des Volkes anerkennt. Es wirkte auf ihn, der mit ganzer Seele, ja enthusiastisch an republikanischen Institutionen hing, wie ein niederschlagendes Pulver. Indessen wenn er die Sache näher erwog, so mußte er gestehn, daß diese Umgehungen des Gesetzes bei weitem nicht so nachtheilig seien, als wenn ein Gesetz selbst gesetzlos ist. Ein anscheinender Widerspruch; wenn man aber von dem Grundsatz ausgeht, „daß Gesetz dasjenige ist, was nach unsern Begriffen, oder nach den Begriffen der Mehrzahl der Bevölkerung eines Landes oder Staates für Recht anerkannt worden ist", so kann man sich den Widerspruch erklären — somit mag also ein Gesetz dennoch gesetzlos sein.

Wie der Leser bereits wahrgenommen haben wird, schenke ich ihm reinen Wein ein, d. h. ich mache keinen Hehl daraus, ihm die schlechten Seiten der transatlantischen Republik vorzuhalten; mein Urtheil mag falsch sein, darüber kann er selbst urtheilen, aber die Facta, die ich ihm bringe, sind wahr. Ich verehre die amerikanische Nation und ihre Verfassung, aber diese Vorliebe soll in meiner Darstellung nie die

Thatsachen beschönigen; über mein Urtheil aber bin ich nur mir selbst Verantwortung schuldig. Was dieses betrifft, lautet es ungefähr so: in den Vereinigten Staaten wird das Gesetz umgangen, aber in Deutschland? — Der Amerikaner bestiehlt das Gesetz, indem er seine Hand durch die Schranken zwängt, welche zwischen ihm und dem Gesetze sich befinden, allein weiter geht er nicht; dagegen tritt in Deutschland ein Potentat auf und reißt die Schranken nieder, setzt seinen bespornten Fuß darauf, zieht das Schwerdt und ruft der staunenden Menge entgegen: „Meine Herren, meine Krone hab' ich von Gott, und wehe dem, der sie antastet!" — Zwischen Umgehung des Gesetzes und Verletzung des Gesetzes ist immer noch ein himmelweiter Unterschied. Wenn ich z. B. die Kraft des Buchstabens des Gesetzes von mir abwende, ihr eine andere Deutung gebe, oder mich der Vollstreckung desselben durch Flucht entziehe, so liegt darin doch noch immer ein Beweis, daß ich seine Oberherrschaft anerkenne. Widersetze ich mich demselben aber, taste ich mit gewaffneter Hand seine heiligen Schranken an, so zeige ich dadurch an, daß ich meine eigne rohe Kraft über dem Gesetze erkenne, es liegt darin ein Zeichen, daß

ich es gering schätze. Einer mangelhaften Ausführung des Gesetzes kann abgeholfen werden; aber welche Folgen entstehen dadurch, daß man offen dem Gesetze entgegentritt! Die Barriere zwischen Gesetz und Volk ist in Amerika überaus dünn und doch stark: sie hat ihre Basis in der Brust eines jeden Bürgers; in Deutschland dagegen bilden Musketen und Bajonnette diese Barriere. Der Amerikaner sieht es wohl ein, daß das Gesetz auf ihm selbst beruht, und deshalb erlaubt er sich keine gewaltsamen Angriffe dagegen, obgleich er es zuweilen bedeutend bestiehlt.

VIII.

Einseitigkeit findet man leider unter den amerikanischen Politikern sehr häufig; davor suchte sich aber der Ausgewiesene zu hüten, indem er nicht nur allein die demokratischen Clubhäuser besuchte, sondern auch die Redner der Whig-Partei bei ihren Meetings anhörte. Er hatte seit Kurzem Bekanntschaft mit einem deutschen Baron, Herrn von C...., angeknüpft, welcher Deutschland wegen Unannehmlichkeiten hatte verlassen müssen. Welcher Art diese gewesen waren, das wußte der Ausgewiesene nicht, wenigstens hatte er Ursache, den Aussagen des Barons keinen Glauben beizumessen. Eines Abends traten die Beiden Arm in Arm in das Local, wo grade eine bedeutende Versammlung der Whigs stattfand. Das große Zimmer war gedrängt voll

Menschen und in der Mitte desselben stand ein Redner auf einem kathederähnlichen Gerüste in leidenschaftlicher Sprache die Versammlung anredend, die übrigens, wie es bei solchen Gelegenheiten immer der Fall ist, sehr gemischt war. Der Baron rauchte eine Cigarre, als er in den Saal trat, und ehe er Zeit gehabt hatte, sich einen vortheilhaften Standpunkt zu wählen, von wo er die Rede hören konnte, ersuchte ihn ein Mann, der anscheinend der arbeitenden Classe der Gesellschaft angehörte, ihm seine Cigarre an der seinigen anzünden zu lassen. Der Baron gewährte ihm stolz das, was er verlangt hatte; der Mann indessen, der's ihm wohl ansehn mochte, daß er ein Deutscher sei, versuchte ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, indem er ihn als Landsmann freundlich begrüßte. Der Baron rümpfte darob hochmüthig die Nase und kehrte dem Fremden, der ihm übrigens nichts Beleidigendes gesagt hatte, ohne Weiteres den Rücken. Das machte den Andern wüthend: er sprach von lächerlichem Stolz und schimpfte auf Adel und Aristokratie im Allgemeinen. Der Baron wurde dadurch im höchsten Grade gereizt; er bezahlte die Angriffe mit ähnlicher Münze — um den Fremden sammelten sich seine Freunde,

und nur der Vermittelung des Ausgewiesenen verdankte der Baron seine Rettung von einer Tracht Prügel. Wüthend verließ derselbe den Saal und machte seinen Zorn durch Schmähungen gegen republikanische Staaten und gegen Alles, was nur damit in Berührung steht, Luft.

„Das sind denn die vielgerühmten volksthümlichen Institutionen", sprach er, „wovon jetzt ein Jeder spricht und schreibt, und deren Resultat ist, daß ein Mann seines Lebens nicht mehr sicher ist. Seht, solche Großmäuler macht Ihr Literaten aus dem sonst friedlichen Volke. Diesem Handwerksburschen wäre es in Deutschland nicht eingefallen, mich zu insultiren, — allein hier erlaubt man es ihm und nennt das Menschenrechte!"

„Ihr müßt den Mann entschuldigen", erwiderte der Ausgewiesene in einem versöhnenden Tone, „besonders wenn Ihr bedenkt, daß ein solcher Mann wie ein Kind zu betrachten ist, das eben von der Gegenwart seines Lehrers befreit die Zeit benutzen will, seine ihm gegebene Freiheit auszuüben. Wäre jener Mann vielleicht von Jugend auf an die Freiheit gewöhnt gewesen, so hätte er jetzt keine so große Lust verspürt, darin zu schwelgen. Ihr findet in

dem geringfügigen Umstande ein Zeichen der Verwerflichkeit republikanischer Institutionen, und ich erkenne darin nur das Gegentheil, indem es mir einen schlagenden Beweis von dem liefert, was eine Monarchie aus einem Manne zu machen im Stande ist, nämlich einen Menschen, der, wenn er wirklich sein eigner Herr geworden, nicht einmal weiß, was er seinem Nächsten schuldig ist. Ein Amerikaner z. B. hätte Euch nie insultirt, weil Ihr Euch nicht in ein Gespräch mit ihm einlassen wolltet."

„Pah, die sind weniger zu entschuldigen, als unsere Deutschen, die sich von ihnen haben verführen lassen. Von diesem frechen Gesindel stammt all das Uebel her, welches in den letzten 60 Jahren über Europa verbreitet worden ist. Sie sind die Lehrer gewesen, die den Franzosen mit dem Beispiel vorangingen, wie man die geheiligten Rechte und das Eigenthum Anderer mit Füßen treten müsse."

Der Ausgewiesene staunte den Baron verwundert an; denn so etwas hatte er noch nicht gehört, seitdem er seinen Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt hatte.

„Ich nehme Euch das nicht übel, weil ich glaube, daß es der augenblickliche Unmuth ist, der Euch diese

Worte expreßt hat. Das traurige Ende der französischen Republik — ja, das ist immer der Beweis, den die Conservativen gegen republikanische Institutionen an den Haaren herbeischleppen. Es beweist übrigens nichts. Frankreich hat einerseits nur halb nachgemacht, was ihm die Amerikaner vorspielten, und andererseits ist es zu weit gegangen. Die Amerikaner haben gewissermaßen den Nagel auf den Kopf getroffen, indem sie in ihrer Constitution die executive Gewalt von der legislativen gehörig trennten, indem sie der ausführenden Macht von vorn herein die zum Handeln nöthige Unumschränktheit verliehen und den Präsidenten nicht eine bloße Puppe sein ließen. Die Franzosen gingen aber weiter; denn hätte die damalige Nationalversammlung Mirabeau's Rath befolgt und dem Könige nicht alle Macht als executive Gewalt genommen — oder hätte man ihn fortgeschafft und einen Präsidenten mit selbst zu ernennenden und der Nationalversammlung verantwortlichen Ministern an seine Stelle gesetzt, so hätte die Revolution ein ganz anderes Resultat genommen. Die Amerikaner haben nur die guten Stellen des Drama gespielt, während die Franzosen das Gute nicht herauszufinden wußten. Diese Menschenrechte, worüber

leider auch der sonst freisinnige Dahlmann spottet, sind ganz gut — nur müssen sie von Männern gehandhabt werden und nicht von Sclaven, denen man eben ihre Ketten abgenommen hat. — Welche heiligen Rechte hat man übrigens hier mit Füßen getreten? Meint Ihr den Adel etwa? Den hat man hier nie gekannt, und wäre es auch geschehn, so würde ich es ein verdienstliches Werk genannt haben!"

„Wie? Kann ich denn nicht die Auszeichnung und die Privilegien, welche meinen Ahnen für patriotische Handlungen oder für Bravour verliehen worden sind, als mein Eigenthum betrachten, und seid Ihr nicht eines Eingriffs in das Mein und Dein schuldig, wenn Ihr dieses Eigenthum antastet?"

„Ruhm, Ehre u. s. w. ist nur das Eigenthum desjenigen, der sich dessen würdig gezeigt hat; weder Ruhm noch Ehre kann erblich oder verkäuflich sein. Seid Ihr demungeachtet im Besitze einer Auszeichnung, der vielleicht Eure Ahnen würdig waren, so kann man Euch als Besitzer eines Eigenthums betrachten, welches Euch nicht zukommt, oder mit

andern Worten als einen Esel, der sich mit einer Bärenhaut geschmückt hat!“

Dies sagend ließ der Ausgewiesene den Baron, der mit seinen adligen Präjudizen in den Vereinigten Staaten eine eben so unpassende Rolle spielte, wie Prinz Solms, Chef des adeligen Auswanderungsvereins in Texas, wo letzterer von den Gassenjungen von Galveston wegen seiner mittelalterlichen Tracht belacht wurde. Aber kaum hat man das letzte davon gehört, so wird Deutschlands Aufmerksamkeit von einem andern Unternehmen gefesselt: dem Musquito-Küste-Auswanderungsverein, und, wie ich vernomen habe, soll man beabsichtigen, ein mit Schwefel beladenes Schiff dahin zu senden, damit durch Brennen dieses Stoffes erst alle Musquito's vertrieben werden, welche die Auswanderer nicht incommodiren sollen.

Der Ausgewiesene richtete jetzt seine Schritte einem entlegenen Stadtviertel zu, in welchem einer seiner Freunde wohnte, den er besuchen wollte; denn den Tag über war er stets an sein Geschäft gebunden. Er wählte den Weg, der den Mississippi entlang führte, um die schöne Abendluft genießen zu können, die über dem breiten Gewässer wehte.

Es mochte zwischen acht und neun Uhr sein, und da der Abend hell und klar war, so ging er sehr langsam, um sich an dem Anblick des majestätischen Stromes, in dessen Wellen sich tausend Lichter von Schiffen und Dampfbooten spiegelten, zu ergötzen. Ein großes Dampfschiff war eben vom obern Missisippi angekommen, und man sah die Läufer der Zeitungsbureau's eifrig beschäftigt, die Neuigkeiten, welche der Steamer gebracht hatte, den verschiedenen Redactionen zuzutragen. Das Boot ließ seinen Dampf durch die Pfeifen entgehen, und das dadurch verursachte Geräusch übertönte die Stimmen der vielen geschäftigen Menschen, die um das Fahrzeug schwärmten. Zu beiden Seiten des Werfts, an welchem die Dampfschiffe lagen, dehnte sich ein Mastenwald aus, dessen hohe Spitzen in dem Halbdunkel der nahenden Nacht in einander verschwammen. Der Ausgewiesene war in diesen Anblick vertieft, als die Erscheinung von zwei Personen, welche, von den Ufern des Flusses kommend, plötzlich seine Aufmerksamkeit fesselten. Eine dieser Personen war ein Mann, gekleidet wie ein Pflanzer aus den südlichen Staaten, mit breitgekrempten Hute und weitem Jagdhemde. Er führte eine Frau am Arm,

deren Formen, so viel man in der Dämmerung unterscheiden konnte, noch jugendlich waren; sein anderer Arm war um die Taille der Dame geschlungen, die sich ganz auf ihren männlichen Begleiter zu stützen schien. Aus diesem Umstande schloß der Ausgewiesene, daß es zwei Geliebte seien, die den herrlichen Abend benutzten, um ihre Herzen gegenseitig auszugießen. Das Paar kam in einer Entfernung von ungefähr zehn bis zwölf Schritt an ihm vorbei; allein da erblickte er, daß die Frau wanke, doch war er seiner Sache nicht ganz gewiß. Der Dame mag irgend ein Unfall widerfahren sein, und die Kräfte ihres Begleiters möchten nicht hinreichen, sie in das nächste Haus zu bringen, dachte er, und sein menschenfreundliches Gemüth trieb ihn an, ihnen zu folgen, damit seine Hülfe im Fall der Noth gleich zur Hand sei. Aber die zwei näherten sich nicht den Häusern, sondern nahmen die Richtung längs des Stromes aufwärts. Mehrere Male hielten sie an, wahrscheinlich um Athem zu schöpfen, und immer hielt der Mann seine Bürde fest umschlungen. Dies sonderbare Benehmen reizte die Neugier unsers Ausgewiesenen und er beschloß, der Sache auf die Spur zu kommen. Er verdoppelte zu dem Zwecke seine

Schritte, so daß er bald hinter dem Paare sich befand, und jetzt bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß die Dame ihrem Begleiter keineswegs willig folgte, sondern daß dieser sie mit Gewalt von der Stelle halb führte und halb trug, so daß ihre Füße oft gar nicht den Boden berührten. Er ging rasch an denselben vorbei, konnte aber das Gesicht des Mannes nicht ins Auge fassen, da der Hut dasselbe beschattete. Als er sie passirt hatte, wandte er sich plötzlich um und stand still, damit er sie mit Muße beobachten könne, wenn sie bei ihm vorüber gingen. Allein sie wichen aus, als wenn sie seinen forschenden Blick scheuten; dennoch kamen sie so nah, daß er wahrnehmen konnte, daß das Haupt und Gesicht der Dame mit einem Tuche, wie er glaubte, einem indischen Shawl verhüllt war; auch erblickte er ganz deutlich, wie sie mehrere desperate Anstrengungen machte, um sich aus der Umarmung des Mannes loszureißen, welcher sie so umschlungen hielt, daß sie von ihren Armen keinen Gebrauch machen konnte. Jetzt hielt sich der Ausgewiesene nicht länger zurück.

„Warum thut Ihr dem Weibe Gewalt an?“ redete er den Mann an, indem er ihm in den Weg trat.

„Sie ist eine Diebin, die von jenem eben angekommenen Dampfboote Silbersachen entwendet hat", versetzte dieser.

Der Ausgewiesene betrachtete jetzt die Dame genauer, die nach ihrer Kleidung mindestens nicht der niedern Classe anzugehören schien, und die noch immer mit schwindender Kraft strebte sich loszumachen.

„Aber dies ist nicht der Weg zum nächsten Polizeibureau — und warum wollt Ihr sie ersticken lassen durch diesen Shawl?" Dies sagend machte er Miene das Tuch zu entfernen. Aber ein fürchterlicher Faustschlag des Mannes grade auf seine Brust fallend, schlenderte ihn einige Schritte zurück.

„Das ist meine Antwort auf Eure Impertinenz. Nun geht Eurer Wege, sonst kühle ich Euch noch mehr ab."

Allein der Ausgewiesene, ein junger kräftiger Kerl, war so leicht nicht abgekühlt, und wie ein Tieger stürzte er auf den Angreifer. Dieser hatte unterdeß versucht sein Bowie-knife zu ziehen, aber zu spät, denn schon war er von jenem umschlungen. Beide Theile hatten jetzt keinen Vortheil gegen einander, der Ausgewiesene war im vollen Besitze der jugend-

lichen Kraft eines Jünglings von drei bis vier und zwanzig Jahren, während der Andere die stärkeren Nerven eines fünf oder sechs und dreißigjährigen besaß. Heiß war der Kampf; beide wälzten sich schon auf dem Boden; der Aeltere war ein Boxer und suchte seinen Gegner durch Faustschläge zu erblinden, während die Hand des Ausgewiesenen mit tiegerähnlicher Wuth die Kehle desselben suchte. Gesicht an Gesicht, Brust an Brust rangen sie auf dem sandigen Grunde und da bei diesem Umstande kein Kunstgriff in Anwendung gebracht werden konnte, so mußte zuletzt die größte Ausdauer und der längste Athem den Sieg davon tragen. — Die Dame, welche dadurch befreit worden war, griff mechanisch nach dem Tuche welches ihr Gesicht verhüllte; dieses war aber so fest umgewunden, daß es ihr nicht gleich gelang, die Vermummung zu entfernen, — ihre Kräfte die durch ihren bis jetzt geleisteten Widerstand erschöpft waren, wichen, und bewußtlos sank sie nicht weit von den Kämpfenden nieder.

Allerdings ist ein langer Athem bei einem Kampfe Hand gegen Hand von größerm Vortheil, als überlegene Kraft, und dieser Vortheil errang dem Ausgewiesenen den Sieg über einen Gegner, dessen Kräfte

vielleicht bedeutender waren, als die seinigen. Als dieser zu keuchen und nach Luft zu schnappen begann, verschwanden auch in demselben Maße seine Kräfte, so daß er nicht mehr fähig war die Hand des Deutschen seiner Kehle fern zu halten, dessen fünf Finger wie ein Schraubenstock dieselbe jetzt umspannten. Bald darauf blieb sein Athem gänzlich aus — seine Augen wurden starr wie die eines Todten — seine Arme fielen erschlafft zur Seite — der Mann war erwürgt, und der Kampf beendigt.

Verstört sprang der Ausgewiesene von der Leiche und schaute sich nach der Dame um. Diese hatte eben ihr Bewußtsein wieder erlangt, als auch schon ihr Retter an ihrer Seite war und im Nu die Verhüllung von ihrem Haupte entfernt hatte. — Ein prüfender Blick, ein Schrei des Erstaunens und der Freude, und es lag in seinen Armen: Ellen, die schöne Creolin. Der Mann aber, aus dessen Händen er sie gerettet hatte und der jetzt leblos dalag, war der Neger-Prediger Griffitth.

„Gott, was habt Ihr gethan? er lebt nicht mehr; fort von hier, ehe die Sache bekannt wird — ich werde Euch Alles entdecken!"

Während Ellen diese Worte ausstieß, zog sie den Ausgewiesenen, der jetzt gern sein Werk ungethan gesehen hätte, nach dem Ufer des Flusses zu, und ohne ein Wort vor Aufregung und Erschöpfung hervorbringen zu können, folgte er ihr willig. So schritten die beiden wohl zehn Minuten, ohne eine Sylbe zu sagen, den Ufern des Stromes entlang, bis sie sich fern genug vor Entdeckung glaubten. Dann ruhten sie auf einem umgeworfenen Boote aus; des Ausgewiesenen Haupt ruhte auf Ellens Busen, und während sie das Blut aus einigen unbedeutenden Wunden zu stillen suchte, dessen rothe Tropfen auf ihr Gewand herabfielen, stammelte sie in abgebrochenen Worten ihren Dank. Aber ein langer inniger Kuß von ihrem Retter verschloß ihre Lippen, und ehe sie noch den Ort verließen, beschlossen sie dem Winke der Vorsehung, welche sie zum zweiten Male zusammengeführt hatte, zu gehorchen, indem sie die Pfade ihres Lebens vereinten. — Nunmehr theilte Ellen dem ängstlich horchenden Ausgewiesenen die Erzählung ihrer Behandlung in dem Hause des Pflanzers Girardin mit, welche der Leser kennt. Ellen hatte nach langem Hin- und Hersinnen einen Plan zur Flucht gefunden, nämlich noch in dersel-

den Nacht sich nach dem benachbarten Städtchen Baton-rouge zu flüchten und von da mit einem Dampfboote nach New-Orleans. Sie führte ihn mit Erfolg aus; jedoch hatte man sie verfolgt, und kaum war sie einige Stunden in New-Orleans, als der reisende Prediger sie ergriff und sie sicher wieder zurückgeführt haben würde, wenn nicht der Ausgewiesene seinem Plane ein Ende gemacht hätte. — Aber damit war noch nicht die Gefahr für Ellen verschwunden. Es war sehr wahrscheinlich, daß auch Girardin ihr gefolgt war, welcher, wie man wohl annehmen konnte, gewiß schon mehrere Constabel in Thätigkeit gesetzt hatte; denn war Ellen wirklich die Tochter jener Sclavin, so hatte Girardin nach den Gesetzen ein Recht, sie als sein Eigenthum zu betrachten — ja man konnte es ihm nicht verwehren, sein eignes Kind als Sclavin zu halten; demnach hatte er auch ein Recht, die Hülfe der Behörden zu ihrer Wiedereinfangung in Anspruch zu nehmen. Der einzige Weg sie zu retten war, daß sie sobald wie möglich nach dem freien Staate New-York flüchte, wo man ihr nichts anhaben konnte; aber auch dies war mit Gefahr verknüpft, indem man vermuthen mußte, daß Girardin, sollte er in der

Stadt sich befinden, jedes Schiff, das New-York bestimmt war, bewachen würde. Ihre Abreise dahin sollte also aufgeschoben werden, bis Girardin auf ihre Habhaftwerdung verzichtet habe und zu seiner Plantage zurückgekehrt sei. Wenn dieser Plan auch nicht übel war, so schien doch die Ausführung desselben um so viel schwieriger zu sein; denn wo sollte Ellen während der Zeit einen sichern Aufenthalt finden? Dieser Gegenstand beschäftigte die zwei Liebenden eine Zeitlang; Vorschläge und Pläne wurden gemacht, aber immer wieder verworfen, bis der Ausgewiesene zögernd mit der Bitte in Ellen drang, sein eignes Zimmer zu bewohnen. Sie erröthete bedeutend, da sie dies vernahm, und selbst nachdem der Retter ihr erklärt hatte, daß er beabsichtige, das Zimmer durch eine spanische Wand in zwei Hälften zu theilen, hegte sie noch Bedenken. Allein es mußte etwas geschehen, um sie vor Verfolgung ihres unnatürlichen Vaters zu sichern; die Nacht zumal war schon vorgerückt; — da also kein anderer Ausweg denkbar war, willigte sie ein sein Zimmer zu theilen. Das Zimmer des Ausgewiesenen war in dem Hintergebäude seines Geschäftslocals gelegen, und eine Thür vom Hofe führte

dafür; jedoch mußte man, um in den Hofraum zu gelangen, durch den Laden kommen. Durch diesen führte er denn seine Creolin, ohne daß die übrigen Hausbewohner es merkten, und gelangte glücklich in sein Zimmer. Jetzt rückte er mehrere Kisten, Komoden, Kasten u. s. w. in die Mitte desselben, holte große Bretter herbei und errichtete hieraus eine spanische Wand, welche er mit kattunen Zeugen, die er aus dem Laden brachte, so behing, daß der dadurch getrennte Theil des Zimmers Ellen als Schlafkabinet dienen konnte. Sein Bett schleppte er noch hinein und begnügte sich selbst mit einer Matraze und Decken. Tages über war er ihr Rabe und versorgte sie mit allem Nöthigen, und Abends, wann das Geschäft beendigt war, wagte er sich mit seiner schönen Gefangenen ins Freie, wo beide an dem kühlen Strande des Missisippi promenirend ihre Sorgen vergaßen.

Von ihrer Schwester hatte Ellen, seitdem sie dieselbe in New-Orleans zurückgelassen, Nichts mehr gehört. Auf der Plantage Girardins hatte sie mehrere Briefe an dieselbe geschrieben, welche jedoch ohne Antwort geblieben waren; sie mußten von Girardin unterschlagen sein. Daß sie unter solchen Umstän-

den sehr bekümmert um ihr Schicksal war, läßt sich denken; denn, nach dem Charakter des Pflanzers zu schließen, war es leider nur zu wahrscheinlich, daß er auch ihr ein gleiches Loos bereiten würde. Ellen hatte des Ausgewiesenen Haus genau bezeichnet, in welchem ihre jüngere Schwester damals zurückgeblieben war, wo, wie man ihr gesagt, für ihre fernere Ausbildung Sorge getragen werden sollte, und mehrere Abende rekognoscirte der Deutsche die ganze Nachbarschaft, in der Hoffnung, etwas Näheres über sie zu erfahren. Das Einzige, was er ermitteln konnte, war, daß Ellens Schwester nicht mehr in dem Hause wohnte. Sorgenvoll theilte er seiner Geliebten dieses Resultat seiner Bemühungen mit, und nur seine Versicherung, daß er seine Nachforschungen erneuern werde und daß es ihm gewiß gelingen möchte, sie ausfindig zu machen, konnte ihren Schmerz mildern.

Eines Tages hatte er Geschäfte in der sogenannten Saint Louis-exchange, einem Gebäude, dessen eine Hälfte als Schenksaal benutzt wird und dessen andere als Börse dient. Es ist eines der größten in New-Orleans und zeichnet sich durch seine Eleganz und superbe Bauart aus — aber auch in die-

sen Hallen, wo kein Marmor, kein Gold und Silber gespart ist, um dem Fremden einen imposanten Begriff von dem Reichthume der hiesigen Kaufmannschaft zu geben, tritt die Sclaverei in ihren grellsten Bildern hervor; denn in diesen Mauern werden Sclaven öffentlich den Meistbietenden verkauft. Im gewöhnlichen Leben merkt man sehr wenig von dem Ein- und Verkauf von Negern; aber hier, wo 100 bis 150 in weniger als einem Morgen verhandelt werden, erblickt man das Unmenschliche dieses Handels in der ganzen Abscheulichkeit. Es sind dies meistens Sclaven, deren Herren bankerott gemacht haben, und die vom Schiffe als Pfand in Beschlag genommen worden sind, oder solche, welche ihre Herren nicht durch Privatverkauf konnten los werden. Es war das erste Mal, daß der Ausgewiesene einer Sclaven-Auction beizuwohnen Gelegenheit hatte, und obgleich es sein Herz mit Wehmuth erfüllte, konnte er es doch nicht über sich bringen, den Platz zu meiden; er blieb zurück, um das Schauspiel zu betrachten.

In einem prächtigen runden Saale, der unmittelbar hinter dem Schenkzimmer gelegen war und als Börse diente, wurde die Auction abgehalten.

Der Saal war in der Form einer Rotunde gebaut, die Wände mit Fresco-Arbeiten verziert und der Fußboden mit weißen und schwarzen viereckigen Marmorplatten belegt. Beinah in der Mitte desselben stand ein Katheder und auf diesem der Auctioneur. An einer Seite des Katheders waren die männlichen Sclaven, und an der andern die weiblichen, wie Soldaten in Reih und Glied aufgestellt. Sie waren wohl gekleidet und im Allgemeinen äußerst reinlich gehalten; denn das diente sehr zu ihrem vortheilhaften Verkaufe. Viele hatten ein recht trauriges Ansehn, einige aber sah man heiter und fröhlich; denn wahrscheinlich mußten diese einen strengen Herrn gehabt haben, so daß sie dachten, sie könnten durch den Wechsel auch ihre Lage verbessern. Vor dem Katheder war eine Erhöhung angebracht, auf welche der zu verkaufende Sclave trat, wenn sein Name gerufen wurde. Wie bei jedem andern Auctions-Verkaufe wurde die Waare erst angepriesen: man hob die guten Eigenschaften des Schwarzen oder Mulatten hervor und verschwieg seine Untugenden. Was aber das Menschengefühl am meisten empören mußte, waren die Aeußerungen der Käufer, die mit Kennerblicken vor den Reihen der Sclaven auf und

abgingen. Selbst Damen bemerkte man unter denselben, von welchen eine, vielleicht eine Köchin, die andere, ein Dienstmädchen, billig kaufen wollte. Man hörte scherzhafte Bemerkungen unter ihnen über das Aeußere dieser oder jener Neger, und eine theilte der andern ihre Erfahrungen mit, die sie im Umgange mit Sclaven gemacht hatte. Es klingt sonderbar, wenn ich behaupte, daß in Lousiana die Frauen ärgere Tyrannen gegen Sclaven sind, aber dennoch hat man diese Beobachtung gemacht. Der Grund mag vielleicht darin liegen, daß das Weib nicht zur Herrschaft geboren, sondern bestimmt ist eine untergeordnete Rolle in der Welt zu spielen, und deshalb zum wahren Tyrannen wird, wenn Umstände ihm Macht in die Hände gegeben haben. Man hat die Erfahrung gemacht, Sclaven auf die fürchterlichste Weise mißhandelt zu sehen von Wittwen, die durch den Tod ihrer Männer in Besitz der Pflanzung gelangten. In New-Orleans z. B. entdeckte man, daß eine reiche Wittwe in einem Zeitraume von zwei Jahren sieben Sclaven zu Tode gefoltert hatte, deren Gebeine sie im Keller begraben ließ. Ein geringfügiger Umstand brachte den Verdacht der Behörden auf sie; man stellte Untersuchungen an und entdeckte

die Greuel; aber während die Gerichtsdiener noch damit beschäftigt waren, stürmte schon ein wüthender Pöbel das Haus und die Verbrecherin fand in dem Tumulte Gelegenheit zu entwischen. Doch dieses ist nicht das einzige Beispiel; auf dem Lande zählt man viele solche Frauen, die man mit jener Giftmischerin Ruthardt vergleichen kann, und welche blos aus Grausamkeit ihre Sclaven mißhandeln und verstümmeln.

Unter den hier zum Verkauf gebotenen Sclaven bemerkte man viele, deren Gesichtsfarbe beinahe weiß war, so daß, wenn sie in Europa lebten, man sie im gewöhnlichen Umgange für Weiße gehalten haben würde; ein schärferer Beobachter allerdings würde wohl ihre Abkunft ermittelt haben. Da sie aber von Müttern abstammten, die noch Sclavinnen waren, so mußten sie nach den Gesetzen das Loos ihrer Eltern theilen; denn nur das fünfte Glied ist frei; es versteht sich aber von selbst, daß es dabei nicht darauf ankommt, ob der nämliche Ahn ein Sclave ist oder nicht; wenn die Mutter frei ist, wird auch ihr Kind frei. Leider herrscht einmal in den südlichen Staaten die Idee, daß die Neger von Gott zu Sclaven bestimmt seien; allein man sollte so viel

Achtung für das Geschlecht der Weißen besitzen und diejenigen Abkömmlinge der Neger, welche Weiße genannt werden können, frei erklären. —

Der Mensch hat immer eine unerklärliche Neigung bewiesen, schreckliche Scenen zu betrachten, selbst wenn dieselben ihn mit geheimem Schauder erfüllen; und so gings auch dem Ausgewiesenen; denn er konnte sich nicht von dem Anblicke des Menschenhandels losreißen. Als seine Blicke neugierig von einem der armen Geschöpfe auf den andern fielen, wurden sie unwillkürlich auf ein junges Mädchen gefesselt, welches mit verweinten Augen und niedergebeugtem Haupte zwischen den übrigen Sclavinnen stand. Sie war besser gekleidet als ihre Leidensgefährten, aber auch in dem Maße war ihr Aeußeres feiner, und ihr Anblick zeugte von tiefem Schmerze. Ihre Gesichtsfarbe war beinah weiß; man würde sie irgendwo anders, als in diesem Orte, für eine Spanierin gehalten haben. Aber nicht allein ihre Kleidung und Gesichtsfarbe zeichnete sich aus, sondern auch ihr Benehmen, ihre Haltung bewies zu deutlich, daß sie über ihrer Umgebung stand. Ihre roth geweinten Augen, ihre jugendlichen Züge, in welchen sich ein tiefer Schmerz über ihr trauriges

Loos ausprägte, und die Schamröthe, welche ihr Gesicht überflog, wenn einer jener herzlosen Kauflustigen sie musternd betrachtete, mußte in jeder Brust Mitgefühl erregen. Das weit ausgeschnittene Kleid ließ einen schönen Hals, eben so wohlgeformte Schultern und einen Theil ihres üppig gewölbten Busens blicken und zeigte, daß die jugendlichen Formen bereits ihre ganze Fülle erreicht hatten. Man hatte sie gezwungen, ihr langes Haar von seinen Fesseln zu befreien, wahrscheinlich um dadurch die Bewunderung der Käufer auf sie zu ziehen; denn es hing in schwarzer Pracht bis beinah auf die Erde.

Auch diese graziöse Erscheinung mußte den Blick des Verkäufers betreten, und als sie schamhaft ihr Angesicht mit den Händen bedeckte, riß eine der Aufseherinnen dieselben roh davon weg; worauf eine Flut von Thränen ihren Argen entstürzte und bewies, wie sehr dies öffentliche Ausstellen ihr Gefühl verletzte. Der Auctionirer sprach einige Worte von „Närrin u. dergl.“; da aber nicht gleich ein Gebot erfolgte (denn der Verkaufspreis war äußerst hoch angesetzt), ließ man sie wieder zurücktreten, um am nächsten Tage einen neuen Versuch zu machen.

Während sie noch auf der Erhöhung stand, fand der Ausgewiesene Gelegenheit, sie zu betrachten, kaum hatte er sie jedoch fest ins Auge gefaßt, als er sie zu erkennen glaubte, — er drängte sich vor, und seine Blicke waren wie festgebannt auf sie; — aber bald verschwanden seine Zweifel, denn er erkannte die Schwester Ellens. — Es war ihm zu Muthe, als müsse er vorwärts springen und sie mit Gewalt aus ihrer unwürdigen Lage befreien; allein er wußte zu wohl, daß das zu Nichts führen würde, ja tollkühn wäre. Er verbiß also seine innerliche Wuth und Kampfbegier, welche einer niederschlagenden Ueberzeugung, daß er Nichts, gar Nichts für das Mädchen thun könne, Platz machte. Dennoch blieb er mit geballten Fäusten in dem Lokale zurück, vergeblich auf einen Plan sinnend, die Unglückliche zu befreien. Tausend Gedanken drängten sich ihm auf, die aber eben so schnell wieder verworfen wurden. Unter diesem seinem Brüten wurde die Sclaven-Auction beendigt, und man führte diejenigen, welche noch nicht Käufer gefunden hatten, wieder zurück; unter diesen war auch Ellens Schwester. — Der Ausgewiesene hatte sich jetzt in die Nähe der Thür gestellt, um zu sehen, ob ihn dies Mädchen wohl

wieder erkenne; aber sie schritt in dem Zuge einher, als führe man sie zum Grabe; ihre Blicke waren zu Boden gerichtet und sie bemerkte den theilnehmenden Freund nicht. Dieser blickte ihr lange nach und es malte sich schon in seiner Phantasie der Schmerz, den seine Ellen bei der Trauerpost empfinden würde, als eine Hand, welche Jemand von hinten auf seine Schulter legte, ihn aus diesen Gedanken riß.

„Sir, im Namen des Gesetzes, Ihr seid mein Gefangener“, waren die Worte, die der Unbekannte, der so gewichtig seine Rechte auf die Achsel des Ausgewiesenen gelegt hatte, aussprach. Betroffen schaute sich Letzterer um, und erblickte den Mann, der in aller Gemüthsruhe sein „Writ“ in der Hand hielt und eben im Begriff war, das Dokument, welches die Verhaftung des Ausgewiesenen autorisirte, diesem vorzulesen. Allein hinter ihm sah er mit Entsetzen denselben Mann, den er vor wenigen Tagen erwürgt zu haben glaubte, den Neger-Prediger Griffith. Sein Anblick war fürchterlich: die Augen waren mit blauen Rändern umgeben und das Weiße derselben blutroth, auf dem zur Hälfte mit Bandagen verbundenen Gesichte sah man noch die Spuren des heißen Kampfes, während sein Hals ganz mit

Tüchern und leinenen Bandagen umwunden war. Den breit geränderten Hut tief ins Gesicht gedrückt, leuchteten nur die blutrothen Augen aus dem Wulst von Verbindungen und Tüchern hervor; und dennoch glaubte der Ausgewiesene ein schadenfrohes Lächeln in dem kleinen Theil des Gesichts, welches noch sichtbar war, zu entdecken. Griffith war auf den Arm eines Mannes gestützt, welchen der Ausgewiesene nicht kannte, in welchem aber der Leser leicht den Pflanzer Girardin errathen wird.

Der Gefangene, nachdem er ein unheimliches Grausen überwunden hatte, welches durch das plötzliche Erscheinen eines Mannes, den er schon längst unter den Todten geglaubt, über ihn gekommen war, fragte den Constabel nach der Ursache seiner Verhaftung.

„Assault and battery with attempt to kill" (Angriff mit der Absicht zu tödten) antwortete ihm dieser kalt, und bedeutete ihm zu folgen. Lachend empfahl Girardin dem Constabel, den Gefangenen gut zu bewachen, und entfernte sich dann mit dem Prediger; der Ausgewiesene befand sich aber zehn Minuten später innerhalb vier Mauern bei verriegelter Thür. Jetzt drängte sich ihm das Schreckliche

seiner Lage im ganzen Umfange auf; nach den Gesetzen konnte der Eid des Predigers ihn verdammen, vielleicht zu zehn oder fünfzehn Jahren Zuchthausstrafe, und Zeugniß zu seinen Gunsten besaß er ja nicht. Die einzige Person, welche zugegen gewesen war, war Ellen; aber ihr Zeugniß würde als das einer Sclavin Nichts gegolten haben; denn nach amerikanischen Gesetzen kann ein Sclave nicht zum Eide gelassen werden. Und selbst hätte man es angenommen, so würde es seine That vielleicht um Geringes gemildert haben, da er den Prediger in einer Handlung gehindert hatte, wozu ihn die Gesetze völlig berechtigten, nämlich in dem Ergreifen eines entlaufenen Sclaven; auch würde er dadurch Ellen in die Hände ihrer Tyrannen liefern, und eher hätte er Alles geduldet, als sie aufzuopfern.

Während aber der Ausgewiesene im Kerker Muße fand, über das Mißliche seiner Lage nachzudenken, war seine Ellen in der größen Noth. Der Kleiderhändler, in dessen Geschäft der Ausgewiesene thätig war, hatte seinen Gefährten seit der Zeit, daß derselbe in der St. Louis-exchange arretirt worden war, vermißt, und da alle seine Nachforschungen vergebens waren, begann er Verdacht zu schöpfen. Er

begab sich nach dem Zimmer desselben in der Hoffnung, dort vielleicht Auskunft zu finden, denn es konnte ja möglich sein, daß er ohne sein Wissen zurückgekehrt sein und in seinem Zimmer plötzlich erkrankt wäre. Er fand die Kammer verschlossen, schaute durchs Schlüsselloch und bemerkte, daß bedeutende Veränderungen darin stattgefunden hatten, auch dünkte es ihm, er habe Jemand sich bewegen sehen, und das erregte den Entschluß bei ihm, die Kammer aufzubrechen, um sich über Alles, was er gesehen zu haben glaubte, Aufklärung zu verschaffen. Zu diesem Zweck nahm er Hammer und Meißel zur Hand und versuchte das Schloß zu sprengen.

Ellen hatte unterdeß vergebens auf des Ausgewiesenen Rückkunft gewartet; man kann daher schließen, wie peinlich ihre Lage werden mußte, in einem fremden Hause in einem Zimmer verschlossen zu sein, ohne es wagen zu dürfen, irgend eine Communication mit Jemanden zu halten. Als sie von Außen an die Thüre pochen hörte, stieg ihre Angst aufs Höchste; was aber die Umstände noch unangenehmer und gefährlicher für sie machte, war, daß der Abend schon herangerückt war. Sie wußte nicht, was zu thun, obgleich sie in entschiedenen Momenten

immer Entschlossenheit gezeigt hatte; dies jedoch kam ihr zu unerwartet und zu schnell, als daß sie Zeit zum Ueberlegen finden könnte. Sie lief verwirrt im Zimmer auf und ab, und als sie endlich die Hammerschläge an der Thür vernahm, da dachte sie, es müsse Girardin mit seinen Helfershelfern sein, der sie wieder in Sclaverei zurückschleppen würde. In dieser Angst dachte sie nur daran, sich zu retten, sie floh also hinter das Bette, bedeckte sich mit einigen Kleidungsstücken und hoffte in diesem Versteck Girardins Verfolgung zu entgehen. Unterdeß war das Schloß unter den Schlägen des Kleiderhändlers gewichen, welcher jetzt von einigen Dienstboten begleitet in das Zimmer drang. Aber groß war sein Erstaunen, als er die Veränderungen, bestehend in der spanischen Wand, sah, welche sein Gehülfe vorgenommen hatte; auch sah er zu seinem Verdruß, daß diese Wand mit gutem Calico aus seinem Lager statt Tapete behangen war. Neugierig und nicht ohne geheimen Verdacht kramte er Alles durch, stellte die Kisten und Koffer wieder an ihren Ort, ließ die Bretter aus dem Zimmer schaffen, und kam endlich auch an den Ort, wo Ellen verborgen war. Diese ließ es jedoch nicht so weit kommen, sondern warf

die Kleidungsstücke von sich und stand vor dem Krämer. — Dieser glaubte ein Gespenst zu sehen und wurde eine Zeitlang sprachlos vor Schrecken; dann aber sammelte er sich wieder und schrie mit lauter Stimme: „ein Dieb, ein Dieb!“ Seine Dienstboten kamen herbeigelaufen und erblickten mit nicht geringerem Erstaunen eine Person in dem Zimmer, deren Absichten man nach den Umständen, unter welchen man sie entdeckt hatte, als höchst verdächtige annehmen konnte.

„Ruft einen Constabel“, schrie der Kleiderhändler einem seiner Leute zu. „Jetzt wird's mir klar, ich habe einen Betrüger in meinem Geschäft gehabt, und diese Dirne ist seine Helferin!“

Vergebens bat ihn Ellen, er solle sie anhören, sie sei bereit, ihm Alles zu erklären; vergebens flehte sie sein Mitleid an und betheuerte, daß sie nicht beabsichtigte, ihn zu bestehlen, sondern daß nur die Umstände sie gezwungen hätten, diesen Zufluchtsort zu suchen; sie bat ihn unter Thränen, umfaßte seine Kniee; aber alles half Nichts, denn der Kleiderhändler glaubte in ihren Bitten nur einen Beweis ihrer Schuld zu erkennen. Der Constabel kam, und unter Gespött der Dienstboten mußte sie es dulden,

daß sie der Gerichtsbote wie eine gemeine Diebin in das Gefangenhaus schleppte. Ihr Bitten und Flehen wurde nur mit rohem Spott oder gar Beschimpfungen zurückgewiesen, und unschuldig wie sie war, mußte sie dennoch einem Schicksal entgegengehn, welches entweder in ihrer Verurtheilung als eine Diebin, oder in Auslieferung an ihren Tyrannen enden mußte.

IX.

In dem amerikanischen Viertel der Stadt New-Orleans hielten am selben Abend, da Ellen ins Gefängniß geführt wurde, die Demokraten ein Meeting. Es war um die Zeit, da die Texasfrage ein Interesse unter den Bewohnern der Vereinigten Staaten zu erregen anfing; die Whigs hatten sich schon entschieden dagegen erklärt, aber desto ungestümer verlangten ihre Gegner die Demokraten oder Locofocos die Annexation. Wenig ahnete man damals, daß diese Frage den Stab über den Kandidaten zur Präsidentschaft, Henry Clay, brechen würde, und selbst Martin van Buren, der von einem Theile der Demokraten als Kandidat vorgeschlagen wurde, verstand die Bedeutung dieser Frage nicht; denn sonst würde er sich für den Anschluß erklärt haben. Auch Tylor,

den damaligen Präsidenten, hatte man zur Wahl vorgeschlagen, und schon lachten die Whigs im Geheimen über die Zersplitterung der Macht der Demokraten, als sich diese plötzlich vereinigten und James Knox Polk einstimmig zum Kandidaten wählten; van Buren und Tylor waren klug genug zu resigniren und ihren Einfluß dem ebengenannten Polk zuzuwenden, und daß derselbe mit einer bedeutenden Majorität zum Präsidenten-Stuhl erhoben wurde, ist bekannt.

Zur Zeit, da dieser Meeting der Demokraten stattfand, war der alte General Jackson vielleicht noch der einzige, welcher öffentlich die Sache für Texas unterstützte; und er hatte kürzlich von seiner Farm in Tennessee einen Brief an den demokratischen Club zu New-Orleans geschrieben, worin er die Seiten der Partei aufforderte, keine Bemühungen zu scheuen, um das glorreiche Werk „den Anschluß von Texas an die Union" zu Stande zu bringen. Dieser Brief war in der Versammlung vorgelesen worden und mit lautem Beifall empfangen. Hunderte von Menschen waren in dem großen Lokale zusammen, aus der höhern und niedern Klasse, Handwerker, Tagelöhner, Matrosen, Flatboatmen, Steam-

boatboys, alles wogte im bunten Gewühl durcheinander. Wolken von Dampf verbreiteten sich über den Häuptern der Zuhörer, die von den tausend Cigarren, werche hier von Alt und Jung in guter und schlechter Qualität verpufft wurden. Auf erhöhten Sitzen befanden sich die Ladies, gegen welche man hier in dieser gemischten Gesellschaft eine Ehrerbietung beobachtete, die man, wenn dieselbe Versammlung in Europa stattgefunden hätte, vergebens erwartet hätte. In der unmittelbaren Nachbarschaft dieser erhöhten Sitze war Alles ruhig, kein rohes Wort kam über die Lippen der nächststehenden Leute, kein Matrose verfluchte seine Augen (damn my eyes), und keine Cigarre verursachte den feinen Nerven der Damen eine Unbehaglichkeit. — Ein beliebter Redner sprach von seiner Tribune aus die Versammlung an:

„Meine Herren und Sie, meine verehrten Damen (sich tief gegen die letztern verbeugend), glauben wohl, ich beabsichtige, unser Recht zu Texas juristisch auseinander zu setzen; nein, ich will Niemandem damit zur Last fallen, sondern mich blos darauf beschränken, daß die Rechte, die jedem Menschen auch ohne den Ausspruch der Advokaten gehören, auf der

Seite der Texaner sind. Texas wurde leider das traurige Loos zu Theil, unter der Botmäßigkeit einer Regierung zu stehn, die nicht einmal den Namen verdient; Texas wurde als Provinz zu einem Lande gezählt, welches von Außen keine Achtung genießt und im Innern Anarchie ist; es mußte Herrscher über sich erkennen, die sich selbst von den elendigsten Herrschern, den Pfaffen, beherrschen ließen; die Texaner, unsere Brüder, die Abkömmlinge der freien Anglo-Sachsen, mußten sich von Leuten regieren lassen, die nicht einmal im Stande sind, das bigotteste und dümmste Volk des amerikanischen Continents, die Mexicaner, zu leiten. — Dagegen sträubte sich der freie Geist unsrer Landsleute — mit einem Impulse warfen sie das Joch jener Pfaffenknechte, der Mexicaner, ab und boten uns im Namen der Freiheit, im Angesicht der Welt, die brüderliche Hand; und sollen wir diese Hand zurückweisen? Sie flehen unsere Hülfe an; und sollen wir diese Bitten unberücksichtigt lassen?"

„Nein, nein", hieß es von mehreren Seiten, der Redner aber fuhr fort:

„Mexico hat bewiesen, daß es nicht fähig ist, sich selbst zu regieren, geschweige denn Texas. Es

ist keine Republik, wenn es aber dennoch auf diese Benennung Anspruch macht, so wollen wir ein Wörtchen davor setzen und es Bastard-Republik nennen. Und was konnte man anders erwarten von unsern an politische und religiöse Freiheit gewöhnten Landsleuten, als daß sie Mexicos morschen Staatstempel über den Haufen werfen würden, um den Segen, der Fleiß Cultur und Achtung fürs Gesetz immer auf dem Fuße folgt, auch in den freien Prairien von Texas einzuführen. Ehe unsere Landsleute die Wälder dieses Landes durchzogen, ehe sie ihre Spuren in den unabsehbaren Steppen zurückließen, brieten sich einige wenige Mexicaner oder Mestyzen faul in der Sonne, zu träge, dem fruchtbaren Boden durch den Pflug seine Erzeugnisse abzuzwingen, und zu unwissend, um ihre Rechte gegen einige elende Gouverneurs und ihre Helfershelfer geltend zu machen; als aber der freie und unternehmende Amerikaner seine Log-Cabin daselbst aufschlug da kam ein neuer, besserer Geist unter die Bewohner; wie Schuppen fiel ihre Verblendung von ihren Augen, sie lernten kennen, was Freiheit sei — überall entstanden Farmen, Plantagen und kleine Städte; das Land wurde bebaut und Texas

aus seiner Knechtschaft gerissen. — Haben diese Leute, welche das vollbrachten, nicht ein Recht, sich selbst zu regieren, oder soll es mexicanischen Langröcken erlaubt sein, diese Früchte zu genießen und die Bewohner wieder in das Reich der Finsterniß zurück zu schleudern? — Eine Theokratie oder eine Unterrock-Herrschaft (bitte um Entschuldigung, meine Damen da oben) sind so ziemlich einerlei, nur daß Ihr bei letzterer noch zuweilen Gnade findet, während euch eine Pfaffenherrschaft mit den Fesseln des Aberglaubens gekettet hält und euch mit der Geißel des Menschengeschlechts, dem Fanatismus schlägt. Mexico ist eine Zusammensetzung Beider, seine Waffen sind Aberglauben und seine Waffenführer Feiglinge. Und wie können solche Halbmänner es wagen, freien und freigeborenen Bürgern Gesetze zu dictiren? Ja, die Lippen eines Anglo-Sachsen mögen wohl den Fuß einer Schönen berühren, aber einen päpstlichen Pantoffel, den stößt er mit Verachtung von sich!"

Die Ladies auf den erhöhten Sitzen klatschen Beifall, während der Redner eine kleine Pause machte und dann wieder anfing:

„Drüben in Europa spricht man von unserer Habgier, von unserer Eroberungssucht u. s. w.; ist

das Habgier, wenn ich versuche, mein Stückchen Land, durch welches ich mein Brod unter saurem Schweiße verdiene, mir eigen zu machen? Unsern Landsleuten in Texas hat weder nach den Goldminen Mexicos, noch nach seinen goldenen und silbernen Götzenbildern oder Heiligenbildern vielmehr, gelüstet; nein sie wollten nur Herren ihrer eignen fireside sein. Man hat Pergamente und Scharteken ausgekramt, um zu beweisen, daß Texas von Rechtswegen Mexico gehört; ja, kraft desselben Rechts gehörten die Vereinigten Staaten auch einstens England; aber wir gaben diesem Recht eine andere Deutung; in der That, meine Herren, ich erkenne nur ein höchstes Tribunal an, welches über so Etwas entscheiden kann, und das ist die Souveränität des Volkes; die Welt, und nicht die Herren der Welt sollen das Urtheil über unsere Handlungen aussprechen."

„Es ist die Bestimmung der Anglo-Sachsen, der Welt einen neuen Schwung zu geben, Handel, Ackerbau, Cultur und Freiheit dort einzuführen, wo entweder noch der Warhoost ertönt oder der Tomahawk geschwungen wird, oder wo die Völker durch ihre Herrscher in einen entnervten, erschlafften

Zustand gebracht sind. Diese unsere Bestimmung kann Niemand verkennen, wenn er unsere Bürger mit denen von Mexico vergleicht oder mit den Unterthanen europäischer Monarchien. Texas soll den Anfang in dem glorreichen Drama machen; aber dabei soll's nicht bleiben; eine zweite, dritte und vierte Auflage muß folgen, auch Californien, Oregon u. s. w. müssen unser werden: von der Beringsstraße bis Panama, von Panama bis Cap Horn soll eine Republik werden, vereint durch das Prinzip der Freiheit — nicht durch Bajonette und Kanonen zusammen gehalten, sondern durch den Freiheitssinn, durch die Aufklärung ihrer Bürger."

„Englands Regierung ist von jeher durch die Diktata des Egoismus geleitet worden; in allen Welttheilen hat es die Rechte der Völker mißachtet — und nur durch seine Klugheit ist es dem Schicksale Spaniens entgangen. In Asien stehen Millionen unter seinem Scepter, die alle Lasten des Staates tragen müssen, ohne bürgerliche Rechte zu haben und ohne Theilnahme an seiner Gesetzgebung. Wir gaben das Beispiel, wie man das verhaßte Joch abwerfen müsse; und sollen wir jetzt auf halbem Wege stehen bleiben? Wahrhaftig, meine Herren, weder

England noch irgend eine andere europäische Monarchie hat das Recht, Colonien auf unserm Continent unter seiner Botmäßigkeit zu halten. Diese Regierung ist es, die uns verhindern will, unsern Freunden in Texas eine hülfreiche Hand zu leihen; diese Regierung, welche so oft und noch ganz kürzlich mit China jedes Menschenrecht mit Füßen getreten hat, schreit den Anschluß von Texas als eine Ungerechtigkeit aus. Wir nehmen nicht von Texas Besitz, etwa wie ein Machthaber sich seine Provinz aneignen würde, oder wie man etwa mit dem unglücklichen Polen verfuhr, sondern wir nehmen die Texaner in unsern Bund auf, weil sie es wünschen, darein aufgenommen zu sein. — Mexico hat zu deutlich bewiesen, daß es nicht im Stande ist, seine ihm abtrünnig gewordene Provinz wieder zu erobern. Mexico machte daher nach vielen vergeblichen Versuchen einen Waffenstillstand, um seine Angriffe, sobald es ihm möglich sei, zu erneuern. Das Schwerdt schwebt also während dieser Zeit über den Häuptern der Texaner, jeden Tag stehen sie in ängstlicher Erwartung eines Angriffs von einem Feinde, der erst neue Kräfte sammeln will, um die alte Fehde zu erneuern. Aber diesen Umstand hemmt jede

Handlung des neuen Staates; es ist ihm also unmöglich, ernst an eine Einrichtung einer geregelten Regierungsform zu denken. Unter solchen Umständen, von allen Staaten als selbstständige Republik anerkannt, entschließt es sich aus freien Stücken unserm glorreichen Verbande sich anzuschließen, damit es dadurch eine geregelte Verfassung nach unserm Muster einführen könne — und vor den Einfällen mexicanischer Raubhorden gesichert werde. — Wie können wir aber als freie Männer eine solche Bitte von uns weisen? die wir in jeder Beziehung nur eine lobenswerthe nennen können — die nicht nur allein den Texanern zur größten Ehre gereicht, sondern auch für uns ehrenvoll ist, als Beweis der großen Achtung, die man uns und unserer Verfassung zollt."

„Die Whigs führen beständig an, daß eine zu große Ausdehnung unsers Territoriums den Untergang der Vereinigten Staaten oder zum wenigsten eine Trennung herbeiführen würde. Sie stützen sich dabei auf die Vorschriften Washingtons, welcher unserm Volke empfahl „keine Vergrößerung der Republik vorzunehmen." Ich glaube behaupten zu können, daß diese Worte wohl mißdeutet sind, indem

ich der Meinung bin, daß Washington blos vor Eroberung und unrechtmäßiger Acquisition von Territorien verwarnen wollte, und daß es nicht in seiner Absicht lag, den Anschluß einer unabhängigen Regierung an unsere Staaten zu mißbilligen. Dabei muß ich auch noch bemerken, daß selbst ein Washington nicht unfehlbar ist, so hoch ich den edlen Stifter unserer Unabhängigkeit sonst auch schätze. Was die von den Whigs befürchtete Trennung betrifft, wenn unser Staatenbund einen zu großen Umfang erreicht haben werde, so läßt sich nicht verkennen, daß bei einer größern Anzahl Staaten es wohl schwerer werden würde, die verschiedenartigen und mannichfaltigen Interessen zu vereinigen, welche sich dann geltend machten; — doch kann man immer dagegen einwenden, und auch mit Recht, daß unser Hauptinteresse immer dasselbe bleiben wird, nämlich das „der Erhaltung freier republikanischer Verfassungen und volksthümlicher Institutionen." Sollte der eine oder andere Staat sein Interesse nicht darin finden, oder sollte er vielleicht wünschen, unabhängig oder vielmehr isolirt von dem Bunde dazustehen, so liegt es nicht in unserer Macht, ihn an der Lossagung

zu verhindern; vielweniger aber kann eine solche Befürchtung uns bewegen, von einer guten Handlung abzustehn, wie man den Anschluß von Texas nennen kann."

„Allein auch unsere Selbsterhaltung erfordert die Unterstützung Texas in ihrem lobenswerthen Kampfe gegen ihre Unterdrücker. Denn es ist ja bekannt, daß die Monarchen Europas mit Neid auf die Fortschritte unserer Republik blicken, daß sie ihr Möglichstes gethan haben und es noch thun, der Verbreitung demokratischer Principien auf unserm Continente Schranken zu setzen, daß sie auch aus diesem Grunde die Annexation von Texas zu verhindern suchen — um bei Gelegenheit eine Barriere gegen unsere Macht zu haben. Es ziemt uns nicht, die Angreifenden zu sein, aber es ist recht und billig, daß wir uns Englands agressivem Systeme mit voller Kraft entgegen stemmen; also kann man schon von diesem Gesichtspunkte aus den Anschluß von Texas als eine nothwendige Vertheidigungsmaßregel betrachten; dieselbe Maßregel von irgend einem europäischen Staate gegen uns in Anwendung zu bringen, dazu ist keine Veranlassung vorhanden; denn

unsere Geschichte, obgleich kurz, aber doch ruhmvoll, ist bis jetzt noch durch keine Eroberungen befleckt worden.“

„Aus diesen Gründen wiederhole ich, meine Herren, daß Texas unser werden muß; ich wiederhole es, daß wir nicht bei Texas stehen bleiben dürfen nnd daß Oregon und Californien mit demselben Rechte unsern Staaten einverleibt werden können; vorausgesetzt, die Bewohner jener Distrikte wünschen den Anschluß. — Sollte es dieserhalb zu einem Kriege mit England kommen, so bin ich überzeugt, daß jene Männer, welche vor etwa dreißig Jahren den Engländer Packenham mit seiner Armee nicht fern von hier in den Morast begruben, denselben Actus wiederholen können; ich bin überzeugt, daß jeder Bürger muthig seine Büchse laden wird, um unsern Erbfeind seinem Heerde fern zu halten.“

„Unsere Waffen sind die der Freiheit und nicht der Tyrannei. Wie die Cultur unserer Bürger die Urwälder des Mississippi lichtet, wie sie den schrecklichen Warhoost und Tomahawk verschwinden macht, so wird sie auch Aberglauben und Finsterniß vor sich hertreiben oder in Aufklärung und Licht verwandeln: das ist die Bestimmung der Anglo-Sachsen. — Ich

für meinen Theil schwöre also, nicht eher zu ruhen, bis mit dem Anschluß von Texas der Anfang zu dieser ruhmvollen Laufbahn gemacht ist — und daß dieser unser Wunsch in Erfüllung gehe, darin werden unsere Schutzgöttinnen „Libertas und Nemesis“ uns unterstützen.“

Unter lautem Beifall und Jubelgeschrei verließ der Redner jetzt die Tribüne, worauf ein zweiter und dritter dieselbe bestiegen, um die Versammlung in ähnlicher Weise anzureden. Der erste aber begrüßte seine Freunde und entschuldigte sie, daß er sie so schnell verlassen müsse, da er noch Geschäfte in der Stadt habe, und verließ dann das Lokal. Dieser Redner war aber der Orgelbauer Brown. Derselbe war, wie man zu sagen pflegt, mit Leib und Seele Demokrat und war von New-York herüber gekommen, um dem Meeting beizuwohnen; denn er befand sich, wie ich schon bemerkt habe, in Vermögensumständen, die eine solche Reise zuließen. Auf die Geschäfte, die er in der Stadt zu verrichten hatte, wollen wir noch zurückkommen; jetzt aber, da er kaum in die Straße getreten war, fesselte ein anderer Gegenstand seine Aufmerksamkeit. Um aber kurz zu sein, müssen wir sagen, daß ein Zufall, gerade in demselben

Augenblicke, als er aus dem Clubhause trat, ihm Ellen in der Haft des Constables in den Weg führte. Ellen schrie vor Freude, als sie das joviale Gesicht des Alten erblickte, und als dieser sie erkannt, stieß sie hastig unter Schluchzen die zur Aufklärung über ihre Lage nöthigen Worte aus. Der Constabel wurde ungeduldig und forderte seine Gefangene auf, sich kurz zu fassen; allein, da der Orgelbauer ihm erklärte, er würde auf jeden Fall Caution für die Angeklagte stellen, so ließ er sichs gefallen, daß sich Ellen ihrem ehemaligen Tischgenossen und Rathgeber ausführlich mittheilte. Dieser vermochte, da er Alles gehört hatte, den Constabel wieder umzukehren, um noch einmal mit dem Kleiderhändler zu sprechen, da dieser gewiß im Irrthum gewesen sein müsse.

Als der Kleiderhändler die vermeintliche Diebin den Händen des Gerichtsdieners übergeben hatte, begann er sein kleines Lager zu überzählen, um zu ermitteln, wie viel man ihm gestohlen hatte. Da fand er aber zu seinem Erstaunen, daß auch nicht ein einziges Stück fehle; er überdachte die Sache wieder und kam ganz natürlich auf den Gedanken, daß die ganze Geschichte irgend ein Liebesabenteuer

seines Gehülfen gewesen sein müsse. Der Kleiderhändler war selbst noch nicht verheirathet, und deßhalb eher geneigt, einem jungen Manne in der Hinsicht etwas durch die Finger zu sehen. Es reute ihn also, das Mädchen den Händen der Polizei übergeben zu haben, unter der Anklage eines Vergehens, dessen sie nach allem Anschein sich nicht schuldig gemacht, und unter diesem Gedanken war es ihm ganz angenehm, als der Constabel mit seiner Gefangenen und dem Orgelbauer wieder in den Laden traten. Es wurde nun dem Orgelbauer eine leichte Sache, den Kleiderhändler zur Zurücknahme seiner Klage zu bewegen, besonders da er ihm versicherte, daß er vollkommen von der Rechtlichkeit der Angeklagten überzeugt sei; und nachdem der alte Brown und Ellen noch einige schlechte Witze über Liebe von dem Kleiderhändler hatten anhören müssen, entfernte er sich mit seiner Clientin, um dieselbe in Sicherheit zu bringen, bis sich eine günstige Gelegenheit darbiete, um sie nach dem Staate New-York zurückzusenden, woselbst Girardin ihr Nichts weiter anhaben konnte. Aber nicht Ellen allein wollte der edle Brown Rettung zu Theil werden lassen, sondern er beabsichtigte auch, Schritte zu thun, die ihrer Schwester die Freiheit

verschaffen sollten; ein besonderes Interesse verspürte er aber für den Ausgewiesenen, da sich dieser, wie er meinte, bewährt habe. Ellen wurde von ihm zu einer mit ihm befreundeten Familie gebracht, wo man sie auf seine Empfehlung nicht nur sehr liebreich aufnahm, sondern wo sie auch sicher vor allen Verfolgungen Girardins war. Der alte Brown begab sich, nachdem er zu wiederholten Malen der Wirthin Vorsicht und Aufmerksamkeit für Ellen empfohlen hatte, wieder in die Stadt, um ein Geschäft zu besorgen, welches keinen fernern Aufschub leiden konnte, und dessen schon einmal erwähnt worden ist. Er hatte nämlich am Morgen erfahren, daß ein Freund, den er lange nicht gesehen, gefährlich krank im Charité-Hospital darnieder liege, und weil er sich aus Wohlthätigkeit eine Pflicht machte, so drängte es ihn, den Freund zu suchen. Er fand ihn in dem Hospital und erfuhr, daß ihm auf einem Dampfboote, welches von Baton-rouge vor Kurzem angekommen war, durch einen unglücklichen Zufall der Schenkel zerschmettert worden sei — wozu, da nicht gleich ärztliche Hülfe zur Hand gewesen, eine solche Entzündung eingetreten war, daß die Aerzte gerechte Ursache hatten, für sein Leben zu fürchten, besonders

da der Patient sich einer Amputation des Gliedes entschieden widersetzte. Die Doctoren hatten ihm deßhalb auch mitgetheilt, daß sie für sein Leben wenig Hoffnung hätten, wenn es ihnen nicht gelingen sollte, die Inflammation zu beseitigen; und in einer schrecklichen Gemüthsstimmung, die durch eine derartige Mittheilung entstehen mußte und durch Schmerzen verschlimmert wurde, fand der Orgelbauer seinen Freund. Er setzte sich zu ihm ans Bette und versuchte ihm Muth zuzusprechen, wurde aber von dem Kranken unterbrochen, welcher ihn um einige Minuten Aufmerksamkeit bat.

„Freund", sprach der Patient, „der Unterschied zwischen Euch und mir ist so bedeutend, nicht nur in Jahren, sondern auch in Erfahrung, daß ich Euch eher Vater, als Freund nennen könnte; denn Eure Rathschläge sind mehr als freundschaftliche, ja väterliche gewesen. Ich leistete denselben aber nicht Folge, obgleich ich ihre Richtigkeit anerkennen mußte, indem ich meinen Geburtsstaat New-York verließ, um in dem mir jetzt verhaßten Süden meinen Wohnsitz zu nehmen. — Meine Geschäfte werden rückgängig, und ohne Euch mit einer Auseinandersetzung über das „Wie" aufzuhalten, will ich nur

sagen, daß mich zuletzt die Noth zwang, einem Geschäfte mich zu widmen, welches ich von jeher verabscheut habe, welches meinen Principien und ich glaube auch meinem frühern Leben widerspricht: mit einem Wort, ich wurde Sclaven-Aufseher."

Des alten Browns Augen leuchteten eine Weile vor Zorn; denn es war ihm nicht gleichgültig, einen Freund, um den er sich früher bemüht hatte und auf welchen er immer, wie man zu sagen pflegt, große Stücke gehalten, auf Wegen angetroffen zu haben, die er selbst von ganzer Seele verabscheute. Indessen bedachte der Alte, daß er neben einem gefährlich Kranken säße, welcher eher des Trostes als des Tadels bedürftig sei; er nahm daher seine gewöhnliche Ruhe wieder an und sprach dem Kranken zu, sich diesen Umstand nicht so sehr zu Herzen zu nehmen, da ein zukünftiger besserer Lebenslauf manche Verirrungen wieder gut machen könne.

„Oh, Freund", erwiederte der Kranke, „es ist nicht das allein, was mich quält, schlimmere Fehler noch habe ich mir zu Schulden kommen lassen. Um des schnöden Sündenbrodes halber habe ich geschwiegen da, wo ich handeln sollte, wie es einem Manne

geziemt; ich habe Nichts gethan, als man einem Menschen, einem Unschuldigen — der nur dieselben Grundsätze, die ich so oft verfochten habe, in Ausführung brachte — das Leben nahm. Ja, ja, Unterlassungssünden wiegen oft so schwer, wie jedes andere Verbrechen! — Es war in der Gegend bei Baton-rouge, wo ich auf einer Plantage als Sclaven-Aufseher beschäftiget war, vor wenigen Wochen, als man diesen Mord beging, den ich durch eine entschlossene That hätte verhindern können. Ein Abolitionist hatte sich nämlich unter die Neger geschlichen und verbreitete die bekannten aufrührerischen Broschüren; er wurde aber entdeckt, ergriffen, und ohne Richter und Advokat durch lynch-law auf eine grausame Art vom Leben zur Ewigkeit gesandt. Auch mich rief man herbei, um Urtheil über den Unglücklichen zu sprechen; obgleich ich nun bei dieser Gelegenheit ihn von seinem Lose zu retten suchte, indem ich ihn vertheidigte und die Ungesetzlichkeit der Handlung nachwies, so that ich doch nicht solche Schritte, welche geeignet gewesen waren, die That, welche Girardin mit seinen Helfers-Helfern später vollbrachte, zu verhindern.

„Girardin?“ wiederholte der Orgelbauer staunend; denn er hatte einzelne Andeutungen über den Mord schon von Ellen vernommen.“

„Ja, Girardin ist der Name eines der Mörder, derselbe Pflanzer, in dessen Diensten ich stand; aber kennt Ihr ihn?“

„Der andere ist ein Neger-Prediger“, fuhr der Orgelbauer fort, ohne die Frage zu beantworten; „indessen fahrt fort mit der Erzählung.“ —

„Sonderbar“, hub der Patient wieder an, „Ihr scheint die Umstände schon zu kennen!“

Demungeachtet fuhr er fort, seinem Freunde den umständlichen Hergang jener Greuel, welche wir schon geschildert haben, zu erzählen, und worüber dieser die Hauptpunkte schon von Ellen gehört hatte. Wir aber wollen seine Worte nicht wiederholen und uns damit begnügen, indem wir berichten, daß der junge Sclaven-Aufseher, welcher damals den Abolitionisten so brav vertheidigt hatte, dieser Kranke war. Derselbe hatte kurz nach jener schrecklichen That eine tiefe Reue empfunden, daß er den Gerichten nicht noch vor der Begehung des erwähnten Verbrechens Anzeige gemacht habe, wodurch dasselbe

hätte verhindert werden können. Nachdem es aber geschehen war, quälte ihn sein Gewissen, die Sache zur Kenntniß der Behörden zu bringen, und da er wußte, daß der supreme Court in New-Orleans gerade Sitzungen hielt, so verließ er die Pflanzung, um sich nach dieser Stadt zu begeben und seinen löblichen Zweck in Ausführung zu bringen. — Da traf ihn das Unglück, welches ihn, wie wir wissen, aufs Krankenlager warf; dasselbe trug aber bedeutend dazu bei, die Reue, welche er über sein Benehmen empfand, zu erhöhen, und in einem solchen Gemüthszustande haben wir ihn eben mit seinem Freunde, dem Orgelbauer, gesehen.

„Es ist noch Zeit", hub der Orgelbauer nach kurzem Nachdenken wieder an, „Eure Fehler wieder gut zu machen, indem Ihr durch eine schleunige Anzeige das nachholt, was Ihr früher versäumt habt, denn zwei der Thäter befinden sich gegenwärtig in der Stadt; und damit Ihr Gelegenheit erhaltet, dies zu thun, so werde ich mich noch heute Abend zum Richter Steele begeben, welcher Euch hier in dem Hospital verhören kann. Gehabt Euch also wohl, binnen einer halben Stunde werde ich wieder bei Euch sein!" Mit diesen Worten verließ der treff-

liche Mann das Krankenzimmer, um seinen Vorsatz ins Werk zu setzen.

Sollte denn jene ruchlose That doch endlich ans Tageslicht kommen, welche ohne die Aussage des jungen Aufsehers vielleicht nie entdeckt worden wäre; denn man muß bedenken, daß die Aussagen von Sclaven gar Nichts gelten, und wenn man sie anhört, vielleicht nur als eine schwache Bekräftigung der Worte eines Freien, oder in machen Fällen auch als circumstantial evidence; und aus diesem Grunde wäre auch Ellens Zeugniß von gar keinem Belange gewesen, wenn sonst sie es hätte wagen dürfen, öffentlich gegen Girardin und die andern Mörder aufzutreten. — Der Orgelbauer berechnete alles das, auch sah er wohl ein, daß die Sache wegen des kritischen Zustandes seines Freundes keinen Aufschub leiden könne, da dieser unter den obwaltenden Umständen der einzige gültige Zeuge gegen die Verbrecher werden konnte. Und die Gewißheit, daß sowohl der Ausgewiesene, als auch Ellen und ihre Schwester durch die Festsetzung Girardins vor den Fangen dieser Unmenschen gesichert werden würden, bestärkte ihn in seinem Entschlusse. Indessen waren es diese Berücksichtigungen nicht hauptsächlich, son-

dern das Bewußtsein, daß er dem Staate und dem Lande einen Dienst erzeigen, indem durch die exemplarische Bestrafung andere Anhänger des lynch-law ein warnendes Beispiel gegeben werde, waren wohl die eigentlichen Beweggründe, die seine Handlungsweise veranlaßten.

Er traf Judge Steele in seiner Wohnung und stellte ihm in kurzen Worten die Sachlage vor; und daß dieser sich gleich bereit erklärte, der Sache auf den Grund zu kommen, läßt sich denken. Er sandte seinen Diener zum states attorney (Staats-Ankläger) und begab sich, nachdem dieser eingetroffen war, in Begleitung desselben und mit dem Orgelbauer zum Hospital, um das Zeugniß des jungen Neger-Aufsehers zu Protokoll zu nehmen. Der states attorney fertigte die Klage „Mord im ersten Grade“ gegen die drei Thäter aus, und der Richter unterschrieb noch am selben Abend drei „Warrants“, um dieselben zu arretiren. Diese wurden dem Sheriff zur Vollstreckung übergeben, welcher dem Orgelbauer versprach, ihn am kommenden Morgen zu besuchen, da dieser meinte, er könne dem Officianten einige Winke geben über den Wohnort der Verbrecher,

oder über die Art und Weise, wie man sie am Besten verhafte.

Ellen wußte nicht, was dem Ausgewiesenen widerfahren war; da sie aber ihrem Freunde, dem Orgelbauer, mitgetheilt hatte, auf welche Art sie von ihm aus den Händen des Neger-Predigers befreit werden, so schloß der Orgelbauer ganz natürlich, daß diese That es sein müsse, welche den unerschrockenen Retter in irgend eine mißliche Lage gebracht habe. Er stellte Nachforschungen bei verschiedenen gerichtlichen Bureaus an und fand denn auch bald, daß seine Vermuthung gegründet sei, indem er ersah, daß derselbe unter einer Anklage von „Assault and battery with attempt to kill" im Gefängniß staf. Es verursachte ihm keine Schwierigkeiten, ihn besuchen zu dürfen; und wer kann das freudige Erstaunen malen, welches den niedergeschlagenen Gefangenen ergriff, als er die Thür öffnen hörte und plötzlich seinen Wohlthäter vor sich sah. Seine Freude wurde aber noch vermehrt, als ihm dieser sagte, daß Ellen sich wohl befinde und in Sicherheit gebracht sei. Aber lange sollte der Besuch des Freundes nicht dauern; denn nicht sobald hatte der alte Brown von dem Ausgewiesenen die Scene im

St. Louis Hotel vernommen, wo man Ellens Schwester zum Verkauf ausgeboten hatte, als er erklärte, auch diese zu befreien, koste es nun was es wolle, und nachdem er dem Gefangenen zugesprochen hatte, den Muth nicht zu verlieren, das Gefängniß verließ, um seine humanen Absichten in Ausführung zu bringen.

X.

Wir haben gesehen, wie Ellens Schwester mit den andern Sclaven wieder vom Sclavenmarkt zurück in die Wohnung des Commissionärs geführt worden war, weil sich Niemand gefunden hatte, der einen Preis für sie bieten wollte. Wenn Sclaven in New-Orleans verkauft werden sollen, die einem, der nicht in der Stadt wohnhaft ist, angehören, so übergiebt man sie einem Commissionär, welcher Lokale besitzt, wo dieselben während der Zeit, daß sie zum Verkauf ausgeboten werden, wohnen; ein solcher sorgt auch für ihre Beköstigung und berechnet, nachdem das Geschäft zu Stande gekommen ist, dem Eigenthümer seine Unkosten und Gebühren. Ellens Schwester war, als sie damls in New-Orleans zurückblieb, nicht etwa in irgend eine Erziehungs-

Anstalt geschickt worden, sondern verweilte bei einer Familie, die mit Girardin befreundet war. Als dieser mit seinem Genossen, dem Neger-Prediger, hierselbst angekommen war, hatte er ohne Weiteres das arme Mädchen einem solchen Commissionär übergeben und denselben beauftragt, sie zu veräußern. Welchen Erfolg aber der erste Versuch hatte, das wissen wir. Sie war von dieser stattgehabten Ausstellung so angegriffen, daß sie gleich bei ihrer Heimkehr in eine Art Fieber fiel, welches mehrere Tage einen ähnlichen Versuch nicht zweckmäßig erscheinen ließ; jedoch fand sich Girardin am selben Morgen, da der Orgelbauer den Ausgewiesenen in seinem Kerker besuchte, in Begleitung seines Neger-Predigers bei dem Commissionär wieder ein, um ihm den Auftrag für eine zweite Ausstellung der ihm übergebenen Sclavin zu ertheilen.

Beinah wüthend über das Fehlschlagen des ersten Versuchs schrieb Girardin dies dem stürmischen Betragen des Mädchens zu. Er riß die Peitsche von der Wand und ließ seinem Zorn, den er lange zurückgehalten hatte, freien Lauf, indem er mit schrecklicher Vehemenz auf die Wehrlose zuhieb. Seine Linke war in ihren Haaren gewunden, wäh-

rend die Rechte das scheußliche Instrument schwang, auf eine Kreatur, die jetzt wimmernd zu seinen Füßen sich krümmte und in Tönen, welche ein Herz von Stein erweicht hätten, um Mitleid und Gnade flehte. — Den Neger-Prediger vergnügte diese Nichtswürdigkeit; denn er lachte dem Wüthrich Beifall zu und meinte, das fruchtet besser als zwanzig seiner Reden. Ermattung nöthigte endlich den Pflanzer einzuhalten; auch erblickte er, daß der Nacken und die Schultern der Mißhandelten in Folge seiner Hiebe ganz mit blutrothen Streifen bedeckt waren, welches weit entfernt auch nur einen Funken des Mitleids bei ihm anzufachen, ihn auf den Gedanken brachte, daß dieses nur ihrem Verkauf schaden könnte, indem der Käufer dadurch veranlaßt würde, zu unterstellen, die Sclavin müsse äußerst trotziger Natur sein.

In diesem Zustande wurde sie von dem Commissionär wieder nach dem St. Louis Hotel geschleppt, wo eine ähnliche Scene, wie die, welche wir bereits beschrieben haben, erneuert wurde. Die Unglückliche stand auf dem Auctions-Block, und nicht weit von ihr der unmenschliche Vater, welcher hier sein eignes Kind verkaufen ließ, blos um seinen schnöden Eigennutz oder vielleicht ein Rachegefühl,

welches er gegen die ältere Schwester wegen einiger gegen ihn ausgestoßenen Worte empfand, zu befriedigen. Aber man sollte denken, das väterliche Gefühl würde sich geltend machen, da doch selbst der schlechteste Verbrecher, der alle menschlichen Gefühle leugnet, zuweilen — ja in der Regel noch Liebe für seine Nachkommen empfindet. Aber leider findet man sie bei diesen Pflanzern Louisianas nicht; denn da sie selten Liebe, sondern nur thierische Triebe für irgend eine Sclavin empfinden, welche sie auserkohren haben, um ihren Lüsten zu dienen, so kann sich auch keine Liebe auf die Sprößlinge ihrer Lust fortpflanzen.

Wir bitten übrigens zu merken, daß Girardin kein ausnahmsweiser Fall ist, sondern daß wir in ihm nur einen gewöhnlichen Sclaven-Eigenthümer geschildert haben, wie die Mehrzahl dieser Klasse Leute lebt und webt. In den Negerzüchtereien sind sie besonders stark; nehmen nicht einmal Rücksicht darauf, ob sie verheirathet sind oder nicht, sondern betrachten einen gelegentlichen Beischlaf mit einer ihrer Sclavinnen als ein Geschäft, welches geeignet ist, ihre Kapitalien zu vermehren. Der Gumbs-French ist jedoch weit entfernt, dieselben Freiheiten

einem Fremden über seine Sclävinnen einzuräumen, und zwar aus dem Grunde, weil er befürchtet, diese würden durch den Umgang mit einem zärtlichen Weißen, der ihnen Schmeicheleien u. dergl. sagte, verderbt werden, und allmälig die den Weißen schuldige Ehrfurcht bei ihnen abgenutzt werden.

Mancher Leser wird uns der Indelikatesse zeihen, indem wir dergleichen Sachen zu Papier bringen; aber diese Rücksicht, so gern wir sie auch nehmen möchten, soll uns nicht abhalten, die ganze Wahrheit auszusprechen, weil wir glauben, durch ein freies an das Tageslicht bringen jener Abscheulichkeiten, die Bewohner jenes Staates erröthen zu machen über den verachtungswürdigen Zustand ihrer eignen socialen Verhältnisse. Sollten wir aber Jemandem mißfallen, der lege nur das Buch nieder, ehe er weiter liest — besonders rathen wir dies den Damen, für die wir auch eigentlich nicht geschrieben haben — da, wie gesagt, keine Rücksichten uns das Maul stopfen sollen.

Da diese amerikanisirten Franzosen (die Anglo-Sachsen arten nicht zu solchen Abscheulichkeiten aus) annehmen, ein Sclave könne aus dem Grunde, weil er keine bürgerlichen Rechte besäße, auch diejenigen

der Ehe nicht genießen — so sind sie auch, wie denn eine Nicht-Achtung der anerkannt gültigen Lebens-Gesetze die andere herbeiführt, nach und nach so weit gekommen, daß sie Verbrechen, die überall in der civilisirten Welt als infam bezeichnet werden, nicht mehr als eine Sünde betrachten, wenn solche mit Sclaven begangen werden. Es ist die schrecklichste aller Verirrungen des Menschen „Blutschande“ in den letzten Jahren so häufig unter ihnen vorgekommen, daß es beinahe unglaublich klingt, wie der Mensch auf solche Abwege gerathen kann. Einen Vorfall nur wollen wir von den vielen, die uns bekannt sind, ja von dem wir untrügliche Beweise gehabt haben, anführen. Es wohnte bei Bayon Ceres in Louisiana ein unverheiratheter Pflanzer französischer Abkunft, welcher durch einen jede Nacht abwechselnden Beischlaf mit seinen Sclavinnen seine Leibeignen um viele vermehrte. Einige von diesen jungen Mulattinnen wuchsen heran, und da der Alte an den Müttern keinen Reiz mehr fand, so trieb er (man denke sich den Greuel) dieselbe Unzucht mit den Töchtern; sprach öffentlich hievon und rühmte sich seiner Kraft. — Einigen seiner Nachbarn wurde dies jedoch zu arg: sie überrumpelten den Wüstling

in seinem Hause und vollzogen eine Strafe an ihm, welche den Vollziehern derselben ebenso sehr zur Schande gereichte; mit einem Worte: sie kastrirten ihn.

In Louisiana, besonders aber in den kleinen Städtchen, giebt es viele Bewohner, die Sclaven besitzen, selbst wenn sie auch dieselben weder zum Landbau noch zu irgend einem andern Geschäfte benutzen können; sie halten sie blos zum Vermiethen an Andere. In New-Orleans z. B. besitzt ein einzelner Kaufmann, oder was er sonst sein mag, 15 bis 16 Sclaven und vielleicht eben so viele Sclavinnen. Von diesen kann er aber, ich will annehmen nur sechs in seinem Geschäfte thätig sein lassen; er erlegt daher jedem der Sclaven eine bestimmte Summe auf, welche er des Tages über verdienen muß und läßt ihn seiner Wege gehn, gleichgültig, auf welche Art er diese Summe verdient, so lange er sie ihm nur am Ende jeder Woche einbringt. Ein solcher Sclave arbeitet nun als ein jeder anderer Tagelöhner an der Wharft und überhaupt bietet er seine Hände überall an, wo man seine Dienste nur gebrauchen kann. Oft trifft es sich, daß derselbe, besonders wenn der Arbeitslohn steigt, ehe sein Herr

es erfährt, daß er etwas erübrigt; jedoch kommt er an andern Tagen wieder zu kurz, denn sein Herr nimmt keine Entschuldigung an: hat der Sclave am Ende die ihm auferlegte Summe Geldes nicht aufzuweisen, so wird er bestraft. Die Sclavinnen vermiethen sich bei kleinen Familien, die nicht die Mittel besitzen, dieselben anzukaufen; aber auch sehr oft treiben sie, um Geld zu machen, das Geschäft öffentlicher Dirnen, wobei ihre Herren ein Auge zudrücken, wenn sie nur eine bedeutende Summe Geldes am Ende der Woche zu Haus bringen. Aus diesem Grunde sieht man in New-Orleans eine solche ungeheure Anzahl farbiger Personen: Mulatten, Quadronen u. s. w., die wiederum Sclaven sind, weil ihre Mütter noch nicht frei waren.

Girardin und der Neger-Prediger warteten mit Ungeduld, bis die Reihe an Ellens Schwester komme, um nach beendigtem Geschäfte zur Plantage zurückzukehren. Aber in einer Ecke des Lokals standen zwei Männer, welche jede Bewegung der eben genannten Zwei wachsam beobachteten; und diese waren der Orgelbauer mit dem Sheriff, letzterer mit einem Warrant versehen, welcher ihn zur Arretirung der beiden Mörder autorisirte. Der Sheriff wollte

schon gleich auf sie losgehen, um den Warrant zu vollziehen, aber der Orgelbauer hielt ihn zurück und bat ihn, zu warten, bis er ein kleines Geschäftchen in Ordnung gebracht habe.

Ellens Schwester wurde jetzt aufgerufen und mußte den Block des Verkäufers zum zweiten Male besteigen. Obgleich vollkommen gesund, so hatten die Scenen, welche sie erlebt, und die Mißhandlung, welche sie von Girardin erdulden mußte, ihren Geist und Körper dermaßen angegriffen, daß sie eher einer Leiche ähnlicher sah, als einem gesunden Menschen. Ihr langes schwarzes Haar floß aufgelöst um ihre Schultern und Busen, welches man gethan hatte, um die Spuren von Girardins Mißhandlung den Blicken der Kauflustigen zu bergen. Ihre Augen waren auf den Boden gerichtet und ihre Arme hingen wie leblos an ihrer Seite. Die rauhe Stimme des Commissionärs schrie ihr zu, „das Haupt empor zu heben", und als sie diesem Befehl Folge zu leisten gezwungen wurde, erblickte man ihre dunklen Augen von den hervorquellenden Thränen bewässert.

Der Verkäufer begann nunmehr mit ungeheurer Zungengeläufigkeit die guten Eigenschaften des

Mädchens hervorzuheben, sprach von den Fähigkeiten und Talenten, die sie besäße, von ihrem Gehorsam und ihrer Treue gegen ihren Herrn, und meinte zum Schluß, sie wäre wohl 500 Pfd. werth; für einen Junggesellen dagegen, fügte er mit rohem Gelächter hinzu, wäre sie unbezahlbar. — Dennoch erfolgte kein Gebot; ausgenommen das einer Frau, welche ein Boardinghaus hielt, die 300 Pfd. geben wollte. Der Auctionär schüttelte aber den Kopf und bot selbst 400 Dollar, aber darauf erfolgte kein höheres.

„Einmal, meine Damen und Herren! Betrachtet sie doch; eine junge, schlanke und hübsche Quadronin, nützlich für irgend eine Familie; sie näht, wäscht, strickt, kocht, plättet und kann überhaupt jeder Anforderung entsprechen. Zweimal, meine Damen und Herren, Niemand höher? Benutzen Sie die Gelegenheit, ein besseres und hübscheres Mädchen findet man so leicht nicht wieder. Will Niemand höher bieten?" Und eben wollte er den Hammer zum dritten und letzten Male fallen lassen, als der Orgelbauer fünfhundert Dollar schrie. — „Einmal, zweimal — Niemand höher? dreimal!" — die Sclavin gehörte dem Orgelbauer. —

Das arme Mädchen blieb eine Zeitlang sprachlos vor Erstaunen, als sie mit einem Male in dem Käufer ihren ehemaligen ehrbaren Freund aus dem Boardinghaus der Mistreß French erkannte. Kaum traute sie ihren Sinnen, da man ihr hieß, ihm in ein Nebenzimmer zu folgen, wo der Verkauf mit Girardin förmlich abgeschlossen werden sollte. Der Orgelbauer legte die Summe auf den Tisch; aber kaum hatte Girardin seinen Namen unter das Dokument gesetzt, so zog der Orgelbauer ein Papier aus der Tasche und händigte es dem noch staunenden Mädchen ein; es war eine förmliche Freigebung ihrer Person, die er als Eigenthümer zu geben ermächtigt war. Der Pflanzer fluchte, als er dies sah, und bemerkte, er würde sie nicht für tausend Dollar verkauft haben, wenn er gewußt hätte, daß der neue Eigenthümer dem trotzigen Wesen seine Freiheit schenken würde. — Allein der Orgelbauer ließ ihm nicht Zeit zu fernern Verwünschungen, denn dieser wandte sich jetzt mit den Worten: „Mein Herr, thun Sie Ihre Pflicht“, an den Sheriff, der ihn begleitet hatte, und eine halbe Stunde später befand sich Girardin nebst dem Neger-Prediger mit

gefesselten Armen auf dem Wege nach dem Stadt-Gefängniß. —

Zwei Casus lagen jetzt der grand-jury zu New-Orleans zur Untersuchung vor, welche unsere Erzählung angehen. Der erste war den Ausgewiesenen betreffend; über welchen Fall indessen nicht viel zu sagen ist, da der Angeschuldigte schon bei der ersten Sitzung entlassen wurde und zwar ohne Caution, da die Aussage des einzigen Zeugen gegen ihn gar nicht angenommen werden konnte, weil sich dieser Zeuge selbst unter einer Klage befand, die sein Zeugniß von keinem Werth machte. Der Ausgewiesene begab sich mit seinem Freunde, dem Orgelbauer, zu dem Hause, wo die zwei Schwestern wohnten; und die seligen Stunden, welche derselbe in den Armen Ellens verlebte, zu beschreiben, das wäre ein vergeblicher Versuch. Wir wollen uns also damit begnügen, dem Leser zu sagen, daß der Ausgewiesene sich noch am selben Tage mit der schönen Creolin auf immer verbinden wollte, als der Orgelbauer sein Veto dazwischen donnerte. Und daß derselbe seine guten Gründe dazu hatte, läßt sich voraussetzen. Der Ausgewiesene sah dies auch ein; denn als er

zu dem Kleiderhändler zurückkehrte, da fand er seine Stelle wieder besetzt; wie sollte er also Ellen ernähren?

Damit nun die Beiden keine dummen Streiche begehen konnten, trug der Orgelbauer Sorge, daß Ellen nebst ihrer Schwester sobald wie möglich nach New-York zurückkehrten. Er übergab dieselben der Obhut eines Schiffs-Capitains, welchen er kannte, und am vierten Tage nach diesem Vorfall in der St. Louis Exchange befanden sie sich an Bord eines Paketschiffes nach New-York. — Rührend war der Abschied zwischen dem Ausgewiesenen und Ellen; heilig betheuerte er, ihr treu zu bleiben; denn es schien ihm, als habe der Himmel ihm dies Wesen zugeführt — und unter Schluchzen wiederholte Ellen seine Worte. —

Dem Orgelbauer wurde selbst etwas sonderbar ums Herz, und er meinte, die Beiden hätten ganz Recht, sich zu lieben; aber man müsse auch den Verstand dabei in Anwendung bringen, und daß ihm selbst Nichts mehr Freude machen würde, als wenn die Beiden sich ehelich verbänden, vorausgesetzt indessen, der Ausgewiesene befinde sich in Verhältnissen, die ihn in den Stand setzen könnten, seine

Subsistenz zu sichern. Zum zweiten Male sah der Ausgewiesene den Gegenstand seiner Liebe durch die Fluten von dannen getragen — und dennoch dünkte es ihm,, er müsse sie wiedersehen. Noch einen heißen Kuß drückte er auf ihren Mund und riß sich dann aus ihren Armen. — Beiläufig will ich bemerken, daß die Schwestern ohne Unfall in New-York ankamen, wo sie von der frühern Wirthin mit Zärtlichkeit empfangen wurden.

Der zweite Casus, der des Pflanzers und des Neger-Predigers, wurde zur Untersuchung zulässig befunden; da der Mord aber nicht in New-Orleans begangen war, so mußte man die Beiden nach Baton-rouge, zu ihrem Gerichtsbezirke schicken, welches ohne Weiteres geschah. Das Zeugniß des jungen Aufsehers war in New-Orleans, wie wir wissen, zu Protokoll genommen worden, aber mehrere, denn dieses, erschienen gegen die Angeklagten. — Richter Steel hatte, nachdem er die Verhaftsbefehle angefertigt, zur selben Zeit auch einen Brief an den Richter in Baton-rouge geschrieben, welcher ohne Zögern mehrere Verhaftungen auf Girardins Plantage vornehmen ließ, auch so glücklich war, der Person Burns habhaft zu werden. — Und einige Wochen

später begann in Baton-rouge ein Prozeß, dessen Resultat nicht geringe Aufregung unter den Bewohnern des Staates Louisiana hervorbrachte. Um aber die Verhandlungen dieses Prozesses näher zu beleuchten, müssen wir den Ausgewiesenen für eine Weile verlassen.

Baton-rouge, die kleine Stadt, wo das Verhör gehalten wurde, im vorigen Jahrhundert von den Franzosen gegründet, zu welcher Zeit zahlreiche Indianer-Stämme an den Ufern des Missisippi noch hauseten, die durch nächtliche Angriffe die ersten Colonisten beständig beunruhigten, ja oft ganze Niederlassungen zerstörten und dessen Bewohner ermordeten. Ein solches Schicksal hatte auch die kleine Colonie Baton-rouge erfahren. Während der Nacht fiel ein wilder Haufe indianischer Krieger in die Hütten der Colonisten, ermordete Männer, Weiber und Kinder, nahm einige 20 bis 30 gefangen und gab dann die Wohnungen den Flammen Preis. Am nächsten Tage schälten die Krieger den Stamm einer Eiche, schlachteten die Gefangenen ab und färbten denselben roth mit dem Blute der Unglücklichen; und daher stammt der Name Baton-rouge. Bis zur Zeit, daß Louisiana, den Vereinigten Staaten

einverleibt wurde, hatten nur Franzosen in dem kleinen Städtchen gewohnt; und so schlecht waren die Gesetze daselbst gehandhabt worden, daß es allgemein den Namen einer Räuberhöhle führte. Als jedoch auch Anglo-Sachsen sich in dem Orte ansiedelten und ihn zu einer Bedeutung erhoben, da änderte sich alles, es wurde dem wilden und cholerischen Temperamente der Südländer Schranken gesetzt und Ordnung und Gesetz eingeführt; — kurzum es erfuhr dieselbe Veränderung, die, wie ich schon beschrieben habe, New-Orleans erleiden mußte. Bis zu dem eben erwähnten Zeitpunkte war mancher Prozeß vorgefallen, wobei die Gesetze von den meineidigen Jurors mit Füßen getreten wurden, besonders wenn es ein Casus war, der irgend ein Vergehen oder Verbrechen betraf, dessen sich die Sclaveneigenthümer gegen ihre Neger hatten zu Schulden kommen lassen.

Die Anklage gegen die drei Gefangenen, Girardin, Burns und den Neger-Prediger war „Mord im ersten Grade." Ehe aber noch die Jury zusammengerufen war, hatten schon die verschiedenen Lokalblätter des Städtchens die Sache weit und breit verhandelt, besonders da Girardin und auch Burns

wegen ihrer bedeutenden Besitzungen zu den Notabeln der Umgegend gezählt wurden, die Geschichte also natürlich Aufsehen erregte. — Dies ist in einem Lande, wo unbeschränkte Preßfreiheit herrscht, ganz unvermeidlich, obgleich es zu wünschen wäre, daß dies Besprechen eines Casus vor dem Verhör und Urtheil nicht geschähe, indem es das unbefangene und richtige Urtheil der Jurors beeinträchtigen kann — selbst wenn dieselben sich auch vorgenommen haben, bei ihrem Ausspruche über Schuldig oder Nichtschuldig nur ihre eigne Vernunft zu Rathe zu ziehen. Und gerade dieser Punkt wird in Deutschland so oft und hauptsächlich als Grund gegen die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichte vorgebracht. Dagegen muß man aber auch berücksichtigen, daß sich das Urtheil eines Mannes nur dann ausbilden kann, wenn er seine Ansichten und Meinungen austauscht, wenn er überhaupt die Urtheile Anderer gehört hat; — nur dann kann er das seinige geben, welches im entgegengesetzten Falle vielleicht nur sehr einseitig ausfallen würde. — Freilich erhielten wir in Deutschland mit einem Male Preßfreiheit und Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, so würde in der ersten Zeit sich mancher Juror

durch irgend einen plausibeln Journal-Artikel sein Urtheil bevorurtheilen lassen; aber dies ist nicht in dem Maße (vielleicht nur in sehr geringem) in einem Lande der Fall, wo Preßfreiheit und Oeffentlichkeit und Mündlichkeit schon länger eingeführt worden sind; man muß bedenken, daß da ein Bauer nicht durch jeden beliebigen Zeitungsartikel geleitet wird; daß er durch Lesen vieler Abgeschmacktheiten und mancher guter Gedanken ein Urtheil fällen kann, oder gewissermaßen dahingebracht wird, seiner eigenen Vernunft die Entscheidung zu überlassen; man muß berücksichtigen, daß unter solchen Umständen selbst die unrichtigste Behauptung und Beweisführung den Verstand schärft, eben durch das Erkennen der Falschheit — und daß überhaupt jeder Artikel solche Würdigung von den Lesern erhält, wie er verdient.

Die Advokaten der drei Mörder gaben sich, sobald die Jury versammelt worden war, jede erdenkliche Mühe, solche Geschworenen zurückzuweisen, die nicht Sclaven-Besitzer waren, da sie voraussetzten, und das mit Recht, die würden nicht dieselbe Sympathie für die Angeschuldigten empfinden, als Pflanzer. Diese Ausschließung suchten sie auf gesetzlichem

Wege zu erzielen, indem sie Mehreren bewiesen, daß sie schon ein Urtheil über den Casus gefällt hätten und sogleich bevorurtheilt sein müssen. — Nach dem Gesetz stand ihnen dieses Recht zu. Durch dieses juristische Experiment erlitt die Jury eine Veränderung, indem es dem Advokaten gelang, mehrere Mitglieder derselben wegen schon vor dem Verhör gemachter Aeußerungen auszuschließen. Da aber dem Staatsanwalt dasselbe Rechtsmittel zu Gebote stand, so brachte es auch dieser dahin, eine ähnliche Anzahl von Geschwornen für unfähig zu erklären, wodurch denn nach vielem Hin- und Herreden Nichts zu Gunsten der Angeklagten zu Wege gebracht ward. —

Der Hauptzeuge gegen die Drei war der junge Aufseher, der mittlerweile durch die geschickte Behandlung der Aerzte wieder genesen war; denn er war Augenzeuge; auch waren die Aussagen der übrigen bei dem Morde mißhandelnd gewesenen Personen sehr wesentlich. Dies waren die andern Aufseher, welche wohl bei den Verhandlungen in dem Sugarhouse zugegen waren, aber nicht bei der Ausführung des damals von Girardin ausgesprochenen Urtheils, und gegen welche man keine Anklage

gebracht hatte, damit ihr Zeugniß dem Staate von Nutzen werde *). In allen wesentlichen Details stimmten die Aussagen sämmtlicher Zeugen so ziemlich überein und stellten sich so heraus, wie wir sie dem Leser schon beschrieben haben. Schon vor dem Verhör der Zeugen hatte der states attorney in wenigen Worten dadurch motivirt, daß keinerlei Umstände irgend Jemanden berechtigten, seinem Nächsten das Leben zu nehmen, außer Nothwehr — nur die menschliche Gesellschaft im Allgemeinen, welche durch die competenten gerichtlichen Behörden vertreten sei, sei ermächtigt, irgend einen Verbrecher für das Wohl der Allgemeinheit, durch Tod unschädlich zu machen. — Und nachdem alle Zeugen verhört und auch von dem Anwalt der Beklagten examinirt worden waren, erhob sich der states attorney und verlangte von dem Gerichte, daß man die Gefangenen des Mordes schuldig befinde und nach den bestehenden Gesetzen bestrafe.

Dagegen legte der Anwalt der Delinquenten Protest ein und sprach Folgendes zu ihrer Vertheidigung:

---

*) State-evidence.

„Meine Herren! daß die in diesem Court aufgeführten Beweise hinreichend sind, um jeden Juror zur Ueberzeugung zu bringen, daß die drei Angeklagten das Leben ihres Nächsten genommen haben, wäre ganz zwecklos, in Abrede zu stellen; und obgleich man es mir als Advokat derselben nicht übel deuten könnte, wenn ich beweisen wollte, die Zeugnisse seien nicht hinreichend, so will ich doch nicht gegen meine Ueberzeugung sprechen. — Ich glaube, meine Herren, daß sie es sind! — Aber dadurch geht indessen keineswegs hervor, daß die Gefangenen des Mordes schuldig sind. Der verehrte Herr states attorney hat so eben behauptet, es sei einem Menschen nach den Gesetzen erlaubt, in einem gewissen Falle seinem Nächsten das Leben zu nehmen, nämlich aus Nothwehr. Dieser Fall ist hier anwendbar. Ich behaupte kühn, daß meine Clienten gezwungen waren, jenem verabscheuungswürdigen Abolitionisten das Leben zu nehmen um ihr eigenes zu retten. — Ob Sclaverei nach den Vorschriften unserer Religion erlaubt ist oder nicht, darauf kann ich mich nicht einlassen; es genüge daher die Bemerkung, daß der Staat seinen Bürgern dieses Privilegium sanctionirt hat. Wer aber gegen dieses

Staatsgesetz angeht, wer es durch Gewaltmaßregeln umzustürzen sucht, der ist ein Verräther — und ein solcher ist der Abolitionist, dem meine Clienten das Leben nahmen. Wer durch Aufhetzerei das Leben Anderer zu nehmen sucht, der verfällt nach unseren Gesetzen unter die Anklage von „Verschwörung gegen das Leben seines Nächsten"; und solcher Verschwörung war der Abolitionist schuldig zur Zeit, da meine Clienten ihn an der Ausführung seiner schändlichen, blutigen Pläne hinderten. Betrachten Sie nur die Absichten des Abolitionisten, der sich wie eine giftige Schlange in die Wohnungen friedlicher Menschen eingeschlichen hatte. Bedenken Sie, welches Unheil, welche grausenerregenden Thaten hätten geschehen können, wenn er seine Absichten mit Erfolg ausgeführt hätte. Er beabsichtigte eine Revolution unter den Negern zu erregen; diese aufzureizen, ihre Herren und Herrinnen, Kinder, Greise, Alles schonungslos zu ermorden, die Wohnungen der Weißen den Flammen Preis zu geben und die früheren anmuthigen Villas längs der Ufer des Stromes, an welchem wir wohnen, mit Blut zu füllen und in Todtenhäuser zu verwandeln. Er wollte eine wilde blutdurstige schwarze Rotte auf die

Bewohner unbeschützter Landhäuser loslassen, während diese Bewohner von Gefahr nicht einmal träumten; eine Horde, die in ihrer wilden Wuth weder Alt noch Jung, weder Weib noch Kind verschonen würde! — Ist es da nicht Nothwehr, einen solchen Dämon aus dem Wege zu schaffen? Ich frage Sie, meine Herren, — legen Sie die Hand auf ihr Herz und beantworten im Stillen meine Frage, — ob sie nicht eben so handeln würden wie meine Clienten, deren Schicksal Sie jetzt entscheiden sollen! Bei einem Angriffe von Räubern, wenn mein Leben in Gefahr ist, frage ich nicht, ob ein Pferd, durch dessen Schnelligkeit ich entfliehen kann, mir gehört oder meinem Nachbar, sondern ich benutze es und entfliehe der mir drohenden Lebensgefahr; und keiner von Ihnen wird meine Handlung Pferdediebstahl nennen. Eben so kann man auch die Handlungsweise meiner Clienten betrachten; denn was ist natürlicher, als daß sich ein Mensch irgend einer ihm dreuenden Gefahr entrückt? und zwar durch das erste beste Mittel, das ihm zu Gebote steht. — Da der Abolitionist Flugschriften unter den Negern verbreitet hatte, so konnte man nicht voraussetzen, wie bald der Aufstand zum Ausbruche kommen würde;

es erforderte deshalb schon die Vorsicht, daß die Pflanzer einem solchen Ausbruche durch irgend eine energische Maßregel zuvorkamen, die geeignet war, mit Schrecken ihre Untergebenen zu erfüllen. War dieses Mittel, zu dem sie gegriffen haben, nicht das natürlichste? indem sie den Schwarzen zeigten, welches Loos ihrem Irrlehrer zu Theil geworden, und welches ihrer selbst harre, wenn sie sich von seinen falschen Worten verleiten ließen. Deshalb war es nur Nothwehr, wenn auch im ausgedehnten Sinne des Wortes."

„Freilich es wäre besser gewesen, wenn man den Abolitionisten den competenten gerichtlichen Behörden überliefert hätte; aber war dies auch thunlich? Konnten meine Clienten nicht befürchten — ja mit Gewißheit annehmen, daß, während sie den Gefangenen nach der nächsten Behörde schleppten, eine Horde aufgebrachter Neger ihre Häuser den Flammen überlieferten, ihre Weiber und Kinder ermordeten und ihr Eigenthum zerstörten? Wie einem guten Generale, der eine Verschwörung in seinem Heere entdeckt hat und den Keim derselben durch schnelle und energische Maßregeln erstickt, indem er die Rädelsführer ohne alle Ceremonien erschießen

läßt, so hatten auch die Angeklagten ein Recht, zu Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen, die vielleicht nur die Formen entbehrten, sonst aber nur rechtmäßige genannt werden können. — Ich führe Ihnen nur den bekannten Fall mit Capitain Macenzie vor, welcher ohne Weiteres den Sohn unsers Ministers (Spencers) aufknüpfen ließ, weil derselbe eine Verschwörung unter der Schiffsmannschaft angezettelt hatte. — Man könnte dagegen einwenden, daß dieser Fall nicht für den gegenwärtigen passe; wenn man aber bedenkt, daß den Pflanzern über ihren Sclaven ein noch größeres Recht zusteht — daß letztere ihrem Herrn noch unbedingtern Gehorsam schuldig sind, als ein Matrose seinem Capitaine, so wird man einsehen, daß ich diesen Fall wohl als Rechtfertigung für meine Clienten in Erinnerung bringen kann."

„Aber nicht allein von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, muß ich das Betragen meiner Clienten rechtfertigen, sondern ich behaupte sogar, daß sich dieselben durch ihre energischen Maßregeln ein allgemeines Verdienst um den Staat erworben. Denn leider ist der Staat Louisiana zu keinen durchgreifenden Maßregeln geschritten, um dem Unwesen der

Abolitions-Gesellschaft und ihrer Helfershelfer ein Ziel zu stecken; er hat seine Hände in dem Schooße ruhen lassen, während die Emissäre der eben genannten Gesellschaft das Land durchzogen und die schwarze Bevölkerung zu Mord und Raub aufhetzten. — Indem meine Clienten also einen dieser Leute zur Warnung vieler Anderer unschädlich machten, so holten sie nicht nur allein zu ihrem eignen und der ganzen Bevölkerung Interesse nach, was die Regierung zu thun versäumt hatte, sondern sie gaben derselben auch einen deutlichen Wink, wie sie verfahren müsse, um das Leben und das Eigenthum der Bürger ihres Staates zu sichern. — Es kann also nicht gerecht sein, wenn der Staat seine Bürger bestrafen will für Handlungen, die er selbst thun sollte oder gethan haben würde. Es kann also nicht gerecht sein, friedliebende Bürger zu bestrafen, die mir ihr Eigenthum, ihre Rechte und ihr Leben gegen die Angriffe eines heimtückischen Feindes sicher stellten.“ —

„Meine Herren Jurors! Sie müssen die Angeklagten für Nichtschuldig erklären, wenn Sie ihnen und sich selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen; Sie müssen dieselben freisprechen, wenn Sie

nicht durch eine Verdammung dieser Unschuldigen den Miethlingen der Abolitionsgesellschaft Fenster und Thüren öffnen wollen; Ihr eignes Wohl, meine Herren, zwingt Sie, dieselben freizusprechen, wenn Sie nicht selbst Ihre Weiber und Kinder, Ihre alten Väter und Mütter, Säuglinge, Brüder und Schwestern der Gefahr preisgeben wollen, von wilden Horden schwarzer Teufel erwürgt zu werden. Das Blut dieser Unglücklichen, wenn eine solche Calamität, die der Himmel verhüten wolle, wirklich eintreffen sollte, wird alsdann des Höchsten Rache für Ihre Unschlüssigkeit auf Sie herabrufen — und Sie selbst werden Ursache haben, diese Unterlassung zu bereuen. — Thun Sie deshalb dasjenige, was der Staat, die Bewohner desselben, Ihre eigne Gerechtigkeitsliebe, was Ihre Familien, Verwandte und Freunde von Ihnen fordern. Sprechen Sie meine Clienten von der gehässigen Beschuldigung frei — und erwerben sich dadurch das Wohlwollen aller Gutgesinnten dieses Staates und anderer Staaten unserer Union!"

Der Anwalt fuhr in diesem Style noch lange fort zu reden, während welcher Zeit ihm die Geschworenen ihre ungetheilte Aufmerksamkeit schenkten.

Während des Zeugenverhörs war dies leider nicht so sehr der Fall gewesen, und Manche von den Zuhörern begannen schon aus diesem Interesse mit welchem sie den Worten des Advokaten zuhorchten, zu vermuthen, sie würden die Gefangenen freisprechen. Der Richter indessen schien während der Rede des Vertheidigers ziemlich zerstreut zu sein, indem er sich bald mit Tabakkauen, bald mit Schnitzen an der Bank, auf welcher er saß, amusirte. — Als sich nun der Advokat wieder niedergelassen hatte, redete er selbst die Jury in einem kurzen Resumé (summous) an:

„Inwiefern Sie, meine Herren, die Gründe des Herrn state's attorney und die des Vertheidigers für stichhaltig befinden oder auf den gegenwärtigen Fall in Anwendung bringen können, das bleibt hauptsächlich Ihrem eignen Urtheile überlassen. Aber ich fühle mich dennoch veranlaßt, Ihnen folgende Considerationen ans Herz zu legen. Erstlich müssen Sie bedenken, daß, wenn ein Mensch dem andern das Leben nimmt, diese Handlung, wenn sie nicht unabsichtlich geschah, immer nach dem Gesetze ein Mord bleibt — ausgenommen, wenn sie durch Nothwehr unvermeidlich wird. Nothwehr kann

aber nur dann als eine Rechtfertigung zugelassen werden, wenn ein directer Angriff auf mein Leben geschah; indirekte Angriffe jedoch berechtigen wohl zur Vertheidigung — aber nicht zum Gebrauch solcher Mittel, wie in dem uns vorliegenden Falle in Anwendung gebracht wurden. — Zweitens haben Sie zu bedenken ———." Ehe der Richter jedoch ein anderes Wort sprach, sah er sich genöthigt, seinen Mund von einem ungeheuren Stücke Kautabak zu räumen, welches ihn hinderte, fortzufahren. Das ominöse Stück war nämlich so angeschwollen durch die Auflösung durch den Speichel, daß es dreifach an Dimension gewonnen hatte. — Nachdem er das Hinderniß, welches ihn zu ersticken drohte, entfernt hatte, hub er wieder an:

„Zweitens haben Sie zu bedenken, daß keinem Staate je Heil widerfahren ist durch die Ausübung des sogenannten lynck-laws. Dieses kann man wohl im fernen Westen in Etwas entschuldigen, wo entweder noch keine gerichtlichen Behörden vorhanden oder so weit entfernt sind, daß die Farmen dieselben nicht um Schutz gegen Räuber und Mörder anrufen können; hier indessen ist diese Entschuldigung gar nicht zulässig, da gerichtliche Behörden

innerhalb vier Miles von dem Orte, wo die That begangen ist, zu finden waren.“

„Drittens haben Sie zu bedenken, daß Privat-Rücksichten das Urtheil eines Geschwornen durchaus nicht influenziren dürfen — wenn er sich nicht vor Gott und Menschen zum Meineidigen machen will. Ob einige von Ihnen selbst Sclaven-Eigenthümer sind oder nicht, das darf gar nicht in Erwägung gezogen werden. — Jetzt treten Sie ab und prüfen nach ihrem besten Wissen, ob die Angeklagten des Mordes Schuldig sind oder Nicht; bedenken Sie aber, daß, wenn auch Niemand hienieden Sie wegen Ihrer ausgesprochenen Ueberzeugung zur Verantwortung ziehen kann, Sie doch dem höchsten Richter dereinst davon Rechenschaft ablegen müssen.“

Während der Abwesenheit herrschte in dem Gerichtssaale eine schrecklich ängstliche Spannung: auf den Gallerien der Zuhörer hörte man nur Gemurmel, obgleich jetzt, da keine Zeugen noch Redner zu hören waren, erlaubt wurde, sich gegenseitig mitzutheilen. Aber es schien, als befürchte man die Ahnung laut werden zu lassen, die die Brust eines Jeden erfüllte. Ein Theil der Anwesenden wünschte

die Freisprechung der Beschuldigten und dies waren, wie man sich denken kann, die Sclaven-Eigenthümer; der andere Theil würde in einer solchen Freisprechung nur ein unerlaubtes Uebergewicht der Pflanzer angesehen und Ueberhandnehmen von Gesetzlosigkeit davon prophezeit haben, und dieser Theil der Zuhörer, welcher größtentheils aus Nicht-Sclavenbesitzern oder aus Amerikanern (Anglo-Sachsen) bestand*), wünschte, daß man die Gefangenen Schuldig befinde. Viele der Freunde Girardins hatten an diesem verhängnißvollen Tage Leute gemiethet, die sich unter die Zuhörer mischten, um durch ihr Beifallrufen, wenn irgend ein Grund für die Gefangenen vorgebracht wurde, auf die Jury zu influenziren, oder die durch Zischen und Lärm die Gegenreden übertuschen sollten. Aber dies gelang nicht; denn der Richter brauchte seine ganze Autorität und Macht, die ihm in solchen Fällen zu Gebote steht, und schickte, als auf seine wiederholten Mahnungen keine Ruhe erfolgt war, fünf oder sechs der Ruhestörer ins Gefängniß wegen Unehrerbietigkeit gegen den Gerichtshof (disrespect of Court).

*) Denn in Louisiana sind die Sclavenbesitzer meistentheils Creolen französischen Ursprungs.

Für die Gefangenen waren diese Stunden, die verflossen bis zum Ausspruch der Jury, schrecklich: Girardin stierte mit aufgerissenen Augen vor sich hin, und auch Burns quälte Todesangst; nur der Neger-Prediger behielt noch einen Schein von Fassung bei, und die wollte er zeigen, indem er sich lächelnd an Girardin wandte und ihm einige nichtssagende Worte zuflüsterte, aber sein Lächeln war mehr eine krampfhafte Verzerrung zu nennen. — Endlich nach zweistündiger Abwesenheit sandte die Jury dem Richter Botschaft, daß sie zu einem einstimmigen Resultate gekommen sei, und dieser bedeutete dem Sprecher, nachdem jeder Geschworene seinen Platz wieder eingenommen hatte, dem Court das Urtheil der Jury mitzutheilen. — Groß war die Spannung — man hätte eine Nadel auf die Erde fallen hören können, und nur das schwere Athemholen Girardins brachte eine ziemliche Unterbrechung hervor. — Der Sprecher erhob sich und zeigte dem Richter mit lauter Stimme an, daß die Jury nach reiflicher Erwägung aller Umstände und aller vorgebrachten Zeugnisse, nach ihrem Gewissen und ihrem besten Urtheile, die drei Angeklagten des Mordes für Schuldig befunden habe.

Man hörte weder Aeußerungen des Beifalls noch der Mißbilligung von den Zuschauern über diesen Ausspruch. Alles war von der Gerechtigkeit desselben so sehr durchdrungen, daß selbst diejenigen, welche zuerst, weil sie gemiethet waren, so viel Geräusch verursacht hatten, unwillkürlich still schwiegen. — Girardin und Burns waren sprachlos und beinahe ohne Bewußtsein; der Neger-Prediger versuchte zu lächeln, aber seine Gesichtsmuskeln versagten ihm den Dienst und er brachte nur eine ekelhafte Fratze zu Stande. — Jetzt stand der Richter auf, gebot den Gefangenen, sich auch zu erheben, und redete zuerst die Jury, dann die Angeklagten an:

„Meine Herren, ich bin vollkommen mit Ihrem Ausspruche einverstanden, und ich werde deshalb das Urtheil über diese Verbrecher aussprechen, welches das Gesetz vorschreibt."

Dieses sagend setzte er das schwarze Käppchen auf und wandte sich an die Delinquenten.

„Girardin, Burns und Griffith — Ihr seid nach unsern Landes-Gesetzen vor eine competente Jury wegen eines Verbrechens geführt worden, das nur durch Euren Tod gesühnt werden kann. Es ist

Mord — die Jury hat Euch einstimmig desselben für Schuldig erkannt; und deshalb spreche ich vermöge meines Amtes folgendes Urtheil über Euch aus:

„Am ersten Montag des kommenden Monats sollt Ihr auf einen freien Platz, vor dem Stadtgefängniß gelegen, geführt werden und dort beim Halse aufgeknüpft werden, bis Ihr todt seid*).“

*) Wörtlich wiedergegeben.

XI.

Unter Verbrechern findet man häufig Subjekte, die bis zu ihrem Ende einen störrischen Trotz behaupten und oft mit einem ungeheuren sang-froid das Schaffot besteigen. Besonders ist dies bei solchen der Fall, die in ihrer verbrecherischen Laufbahn gezwungen wurden, zu ihrer Selbsterhaltung oder zum Angriff gegen andere einen nicht geringen Grad von Muth auszuüben, wie z. B. bei Räubern und Piraten. Bei den zwei Pflanzern, welche jetzt zum Galgen geführt wurden, war gerade das Gegentheil vorhanden; sie hatten ihre angeborene Grausamkeit nur gegen wehrlose Sclaven ausgeübt — und als sie nunmehr das dreiarmige Gerüst vor sich erblickten, an welchem vielleicht eine halbe Stunde später schon ihre Leichname schweben sollten, blieb ihnen

auch nicht einmal diese elende Hartnäckigkeit, mit welcher Verbrecher so oft dem Tode ins Antlitz schauen. Der Neger-Prediger fehlte; und doch hatte der Galgen drei Arme, wovon der mittlere für ihn bestimmt war. — Es genüge hier nur die Bemerkung, daß derselbe die Wachsamkeit seiner Wärter zu umgehen gewußt hatte und aus dem Kerker entsprungen war. Auf die Art und Weise, wie er dies zu Stande gebracht, darauf werden wir später noch zurückkommen. Girardin und Burns aber wurden durch den Strang vom Leben zum Tode gebracht, wie ihr Urtheil lautete. Abgesehen schon davon, daß diese Tyrannen dadurch aus der menschlichen Gesellschaft genommen wurden, so hatte das summarische und schnelle Verfahren des Gerichts noch weit ausgedehntere und heilsame Wirkungen ausgeübt. Das Beispiel der Hinrichtung dieser zwei Pflanzer wurde ein warnendes Beispiel für die vielen kleinen Despoten des Staates, die Sclaven-Eigenthümer, und das gewissenhafte Verfahren der Jury forderte andere Gerichtshöfe zu gleicher Rücksichtslosigkeit und Uneigennützigkeit auf. — Freilich, in allen andern Staaten der Union im Osten, Norden und Westen hätte man wohl keine Jury gefunden

die unter denselben Beweisen einen andern Ausspruch gethan hätte, aber leider hat Louisiana bis jetzt immer noch eine unehrenvolle Ausnahme gemacht. — Und wie ist es anders möglich, als daß in einem Staate, wo Greuel, wie diejenigen, welche ich schon berichtet habe, verübt werden, alles menschliche Gefühl zu Grunde richten muß? Ich wiederhole es, in keinem andern Staate, ausgenommen in Louisiana, konnte ein Geschwornen-Gericht einen andern Ausspruch thun, obgleich man es in diesem als eine novelle Erscheinung betrachtete. Selbst in den übrigen Sclaven-Staaten, wie die beiden Carolinas, Maryland, Kentucky, Virginien u. s. w. würde man ein ähnliches Verbrechen mit der Strenge der Gesetze gerügt haben. Aber daß gerade in Louisiana eine solche Immoralität und eine solche scheußliche Behandlung der Sclaven stattfindet, das hat außer den Gründen, welche ich schon früher angeführt habe, noch andere Ursachen. — Man muß bedenken, daß in Louisiana jeder Pflanzer Sclaven-Eigenthümer ist, und daß es unabhängige Farmen, wie in den andern Staaten der Union, daselbst gar nicht giebt. Beinahe alles Land gehört Abkömmlingen von Franzosen, wovon es wenige giebt, die

unter 50 Sclaven besitzen. In Kentucky, Virginien sind aber vielleicht eben so viele Ackerbauer, die keine Sclaven halten als Sclaveneigenthümer; folglich ist es natürlich, daß unter diesen kleinen Farmen eine große Anzahl sich befindet, die, wenn sie auch nicht gerade für Abschaffung der Sclaven sind, doch wenigstens eine grausame Behandlung derselben nicht zulassen würden. Mit einem Wort: beginge ein Pflanzer in Kentucky solche Grausamkeiten gegen seine Neger, wie diejenigen in Louisiana, so würden sie erstens von dem forum der öffentlichen Meinung verdammt werden — ließen sie sich aber ein Verbrechen zu Schulden kommen, so ist es außer Zweifel, daß sie unparteiische Richter finden würden. — Jedoch freuen wir uns, daß uns der Wechsel in dem Schicksal des Ausgewiesenen eine Gelegenheit giebt, auch andere Staaten zu betrachten, die im Allgemeinen ein erfreulicheres Bild darbieten. Daß dies nicht der Fall gewesen ist mit Louisiana, dazu können wir nicht; denn obgleich wir selbst persönlich ein großer Verehrer der transatlantischen Republik und seiner glorreichen Institutionen sind, so soll uns doch keine Vorliebe die Wahrheit verunstalten oder verschweigen lassen. — Wir wollen also kurz berichten, daß

der Ausgewiesene, nachdem er seiner Stelle in der Kleiderhandlung verlustig geworden war, sich genöthigt fand, nach einer andern umzuthun. Er erfuhr von einigen deutschen Bekannten, daß es in St. Louis so viele deutsche Zeitungen gäbe, und da er jetzt mit der Politik des Landes so ziemlich bekannt war, glaubte er bei der Redaction einer solchen Zeitschrift Beschäftigung finden zu können. Der Orgelbauer, ehe er New-Orleans verließ, lieh ihm einige 60 bis 70 Dollar, und einige Tage später war er auf einem Dampfboote als Kajüten-Passagier auf dem Wege nach St. Louis. Die Entfernung von New-Orleans nach St. Louis beträgt 1000 englische Meilen, und der Ausgewiesene legte diese Strecke mit dem Dampfboote in sechs Tagen zurück. Wohl wird der Mississippi majestätisch genannt, aber man muß auch hinzufügen monoton. Denn kaum hat man die Ufer Louisianas verlassen, so bietet der Fluß zu beiden Seiten fast unermeßliche Waldungen dar, die nur zuweilen durch eine Lichtung, die hie und da ein Holzhacker gemacht, oder durch ein kleines Städtchen unterbrochen wird. Die Staaten Mississippi, Tennessee, Arkansas, Missouri und Illinois, deren Ufer der Strom bespült, sind zwar schon

ziemlich bevölkert, dessenungeachtet ist der Flächen- inhalt dieser Staaten doch so bedeutend, daß ein- zelne kleine Städtchen und Niederlassungen nur als Tropfen in einen See geschüttelt erscheinen. Dem Ausgewiesenen war diese Monotonie jedoch viel lie- ber, als der Anblick Louisianas fruchtbarer Gefilde; denn dabei konnte er sich des Gedankens nicht ent- schlagen, daß auf diesen lächelnden Feldern, auf die- sen anmuthigen Villas der blutige Schweiß von Tausenden schwarzer Menschen ruhe! — Aber auf Topographie können wir uns nicht einlassen, da wir Scenen aus dem Leben schildern; wir überlassen dieses Feld deshalb den Reisebeschreibern, die es besser ausgeführt haben, wie wir es thun können. An jedem kleinen Städtchen hielt man einige Minu- ten an, oder auch wohl länger, wenn viel Ladung einzunehmen war. Der Ausgewiesene blickte vom Deck des Bootes auf die vor ihm ausgebreitete Stadt Natchez; er bewunderte die Schnelligkeit, womit man hier Städte baue, aber vergebens spähte sein Auge umher, ob er nicht einige Ueberreste jener Indianer-Race erblicken könne, die Chateaubriand einst so herrlich besungen; aber auch nicht eine Spur davon bemerkte er, welche Zeuge vom Dasein jener

Menschenklasse hätte sein können. Er dachte an den Eroberer Europas, den zweiten Alexander der Welt, als er an dem kleinen Städtchen Napoleon, am Ausflusse des Arkansas gelegen, vorbei flog, und glaubte sich plötzlich an die Ufer des Nil versetzt, als er zu beiden Seiten des Stromes Städtchen, wie Memphis, Cairo u. s. w. nennen hörte. Nachdem man Cairo, am Ausflusse des Ohio, passirt hat, werden die Ufer des Stromes an der rechten Seite (linken, wenn man stromaufwärts fährt) höher, und man sieht bald zur rechten Seite Kentucky und Illinoi, und zur linken den Staat Missouri. Von größern Städten trifft man sehr wenige, aber desto mehr kleine und einzelne Hütten. Und diese Hütten, so elend und hingekleckst sie auch aussehen mögen, enthalten innerhalb ihrer hölzernen Mauern die kernigste Bevölkerung Amerikas. Hier wohnen die kräftigsten Stützen der republikanischen Verfassung Amerikas, dieselben Leute, die damals den Engländer Packenham aufs Haupt schlugen, das sind die Leute, die in ihren Holz- und Lehm-Hütten das europäische Gleichgewicht-System nicht in ihren freien Gauen wollen aufkommen lassen. Der Ausgewiesene trat eines Abends, da das

Dampfschiff ungefähr eine halbe Stunde oder länger anhalten mußte, um Holz einzunehmen, in eine solche Cabin, und wurde von dem freundlichen Familienvater eingeladen, sich zu ihm an den Heerd zu setzen, auf welchem ein lustiges Feuer prasselte. Der Farmer las bei dem Schein des Feuers eine Riesen-Zeitung demokratischer Tendenz; um ihn herum lagen vier oder fünf Buben und Mädchen, seine Kinder, welche das Knurren einiger großen Hunde zu beschwichtigen suchten, die sich auf das Gebot ihres Herrn wohl niedergelegt hatten, aber doch nicht beruhigt waren wegen des Eintritts eines Fremden. Der Farmer hatte seiner Ehehälfte, welche an der andern Seite des Heerdes saß, eben die brennende Tabakspfeife, einen irdenen Stummel von circa zwei Zoll Länge, gereicht, da ein Artikel in dem Blatte seine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Die Dame legte eine frische Kohle auf die Pfeife und bot sie dem Fremden an, dieser aber bedankte sich höflichst, worauf sie selbst begann, Wolken von Rauch um sich zu verbreiten. Der Ausgewiesene ließ sich nun in ein Gespräch mit ihr ein; da er sah, daß der Mann mit der Zeitung zu beschäftigt war. Er wählte zu seinem Gegenstande die Viehzucht, den

Ackerbau u. dergl. und dadurch kam man denn ganz unmerklich auf Politik; denn auch die Frauen in den Vereinigten Staaten, besonders aber in den Hinterwäldern, wissen über Politik zu sprechen.

„Ja", sagte sie unter Anderen, „wenn es die Demokraten doch nur so weit brächten, unsern Männern zu lehren, daß sie uns das Wasser holen müssen, daß wir nicht bestimmt sind, diese Arbeiten zu verrichten."

Der Ausgewiesene lächelte, denn er wußte schon, daß in den Vereinigten Staaten die Frauen keine harte Arbeit verrichten dürfen.

„Aber", erwiderte er, „die Frau soll doch die Mühseligkeiten des Mannes tragen helfen."

„Nur keine Lasten", unterbrach sie ihn, „ich merke schon, Ihr seid ein Deutscher. Oh, in Deutschland möcht ich nicht begraben liegen. Da kommen Eure Landsleute zu uns herüber und bringen ihre armen Frauen mit, die sie arbeiten lassen wie die Neger. Sie jagen sie in die Felder, wo sie helfen müssen, Heu zu machen, pflügen, sogar säen; die armen Weiber der Deutschen, ich habe sie gesehen, wie sie Holz hacken mußten und ganze Scheite Holz für den Heerd herbei schleppen, während der Mann

eine lange Pfeife rauchte. — Wenn sie aber einige Jahre bei uns sind, dann schämen sie sich dessen selber und lassen es sein."

Dem Ausgewiesenen gefiel das — denn obgleich er selber nicht zu Gunsten einer Frauen-Emancipation war, so billigte er es doch nicht, daß man sie zu schweren Arbeiten gebrauche, die eigentlich dem Manne zukommen.

„Also nicht einmal einen Eimer Wasser wollen Sie von der Quelle holen?" fuhr er fragend fort.

„Nein, nein! Warum hat uns Gott nicht geschaffen wie euch, wenn er uns zum Arbeiten bestimmt hätte?" und dies sagend legte sie ihre Hände auf ihren Busen, um den Unterschied in der weiblichen und männlichen Körperbildung anzudeuten.

Der Farmer, der bis jetzt seine Zeitung eifrig gelesen hatte, legte nunmehr dieselbe nieder:

„Fremder", sprach er, „obgleich meine Bety die Sache übertreibt, indem sie sich in den Kopf gesetzt hat, kein Wasser mehr von der nächsten Quelle zu holen, die kaum funfzig Schritte von unserer Cabin entfernt ist, so glaube ich doch, daß sie in mancher Hinsicht Recht hat. Denn nur unter rohen Völkern sieht man die Weiber zu harten Arbeiten verdammt,

unter Nationen dagegen, die Anspruch auf Civilisation machen, darf so Etwas nicht stattfinden; und ich glaube, daß ich gerade keinen Unsinn zu Tage fördere, wenn ich behaupte, man könne die Culturstufe irgend einer Nation nach der Behandlung ihrer Frauen beurtheilen oder abmessen. Die Indianer z. B. behandeln ihre Frauen wie Sclaven, sie lassen dieselben das Land pflügen, die Wigwams bauen, Felle gerben und während des Marsches die schwersten Lasten schleppen, während der Krieger selbst auf der Büffelhaut liegt oder in der Versammlung die Friedenspfeife raucht, und in Afrika soll man sogar Weiber vor den Pflug spannen. Allein je weiter ein Volk in der Civilisation vorangeschritten ist, desto besser behandelt es die Frauen; die Richtigkeit dieser Behauptung hat sich durch die Weltgeschichte bestätigt, und wenn Ihr dieselbe anerkennt, so müßt Ihr auch zugestehen, daß, da man in den Vereinigten Staaten die Frauen besser behandelt, als in irgend einem andern Theile der Welt, unser Volk in der Cultur am weitesten vorangeschritten ist."

„Es ist ein sehr infinitiver Begriff, das Wort Cultur. Es käme am Ende erst darauf an", versetzte der Ausgewiesene, „ob wir uns über dasselbe

einigen könnten. Ich z. B. bin mit mir selbst uneinig, ob ich von Deutschland, meinem Vaterlande, sagen soll, es hat den höchsten Gipfel der Cultur erstiegen oder es hat die Schranken überschritten."

„Allerdings. Denn ich nenne Cultur eines Volkes seine Errungenschaft von einem gewissen Grade sittlicher Verfeinerung und wissenschaftlicher Ausbildung, Schritt haltend mit politischer und religiöser Freiheit oder in andern Worten bürgerlicher Unabhängigkeit. Ist diese letztere nicht vorhanden, so nenne ich das Volk verbildet. Denn zu gleicher Zeit mit der Verfeinerung der Sitten soll auch die moralische Kraft eines Menschen sich verstärken, sonst verweichlicht er. Kraft kann aber nur geübt werden in einem Staate, wo man diesen seinen Kräften freien Spielraum läßt, wie z. B. in dem unserigen. — Aber ich höre die Glocke Eures Dampfschiffes lauten, Ihr müßt Euch beeilen, wenn Ihr dasselbe nicht verfehlen wollt!"

Der Ausgewiesene grüßte also den Farmer und sein Weib freundlich und begab sich wieder auf das Dampfboot, welches eben im Begriff war, abzufahren. Zwei Tage später kam er in St. Louis an, und begab sich ohne Weiteres in das deutsche Viertel

dieser Stadt, woselbst einige Deutsche wohnten, an welche er Empfehlungen besaß. Es gewährte ihm einen überraschend freudigen Anblick zu sehen, wie das deutsche Princip in diesem Theile die Oberhand gewonnen hatte. Ueberall erblickte er deutsche Inschriften, wie z. B. „Gasthaus zur goldenen Krone“, „deutsche Apotheke“ u. s. w. Er gewahrte deutsche Bierhäuser, welche einen Bierkönig über ihrer Thür trugen, Weinhäuser u. dergl., und in den Wirthsstuben derselben fand er nur deutsche Besucher vor. Hie und da bemerkte er auch wohl einen amerikanischen oder irländischen Whiskey-shop, aber die sahen so öde und verlassen aus, als wenn seit Jahren kein Kunde dieselben besucht habe. Auf den Straßen begegnete er allen verschiedenen Völkern Deutschlands, der kurzröckigen Tyrolerin, dem lebhaften Schwaben und dem plumpen Westphalen und Hanoveraner. Er glaubte sich plötzlich wie durch den Zauberstab einer Fee in die Gauen Germaniens versetzt, und da er lange Zeit Nichts als englische Sitten und Sprache gesehen und gehört hatte, so brachte ihn dieser Besuch in Deutschland bald in eine heitere Stimmung. Den Mann, an welchen er Empfehlungen besaß, traf er nicht zu Hause; er trat also,

um seiner zu warten, in das erste beste Wirthshaus, über dessen Thür er mit großen deutschen Buchstaben „Zum blauen Hecht" gepinselt sah. — Der Wirth zum blauen Hecht, ein kleiner lustiger Mann (natürlich ein Deutscher) empfing ihn sehr freundlich: man setzte sich um den Heerd; mehrere Gäste kamen noch hinzu, und da die Unterhaltung allgemein wurde und man sich dabei vergnügte — blieb man bis zum Abend. Dann aber entspann sich eine Scene, die wir in dem nächsten Kapitel erzählen wollen, ohne des Ausgewiesenen dabei zu erwähnen, da derselbe bei all diesen Dingen nur einen bloßen Zuschauer abgab; er also einstweilen füglich aus dem Spiel gelassen werden kann.

XII.

Der Ausgewiesene saß neben dem Heerde, in eine in St. Louis erscheinende deutsche Zeitung „Missouri Demokrat“ vertieft, die übrigen Gäste (alle Deutsche) waren fröhlich; denn der kleine Wirth wußte sie zu unterhalten — als ein Mann in das Zimmer trat, welcher die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Dieser bat den Wirth, ihm auf einige Tage ein Unterkommen in seinem Boardinghous zu bewilligen, da er durch Unglück augenblicklich in pekuniäre Noth versetzt worden sei.

„Bedaure sehr, auf Eure Bitte nicht eingehen zu können“, versetzte der Wirth, „ich verlange entweder baares Geld oder Koffer und andere Effekten, die ich im Fall . . . . . ich meine nur im Fall Ihr abhanden kommen solltet . . . . . . in Beschlag

nehmen kann. Bin schon oft betrogen worden, und Erfahrung lehrt ...."

„Vielleicht werdet Ihr, mein lieber Freund", unterbrach ihn der Fremde, „bei Ansicht dieses Schreibens anders über mich urtheilen!" Mit diesen Worten zog er, offenbar etwas pikirt über die unhöfliche Antwort des Wirthes, einen offenen Brief aus seiner Tasche und händigte ihn dem Wirthe ein. Dieser befahl dem Kellner, seine Brille herbei zu holen, und begann alsdann das mit einem großen Siegel versehene Schreiben laut zu lesen. Es lautete:

„Gruß und Segen unseren deutschen Glaubensgenossen in Amerika!

Inhaber dieses, Kanonikus Agnus Cecilius Römer, der von Jugend an dem Dienste der allein seligmachenden Kirche gewidmet ist, der durch seine große Frömmigkeit sich ausgezeichnet und durch seine Anhänglichkeit an den Stuhl Petri einen Sitz unter den Erkorenen des Herrn sich erworben hat, wird hiermit unsern deutschen Glaubensgenossen in Amerika auf das Angelegentlichste empfohlen. Möge es ihm gelingen, die in den Wäldern, in den Sümpfen und Prärien irre gegangenen Schafe wieder

unter die Obhut des treuen Hirten zurückzubringen, auf daß sie vor den Netzen des Teufels, vor Abgötterei und Ketzerei verwahrt bleiben, und nicht wie so Manche unserer Heerde, von dem vielzüngigen Drachen*) verschlungen werden.

Trier, den .... 184 ...

gez. Arnoldi."

Das Gesicht verzog sich beim Lesen dieser Zeilen in die furchtbarsten Grimassen, kaum hatte er aber das letzte Wort ausgesprochen, so ließ er den Brief aus seinen Händen fallen, lief ohne ein Wort zu sagen — denn sein Erstaunen machte ihn sprachlos — zum Schenktisch und verschluckte in möglichster Eile ein Glas Branntwein, um sich zu stärken für das, was da kommen sollte, und um desto besser erforschen zu können, wer und was der Fremde sei. — Zuvor aber zündete er eine Cigarre an, wahrscheinlich, um dadurch Zeit zum Nachdenken zu gewinnen, und ging dann auf den Fremden los:

„Also ein Pfäfflein? .... von Trier? ..... Arnoldi ... heiliger Rock ..... Anhänglichkeit....

---

*) Der Pabst nennt die Vereinigten Staaten das Reich des vielzüngigen Drachens.

Stuhl Petri ..... Schafe ...... Teufelei, Abgötter — und Ketzerei und vielzüngiger Drachen!"

Das waren die unzusammenhängenden Worte, die der kleine Wirth — dem ungefähr zu Muthe ward, als sähe er eine Schlange zischend ihr Haupt zum Angriff gegen ihn erheben — anfangs nur hervorbrachte; bald aber erholte er sich und kam zu Worten.

„Kommt mir eben recht, Freund, habt gewiß das Haus verfehlt. Beherberge gegenwärtig schon drei Seelenhirten, denen ich aber nächstens die Thür weisen werde, wenn sie nicht bald ihr rückständiges Kostgeld zahlen. Der eine ist ein Methodist, der andere ein Universalist und der dritte ein .... Jolm, weißt Du nicht was der dritte sich nennt?" wandte er sich zum Kellner.

„Ein Millarite, Herr Bernhard", ergänzte ihn dieser.

„Richtig! Seht Landsmann", fuhr Bernhard den Fremden anredend fort, „da habe ich drei Sorten im Hause: Methodisten — die muß man noch bemitleiden, Universalisten — kann man allenfalls dulden, denn ihre Lehre ist wenigstens ein kleiner Schritt auf dem Wege der Aufklärung; ich würde

dem Burschen schon einige Dollar mehr borgen als dem andern. — Noch erfreulicher klingt aber das Wort „Millarite"; denn diese haben uns Licht verschafft über die so schwierig zu erklärenden Stellen der Offenbarung Johannis; sie haben uns den Tag bezeichnet, an welchem wir uns für den Untergang der Welt vorbereiten können. — Aber alle drei Sekten sind noch nicht bis zum Lichte selbst vorgedrungen, denn erst nachdem Ihr Euch von allen Fesseln befreit, nachdem Ihr alle Eisen abgeworfen habt, die Euch in der frühesten Jugend von beschränkten Eltern und eigennützigen Pfaffen angelegt wurden, erst dann könnt Ihr Euch einen aufgeklärten Menschen nennen. — In der That, es gewährt ein wonniges Gefühl, wenn man zu sich selbst sagen kann: ich habe mich emporgeschwungen über den Aberglauben der Menge; ich habe den Verstand, den mir der Schöpfer geliehen hat, benutzt, und ihn nicht durch Menschensatzungen in Banden schlagen lassen. Freilich, als ich zuerst die Ufer Amerikas betrat, klebten auch mir noch manche lächerliche Ideen vom alterschwachen Europa an; aber das hellbrennende Feuer der Aufklärung, welches Washington und Jefferson und andere in unsern majestätischen

Wäldern angezündet haben, erleuchtete bald meine befangene Seele. Dies Feuer wird mit jedem Jahre heller brennen, bis es mit der Zeit, in den dunklen Wellen des atlantischen Oceans sich spiegelnd, mitleidsvoll auch unser gemeinsames Mutterland, Europa, erleuchtet; bis es die blutigen Gefilde des Kaukasus und das schauerliche Dunkel des Beinhauses Polen erhellt. — Ja, glaubts mir, diese Flammen werden dereinst über den Zinnen des Vatikans zusammenschlagen und gierig den Stuhl Petri belecken; sie werden einstens auch in Deutschland wiederscheinen und dem schlafenden deutschen Michel Kopf- und Bart-Haar versengen. Dann wird sich dieser, endlich aus seinem Siebenschlafe erwachend, erschrecken, empor richten und fragen: Woher kommt das Licht? von Osten? Nein, da sehe ich Nichts wie Eis, Blut und Kosacken und Baschkiren in tiefster Unterwürfigkeit vor einer am Baume hängenden Knute knieend; aber im Westen, da geht die Sonne der Aufklärung, der Freiheit auf! — Er stürzt sich muthig in die salzige Flut und schwimmt zu uns herüber!"

„Nein, das läßt er bleiben", unterbrach ihn hier einer seiner Gäste, den die andern Squire

(Friedensrichter) nannten, wenigstens wird er sich dem Feuer nicht nähern, nachdem er sich daran verletzt hat; ein gebranntes Kind scheut das Feuer, sagt das bekannte Sprichwort."

„Wartet einen Augenblick, werde Euch sogleich Rede stehen, will nur eben den Kanonikus erst abfertigen."

„Also, Herr Kanonikus", wandte er sich wieder an diesen, „Ihr seht selbst wohl ein, daß sich Euch in meinem Hause keine günstigen Prospekte darbieten — ich kann nur hinzufügen, daß Eure sonstigen Aussichten wohl schwerlich in St. Louis erfüllt werden möchten. Früher stand hier gerade gegenüber eine Jesuiten-Kaserne, aber das Gesetz veranlaßte, daß man sie dem Boden gleich machte."

„Bitte um Entschuldigung, der Plebs riß das Gebäude nieder", berichtigte ihn der Squire.

„Das Wort Plebs kenn' ich gar nicht, oder ich mag es nicht kennen; ein wohlmeinender Mann sollte dasselbe gar nicht im Munde führen."

„Das Volk denn, wenn Ihr wollt; aber das Gesetz hatte Nichts mit der Schleifung des Gebäudes zu schaffen."

„Das ist einerlei, bei uns ist das Volk Gesetz oder vielmehr der Wille desselben.“

„Schöne Deutung vom Gesetz, nach richtigen Begriffen ist ein solche Zustand Anarchie.“

„Nach den Eurigen vielleicht“, ripostirte Herr Bernhard. „Woher stammt das Gesetz, an wem wird es vollstreckt? Vom und am Volke — ist Eure Antwort. Gut, wenn also das Gesetz vom Volke ausgeht und am Volke vollzogen wird, so bleibt der andere Theil, die Ausführung desselben, doch wohl auch dem Volke überlassen. Nur das Volk kann bestimmen, wie es ausgeführt werden soll. Wir sind die Regierten und wollen auch die Regierenden sein!“

„Nein! nur die vom Volke erwählten Vollzieher des Gesetzes oder Beamten sollen es handhaben und nur sie allein sollen bestimmen, wie man es zur Ausführung bringe.“

„Was sollen denn diese hinsichtlich der Art und Weise einer solchen Ausführung als Richtschnur nehmen?“

„Ihre eigne Ueberzeugung!“

„Dann wären sie Tyrannen, eben so wie der Nachfolger Petri, der seine eigne Ueberzeugung

für die allein seligmachende ausschreit. Meine Begriffe können falsch sein, deshalb appellire ich an die Gesetzgeber selbst, an das Volk."

„Demzufolge wäre unser Präsident nur eine Flöte, worauf man jede beliebige Arie spielt, oder eine Axt in den Händen eines Holzhackers."

„Ganz richtig. Ehre genug für ihn, wenn das Volk sich herabläßt, eine Arie auf ihm zu spielen. — Aber ich vergesse darüber den Kanonikus. Wenn die Jesuiten noch existirten", fuhr er den irrenden wieder anredend fort, „so könntet Ihr mit diesen Brüderschaft trinken; allein, der Himmel sei gepriesen, es giebt nur noch wenige in unserm Lande, denn unsere Axtmänner legten kalten Stahl an die Zweige dieses Riesenbaumes, der so üppig emporgeschossen war, daß er die blühendsten Gefilde der Erde des Sonnenlichts beraubte und überall Schatten und an manchen Stellen finstere Nacht unter seinen dunklen Zweigen verbreitete. Nur in New-Orleans sollen noch einige Jesuiten gespensterartig umherspuken!"

Bernhard erfrischte seine Kehle mit einem zweiten Glase Whiskey und fing wieder an, dieses Mal aber den Kanonikus beim Rockzipfel fassend:

„Da ich noch ein Bube war, übte man in meiner Vaterstadt Osnabrück folgenden Gebrauch gegen die armen Juden aus. Es war etwas vor der Franzosen-Zeit, die wie jeder weiß, so manchen Zopf in Deutschland abgeschnitten. Wenn damals ein Jude vor dem Thore unserer Stadt erschien, so wurde er vom Polizeidiener ergriffen und von demselben ohne Federlesen zum katholischen Pfaffen geführt. Diesem mußte er einen Thaler zahlen, worauf der Officiant den armen Sohn Isacks, ohne daß es ihm erlaubt wurde, auch nur eine halbe Stunde in der Stadt zu verweilen, zum andern Thore wieder hinausgeführt ward. Ich glaube, den Thaler sollte das Pfäfflein dazu anwenden, Weihrauch in den Straßen zu streuen, wodurch der Jude gewandert war. — Ich will übrigens großmüthiger gegen Euch sein und Euch nicht nur allein ein Bett für diese Nacht erlauben, sondern auch ein Frühstück am kommenden Morgen. John, zeige ihm das Schlafzimmer!“

John nahm das Licht und der Kanonikus folgte ihm stillschweigend; kaum hatten sie jedoch die letzten Stufen der Treppe erstiegen, so schrie der Wirth ihnen nach:

„John, bringe den Fremden nicht zu den Dreien, dem Methodisten, dem Universalisten und dem Milleriten; wissentlich will ich keinen Mord in meinem Hause verübt haben; denn in der That (sich an seine Gäste wendend) die Drei sind wahre Tiger, wenn der Kanonikus dazwischen geriethe, so würde der Teufel los sein, es gäbe einen Mordskandal in meinem Hause. Schon die Drei disputiren und zanken sich jede Nacht dermaßen, daß sich mehrere meiner andern Gäste darüber beschwert haben. Es wälzt sich der Millerite im Bett und singt Bußlieder, daß ihm selbst die Ohren davon schmerzen müssen; er ist nämlich steif und fest der Ueberzeugung, der Untergang der Welt würde binnen Kurzem stattfinden — wähend der Universalist über Seelenwanderung Vorlesungen hält."

„Was meint er denn damit?" fragte ein Metzger, der in der Hoffnung, etwas Erbauliches zu hören, eben ein zweites Glas Grog bestellt hatte.

„Das will ich Euch erklären", erwiderte ihm Bernhard, „wie viele Schweine schlachtet Ihr die Woche?"

„Jetzt, da die Yankees so viel Pökelfleisch von

Cincinnati hierhin verkaufen, schlachte ich nur vier bis fünf die Woche hindurch."

„Bedaure Euch dennoch; denn nach der Doktrin des Universalisten habt Ihr eben so oft einen Mord begangen: mit jedem Schweine habt Ihr eine arme Menschenseele ihrer Hülle beraubt."

„Wie? Was? Der Kerl ist ja wohl toll", riefen Mehrere und rückten dem Wirthe mit Bitten zu Leibe, die Sache zu deuten.

„Die Erklärung ist diese", fuhr er fort: die arme verlassene Seele des Menschen soll nämlich nach dem Tode, anstatt in das Fegefeuer zu gehen, in den Körper eines Thieres fahren, als Strafe für ihre auf der Erde begangenen Sünden; soll also, ehe sie sich dem Wohnsitz ihres Schöpfers nahen darf, geläutert werden."

„Sie dürfe nur kein Schwein dazu wählen", meinte der Metzger, „denn in dem Körper dieses Thieres könne der Läuterungsprozeß wohl schwerlich zu Stande kommen." Der Wirth aber hub wieder an:

„Er war früher ein ehrbarer lutherischer Prediger in New-Orleans, bis er sich diesen Kram von der Seelenwanderung in den Kopf setzte, da jagte

ihn die Gemeinde fort, und jetzt lebt er schon seit einigen Wochen bei mir auf Pump. — Doch das ruft mir wieder meinen Vorsatz, „das Wespennest dort oben auszuroden“ ins Gedächtniß. John, schreibe den Dreien ihre Rechnungen aus, und wenn sie nicht morgen zahlen, so mögen sie von dannen ziehen. — Aber, Squire, ich glaube, wir sprechen so eben vom Volke, jetzt will ich Euch Rede und Antwort stehen. Ich liebe das Volk, ich verehre es, und indem ich es beobachte und studire, glaube ich mir selbst einen Spiegel vorzuhalten, in welchem ich zu jeder Zeit ein Bild meiner Seele erblicke. Wozu alle Dogmen und Thesen? — sie verwirren die Begriffe und lassen einen in Unwissenheit über sein eignes Selbst. Man lerne aber das Volk kennen und man lernt sich selbst kennen. Selbst wenn ich einen Arbeiter betrunken in der Gassen liegen sehe, so erblicke ich darin ein . . . .

„Euer eignes Bild?“ fragte der Squire lachend.

„Nicht doch, aber einer, der zum Volke gehört, ich richte ihn empor und führe ihn zu Hause.“

„Gar nicht übel, doch bene facit qui ex aliorum erroribus sibi exemplum sumit.“

„Die Brocken sind Euch wohl von der Universität noch kleben geblieben? Ach die deutschen Universitäten! Wahrlich, es thut mir in der Seele weh, in Deutschland einen Theil des Volkes verbilden zu sehen, während der andere auf Bildung gar nicht einmal Anspruch machen darf. Aber so lange die Presse nicht die Ausbildung des Volkes leiten wird, kann man an eine allgemeine Bildung desselben gar nicht denken. Die Presse allein ist die einzige gute Lehrerin des Volkes; denn sie hat die Vernunft zum Redacteur."

„Wie aber, wenn dieser Redacteur ausartet und allerlei Mißgeburten überspannter Köpfe an das Tageslicht fördert? würde das Volk dadurch nicht verbildet, ja radikal verdorben werden?"

„Kann nicht eintreffen, denn sie ist einer zu strengen Censur — wiederum der Vernunft des Volkes unterworfen — der öffentlichen Meinung, die bald ihren falschen Lehrern Stillschweigen gebieten würde."

„Haltet Ihr denn die öffentliche Meinung für unfehlbar? hat nicht die Geschichte gezeigt, daß Nationen, die sich selbst regierten, in einen Zustand von Anarchie versanken? Die Republiken des Alterthums

lieferten einen Beweis, Frankreich im vorigen Jahrhundert den andern."

„Beide Beispiele können nicht auf unsere Staaten in Anwendung gebracht werden. Frankreich war damal mit einem Manne zu vergleichen, der, nachdem er Jahre lang in einen dunkeln Käfig gesperrt gewesen war, plötzlich an das Tageslicht gebracht wurde und jetzt von den Lichtstrahlen der Freiheit so geblendet wird, daß er seinen Kopf an den Mauern seines Kerkers zerschellt. Auch die Republiken des Alterthums können nicht mit unserer Union verglichen werden, denn bei diesen waren es theils die Führer des Volkes, theils äußere Verhältnisse, welche die Verfassungen über den Haufen warfen. Bei uns kann weder das eine, noch das andere je der Fall sein. Erstlich sind unsere Bürger keine Männer, die plötzlich aus Unwissenheit und Bigotterie zur Freiheit aufgeschreckt sind, und zweitens können sich unsere Staatsmänner dem imperativen Willen des Volkes weder widersetzen, noch die Menge leiten, wie man wohl angiebt. General Jackson war der einzige, der mit einigem Erfolge gegen die öffentliche Meinung gestritten hat, aber bald mußte auch er der Stimme des vielzüngigen

Drachens, wie Seine Heiligkeit der Pabst uns nennt, unterliegen.“

Der Squire, ein Deutscher von Geburt, dem es aber im neuen Vaterlande nicht sonderlich zu gefallen schien, zuckte die Achsel:

„Bei dem Allen“, sprach er, „ist doch die persönliche Sicherheit eines Bürgers nicht so bewahrt, wie in den europäischen Monarchien. Es werden hier im Durchschnitt eine größere Anzahl Mordthaten begangen, als jenseits des Oceans; ein Beweis also, daß die Gesetze im Allgemeinen wenig Kraft haben.“

„Aber auch ein Beweis von der Kraft, die im Volke steckt.“

„Wie so?“

„Einen Diebstahl kann jeder Lump begehen, aber einen Menschen zu tödten, das erfordert Muth.“

„Oder größere Schlechtigkeit.“

„Auf jeden Fall bin ich der Meinung, daß die persönliche Sicherheit eines jeden Bürgers hier eben so wohl verbürgt ist, wie in den Monarchien, insofern dieselbe nicht mit der Unabhängigkeit eines andern Bürgers in Collision geräth.“

„Wie soll ich das verstehen? persönliche Sicherheit in Collision gerathend mit Unabhängigkeit?“

„Will's Euch veranschaulichen. Ihr z. B. seid Squire, und habt das Recht, Euch in meinem Hause zu vergnügen, zu reden und zu thun und zu lassen, was Ihr wollt. Eure persönliche Sicherheit ist dann noch beschützt — sobald Ihr Euch aber unnütz macht, Skandal in meinem respektabeln Lokale anfangt — so schmeiß ich Euch zur Thür hinaus. — Es wäre also Eure persönliche Sicherheit mit meiner Unabhängigkeit als Bürger, oder mit meinen Rechten als Wirth in Collision gerathen, erstere würde also nicht mehr geschützt sein, eben so wenig, wie ich mich für Euren Schädel verbürgen könnte, wenn er bei dem Kampfe mit den Ecksteinen draußen in Collision geriethe.“

Dem Squire schien diese Logik nicht zu gefallen. Der Metzger bemerkte dies, und lenkte daher die Unterhaltung auf einen andern Gegenstand:

„Man liest wieder von neuen Unruhen in der Schweiz, was haltet Ihr davon, Bernhard?“

Der politisirende kleine Wirth seufzte: „Guter Gott, was soll man dazu sagen? Die Schweiz kommt mir vor, als hätte man Pietisten, Atheisten,

Communisten, Jesuiten, Dichter und Schriftsteller, Alles in einen Topf geworfen, mit Metternich'scher Staatspolitik den Topf zusammen geklebt, und darauf „vive la republique!“ geschrieben.“

„Was kümmert uns die Schweiz“, versetzte der Squire, „laßt uns über unser eignes Land sprechen. Wollen z. B. die Oregonfrage einmal beleuchten.“

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall; die Anwesenden rückten ihre Stühle näher zusammen, ließen ihre Gläser wieder füllen und richteten ihre Blicke auf den Hauptsprecher, den Wirth, der jetzt mehrere Male seine Kehle reinigte und folgendermaßen begann:

„Die Oregonfrage .... der Zankapfel zweier Welten .... ich meine damit unsere Union und England ....“

Ehe er jedoch ein anderes Wort noch gesprochen hatte, wurde er durch einen entsetzlichen Lärm im obern Stock unterbrochen. Alles sprang erschrocken auf. — Nach dem Schreien und Fluchen zu urtheilen, prügelte man sich oben; man hörte Thüren krachen, Fensterscheiben zerschlagen und Hülfe rufen.

„Gott sei mir gnädig“, rief der erschrockene Wirth, „John, Du hast den Fremden in das

Zimmer der drei reisenden Prediger geführt! Kommt, Landsleute, steht mir bei, damit wir Unheil verhüten!"

Seine Befürchtungen waren gegründet; denn John, der Kellner, hatte aus einem Triebe zu Unheil, den Kanonikus trotz den Instructionen seines Brodherrn in das Schlafzimmer der Skeptiker geführt. Als der Kanonikus hinein trat, erblickte er den Milleriten auf seinem Bette, auf dem Bauche liegend ausgestreckt und mit heiserer Stimme Bußlieder singend. Der Universalist stand aufrecht auf dem seinigen und übte sich bei einem Stückchen Talglicht im Vortrage, und zwar über das beliebte Sujet die Seelenwanderungen. Der Methodist fungirte als Gemeinde; er saß halb entkleidet auf einem zerbrochenen Stuhle mit den Beinen auf dem Tische ruhend und lauschte bald dem bußethuenden Milleriten, bald dem predigenden Universalisten. Das erste Wort, welches der Methodist an den Kanonikus richtete, war, weß Glaubens er sei. Dieser antwortete keck, daß er nur zu dem alleinseligmachenden sich bekenne; er sei römisch-katholischer Kanonikus. Aber kaum war das Wort über seine Lippen, so fielen die drei wie reißende Thiere über ihn her—

und es entspann sich der Kampf, der die Rede des ehrenwerthen Wirthes so plötzlich unterbrach.

Die unten im Gastzimmer versammelten Leute stürzten der Thür zu, man brachte Licht — und erblickte die schreckliche Wahrheit. Oben auf der Treppe hatten der Methodist, der Universalist und der Millerite den unglücklichen Kanonikus zwischen sich, paukten wüthend auf ihn ein und bemühten sich, ihn die Treppe hinunter zu stürzen. Der Kanonikus hatte aber das Geländer gepackt, wehrte sich tapfer und vereitelte eine Zeitlang die Bemühungen der Drei.

„Haltet ein! Ruhe in meinem Hause! Wartet, ich werd's euch lehren!" schrie Bernhard und holte einen Knittel aus der Stube, womit man einen Ochsen hätte fällen können und bestieg mit den Worten:

„Gebt Achtung, sollt 'mal einen Konflikt zwischen Staat und Kirche sehen, die Treppe. — Aber die Kirche da oben half sich selber."

„Hinab zur Hölle, Beelzebub", schrie der Universalist, dem Kanonikus eins auf den Kopf reichend, „und thut Reue und Buße im Sack und in der Asche", tobte der Millerite. Fast in demselben

Augenblicke versetzte der Methodist unter den Worten: „Rom soll und muß fallen“, dem Unglücklichen einen Tritt auf die Brust, so daß derselbe rücklings von der Treppe und dem Wirthe gerade auf den Leib fiel. Dieser sank dadurch zu Boden, raffte sich aber schnell wieder auf und wollte eben von seinem Knittel gegen den Kanonikus Gebrauch machen, als die anwesenden Gäste durch ihre Vermittelung dem Unfuge ein Ende machten.

„Habt den Staat schlecht repräsentirt“, sagte der Squire, indem er dem Gefallenen den Staub vom Rocke klopfte. „Eine bessere polizeiliche Aufsicht thut in unsern Staaten Noth. Würde man z. B. in Deutschland ein solches Gelichter, wie die Drei da oben dulden? würde man sie nicht längst gefänglich eingezogen und in ein Arbeitshaus geschickt haben, wohin sie gehören?“

„Ein einziges Beispiel von Unfug rechtfertigt jedoch nicht die Einmischung der Polizei in Angelegenheiten der Kirche. Ich will annehmen, es stünde in der Macht unserer Polizei, die Buben da oben einzustecken, glaubt Ihr denn, daß sie sich darauf beschränken würde? Gewiß nicht, sie würde weiter gehen und sich in Gewissenssachen mischen, denn

wenn man ihr einmal die Gewalt dazu gegeben hat, so hält es schwer, dem Gebrauche derselben bestimmte Grenzen zu stecken. Es ist deshalb besser, wir dulden ein Bischen Unsinn und Unfug hie und da und bleiben freie Männer, verschont von dem Alpdrücken der Polizei."

Kanonikus Römer trat, mittlerweile von seiner unfreiwilligen Fahrt etwas erholt, wieder in das Zimmer und forderte ungestüm als Stärkung ein Glas Branntwein. Ihm das zu verabreichen, dazu konnte sich der Wirth, welcher bereits Schonung genug ausgeübt zu haben glaubte, keineswegs verstehen; als er aber den wiederholten Bitten des Kanonikus dennoch nicht willfahren wollte, da erhob sich dieser auf die Fußspitzen und schrie mit Salbung:

„In nomine papae et in nomine angelorum et archangelorum, apostolorum, episcoporum et sanctorum excommunicabo tibi!"

„Te heißt's", rief der Squire, „der Kerl ist ein Betrüger und nicht das, wofür er sich ausgiebt; denn sonst kennte er die Formel besser; er hat auch den Pabst vor die Engel und Apostel gesetzt. Nein, Freund, mit diesen Schreckensworten, die einst Kaiser

und Könige von ihrem Throne stießen und vor dem Pantoffel eines alten Mannes sich in den Staub warfen, die Verzweiflung in friedliche Familien brachte, die mächtige Völker vor der Tiara eines Benediktiner-Mönchs erbeben machten, könnt Ihr hier nicht einmal ein Glas Whiskey erpressen!"

Wirth Bernhard nahm jetzt, um fernern Unfug zu verhüten, mit den Worten: „finis scandalosae", den vorgeblichen Kanonikus beim Arme und führte ihn auf die Straße. Darauf schloß er, „mit einem Fußtritt hinter mir" ausrufend, die Thür, zu gleicher Zeit diese Strophe mit einem unzweideutigen Manoeuver begleitend.

XIII.

Damit das vorhergegangene Kapitel verständlich werde und man das folgende damit in Zusammenhang bringen könne, müssen wir der Erzählung vorgreifen. Die kurzgefaßte Darstellung folgender Thatsache mag zu gleicher Zeit manchen Auswanderern eine Warnung werden, sich nicht ihren Landsleuten in der andern Hemisphäre unbedingt anzuvertrauen, falls sie nicht vollkommen von ihrer Rechtlichkeit überzeugt sind. Sie kann ihnen auch ein Wink werden, in dem Ankauf von Ländereien vorsichtig zu sein; besonders aber die darüber ausgefertigten Dokumente (deeds) der Prüfung eines Notars oder Advokaten zu unterwerfen, ehe sie dem Verkäufer irgend eine Zahlung machen, da Nichts häufiger ist — besonders aber im Westen — als

das Ausgeben verfälschter deeds über Ländereien. Läßt sich ein Fremder überreden, eine solche ohne weitere Prüfung, vielleicht schon in New-Orleans zu kaufen, so läuft er Gefahr, das ihm verkaufte Land in dem Besitz eines Andern zu finden, oder daß ihn der rechtmäßige Eigenthümer nach kurzer Frist von dem Grund, welchen er seinen eignen nennen zu können glaubt, wieder vertreibt:

Die Gottlobsche Familie war von Würtemberg ausgewandert und beabsichtigte sich in Missouri niederzulassen. Sie bestand aus Gottlob, seiner Frau und vier kleinen Kindern. Nachdem Gottlob mit den Seinigen in New-Orleans einige Tage sich von der Seereise ausgeruht hatte, begab er sich auf ein Dampfschiff, welches für den Westen bestimmt war, um keine Zeit zu verlieren, Land anzukaufen und zu bebauen. Auf dem Dampfschiffe lernte er einen seiner Landsleute kennen, der sehr zuvorkommend sich erbot, ihm in seinen Geschäften mit Rath und That an die Hand zu gehen. Gottlob war gänzlich unbewandert in der englischen Sprache und da der Fremde, der ihn freundlich behandelte, nicht nur allein die Kenntniß derselben besaß, sondern auch beinahe alle Staaten der Union bereist zu haben

schien, so wünschte er sich Glück, einen solch erfahrenen Rathgeber gefunden zu haben. Er schenkte ihm Vertrauen. Dies rasche Vertrauen mag zwar unbesonnen erscheinen; aber man muß die Lage eines gänzlich Unbekannten bedenken, der kaum im Stande war, in der ihm fremden Sprache seine gewöhnlichsten Bedürfnisse zu verlangen; und unter solchen Umständen wird es erklärlich, daß er sich dem ersten Besten, mit dem er sich unterhalten konnte, anvertraute. Er theilte dem Fremden alle seine Verhältnisse, Aussichten u. dergl. mit und ließ ihn auch wissen, daß er ungefähr vierhundert Dollar in Gold bei sich führe, womit er beabsichtige, einen Farm in Missouri, wenn möglich in der Nähe von St. Louis zu kaufen. Der Fremde erwiderte ihm hierauf, daß er selbst ein kleines Gut in dieser Gegend besäße und daß er ihm dasselbe zur Miethe überlassen wollte. Gottlob dachte eine Weile darüber nach und erklärte sich dann bereit, das Land zu kaufen. Der Fremde verlangte sechshundert Dollar dafür, wollte sich aber mit einer einstweiligen Abschlagszahlung von dreihundert Dollar begnügen, und die übrige Summe sollte Gottlob in jährlichen Terminen entrichten. Mit Freuden ging der Unbe-

fangene auf den Vorschlag ein. Er besaß im Ganzen vierhundert Dollar, bezahlte er jetzt davon dreihundert, so blieben ihm noch hundert übrig, um Vieh u. dergl. sich anzuschaffen, und Ackergeräthschaften hatte er von Deutschland mit herüber gebracht. — Der Fremde veranlaßte den Capitain des Dampfbootes, ihn mit Gottlob und seiner Familie zehn Meilen unterhalb St. Louis, in geringer Entfernung von dem in Rede stehenden Farm an das Land zu setzen; welches auch geschah. Man miethete einen Wagen, packte die Effekten des Auswanderers darauf und erreichte nach einer Stunde den Farm, welchen Gottlob in Besitz nehmen sollte. Dieser Farm bestand aus ungefähr achtzig Ackern Land, wovon vierzig schon cultivirt waren, und aus einem Blockhause nebst den nöthigen Stallungen. Die Gebäulichkeiten waren zwar etwas außer Reparatur, indessen dem dachte Gottlob, da er das Tischlerhandwerk verstand, bald abzuhelfen. Er kaufte also das Gütchen und behändigte dem Fremden, laut Verabredung die dreihundert Dollar, wofür ihm dieser die Dokumente zustellte, welche Gottlob sorgfältig in eine große Truhe schloß. Der Fremde

nahm alsdann Abschied und reiste noch am selben Tage ab.

Gottlob machte sich jetzt über das Haus her und setzte es bald in einen bewohnbaren Zustand; er reparirte die Fenzen*) und rottete das Unkraut von seinem Acker aus. Alsdann besuchte er die Nachbarschaft, kaufte Zugochsen, Kühe, Schweine und alles Uebrige, was zur Betreibung einer Landwirthschaft gehört. Er war fleißig und sparsam und hatte nach einigen Monaten das Vergnügen, sein Land in gutem Zustande zu sehen.

„Wirklich", sprach er zu seinem Weibe, „wir sind doch hier glücklicher, als in Deutschland, wo wir eine ungeheure Pacht für unser schlechtes Land zahlen mußten, beinahe eben so viel, wie der Einkaufspreis für unser jetziges beträgt."

Er überzählte schon im Geiste die schönen Dollar, die er für sein Korn nächstes Jahr in St. Louis zu lösen hoffte; ja so sanguinisch wurden seine Erwartungen, daß er einen Brief an seine armen Verwandten in Deutschlaud schrieb, in welchem er

*) Umzäunung.

dieselben bat, doch ja zu ihm herüber zu kommen, indem er mehr Land besäße, als er selbst bebauen könne, es ihm auch im Uebrigen ganz wohl erginge.

Aber bald sollte Freude in Leid verwandelt werden. Denn als eines Sonntags Gottlob und seine Ehehälfte vor ihrer Hütte saßen und mit Wohlgefallen ihre Fortschritte in der Cultivirung des Bodens betrachteten, hielten zwei Männer zu Pferde außerhalb des Hofraumes an, banden ihre Gäule fest und naheten sich dem Wohnhause. Verwundert schaute der eine — es waren beide Amerikaner — Gottlob an, und blickte dann wohlgefällig auf die gut aussehenden Felder. — Mit einem Wort: die Fremden waren der rechtmäßige Eigenthümer des Landes und ein Kauflustiger, der erstern begleitet hatte, um den Farm in Augenschein zu nehmen. Nicht gering war das Erstaunen des Amerikaners, seinen Farm im Besitz eines Andern zu sehen, und lange dauerte es, ehe er dem bestürzten Deutschen begreiflich machen konnte, daß er kein Recht zu diesem Grundstücke habe und daß er Haus und Hof in wenigen Tagen räumen müsse. Zornig lief Gottlob zu seinem Koffer und hielt dem Fremden die Deed vor's Gesicht, als wenn

er hätte sagen wollen: „seht und schweigt." — Der Amerikaner betrachtete aufmerksam das Dokument, lächelte, gab es Gottlob zurück und sagte in einem mitleidsvollem Tone: „Freund, Ihr seid betrogen worden, die Deed ist eine Verfälschung." Vor Schrecken entfiel das Papier den Händen des getäuschten Farmers; der Amerikaner aber fuhr fort: „Dasselbe kann Euch jeder Advokat oder Notar in St. Louis sagen, wenn Ihr dahin reiten wollt, um Euch zu überzeugen." —

Was war zu thun? Der Amerikaner versprach nach einigen Tagen zurückzukommen; denn er war gutherzig genug, den Betrogenen nicht zu drängen. Gottlob aber entriß sich am folgenden Morgen den Umarmungen seiner schluchzenden Frau, um in St. Louis seine Deed von einem Sachverständigen prüfen zu lassen.

Im blauen Hecht stieg er ab und machte in seiner Angst den Wirth Bernhard ohne Weiteres mit seiner Lage bekannt. Dieser schüttelte bedenklich den Kopf. „Guter Mann, darin vermag ich nicht Euch Rath zu ertheilen, könnte wohl über die Oregonfrage entscheiden, aber dergleichen Rechtsfälle verstehe ich nicht. Ich werde Euch übrigens mit einem Manne

bekannt machen, der besser als irgend einer in St. Louis Euch rathen kann, was zu thun. — John, gehe zur Expedition des Anzeigers des Westens und bitte den Herrn Koch, auf einige Augenblicke zu uns herüber zu kommen."

John kehrte bald in Begleitung des Herrn Koch zurück. Johann Heinrich Koch, Redakteur des Antipfaffen, einer wöchentlich erscheinenden Zeitschrift, war kein unbedeutender Mann in St. Louis. Allein, wie die heilige Schrift sagt, man mußte ihn nach seinen Früchten beurtheilen, nicht aber nach seinen Worten; denn in seinem Blatte ließ er oft viel Unsinn abdrucken, und sein Raisonnement, hauptsächlich gegen die katholische Geistlichkeit, insbesondere aber gegen die Jesuiten gerichtet, arteten sehr oft in Schmähungen und gemeine Beschimpfungen aus. Mit einem Worte, die darin vorherrschende Polemik konnte wohl einen Vergleich mit der des Rheinischen Beobachters aushalten. Die in seinem Blatte angeführten Thatsachen entbehrten oft so sehr aller Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, daß man sich beim Lesen desselben eines Lächelns nicht erwehren konnte. Hatte Koch z. B. ein bezeichnendes Jesuitenstückchen veröffentlichet, so lachte er im

Geheimen, und wenn man ihn fragte, ob es auch wahr sei, zuckte er die Achsel und meinte: man müsse die heilige Brüderschaft mit ihrer eignen Ruthe geißeln, der Zweck solle auch bei ihm einmal das Mittel heiligen. — Im Uebrigen war er nicht nur allein ein rechtschaffener Mann, sondern auch wohlthätig, und er suchte seinen Stolz darin, seine unbemittelten und kürzlich erst von Deutschland angekommenen Landsleute auf alle mögliche Weise zu unterstützen. Er wurde von den Deutschen ein famoser Kerl und von den Amerikanern a damned smart fellow for a dutchman genannt.

Dem Herrn Koch erzählte der Farmer Gottlob klopfenden Herzens seine Verlegenheit und fügte schließlich noch hinzu, daß er sehr bedaure, nicht mit dem adeligen Verein nach Texas gegangen zu sein, man hätte ihn in dem Falle doch wenigstens nicht betrogen.

„Aber ausgesogen, mein Freund!“ erwiderte Heinrich Koch, „lieber möcht ich eine Kugel durch meinen Schädel gejagt haben, als mein Blut tropfenweis verlieren.“

Der Wirth gab nunmehr dem Farmer den wohlgemeinten Rath: durchaus nicht mit dem Anti-

pfaffen über die zwei nothwendigen Uebel der menschlichen Gesellschaft, Adel und Pfaffen (d. h. Jesuiten) zu reden, indem das eine wunde Stelle bei ihm sei. Der Farmer schwieg, und ließ sich von dem ehrenwerthen Redakteur zum Richter führen, der das fragliche Dokument untersuchen sollte. Der Richter war sehr beschäftigt, er legte die Deed vor sich hin aufs Pult, bat die Beiden, sich niederzulassen, und während er einige Akten unterschrieb, die seine Schreiber ihm vorlegten, richtete er einige Fragen an den Redakteur:

„Kommt Ihr mir nicht einige Auskunft geben, Herr Koch, über die Reliquie, welche, wie das Gerücht geht, von Trier hier angekommen sein soll? Man sagt, es sei die Hülle, worin der heilige Rock, worüber unsere Zeitungen solchen Lärm schlugen, aufbewahrt gewesen, und der triersche Bischof habe diese Hülle durch einen geistlichen Herrn an einen unserer katholischen Pfarrer zur Ausstellung in dieser Stadt gesandt. Wißt Ihr, ob es so ist?"

„Leider ist es an dem", erwiderte der Redakteur. „Man wird sich indessen getäuscht finden, wenigstens werde ich das Meinige dazu beitragen, damit es nicht zur öffentlichen Ausstellung der Hülle

kommt. Noch heute Abend wird eine Extra-Beilage meines Antipfaffen erscheinen, in welcher alle Umstände über die beabsichtigte Ausstellung mit Genauigkeit dargethan sind, und wenn ich die Deutschen hier recht kenne, so glaube ich, daß meine leitenden Artikel, welche noch diesen Abend übersetzt auch in den amerikanischen Blättern erscheinen sollen, ihren Zweck nicht verfehlen werden."

„Wollen nur hoffen, daß die Sache keinen Skandal veranlasse", entgegnete der Richter. „Allein, Ihr wollt wissen, ob diese Deed ächt ist."

Er nahm den Bogen und durchlas ihn prüfend.

„Die — Section Woldland? — begrenzt nördlich von der C D 128. Section, östlich von der W A 320.? — Range und —tes Viertel? Gegeben in dem Landoffice zu B—ville? —— Das kann unmöglich richtig sein. Denn erstlich sind alle Ländereien vom — Grad und — Minuten südlich von St. Louis bis zum — Fluß, weil spanische Ansprüche darauf haften, nicht verkäuflich, und zweitens existirt gar kein Landoffice zu B—ville. Ferner ist das Dokument auch nicht in der richtigen Form abgefaßt; und ich nehme daher keinen Anstand, dasselbe für eine Verfälschung zu erklären. Auch

erheischt es meine Pflicht als Richter, nicht nur allein Euch vor Annahme solcher Papiere zu warnen, sondern auch dieses zu vernichten."

Er riß die Deed in kleine Stücke und warf sie auf den Fußboden.

Die letzte Hoffnung des Farmers war somit durch den entscheidenden Ausspruch des Richters vernichtet, und zerknirscht verließ er mit seinem Rathgeber das Office.

„Freut Euch so leichten Kaufs davon gekommen zu sein", redete nunmehr der Antipfaff den Bauer an, „denn nach amerikanischen Gesetzen soll jeder, der eine Verfälschung in seinem Besitz hat, und nicht nachweisen kann, von wem er sie erhalten hat, als der Verfälscher angesehen werden. Das aber nachzuweisen, würde für Euch wohl schwierig sein; denn wie Ihr mir erzählt habt, ist der Schurke gleich nach Empfang des Geldes verschwunden. Indessen tröstet Euch, wir wollen auf andere Weise die Sache wieder gut machen! — Ja, jetzt hab ich's! Kommt mit mir ins Concert!"

„Ins Concert", wiederholte staunend der Bauer, „verspüre keine sonderliche Lust, heute das Concert zu besuchen."

In der That, es war dem armen Bauer nicht zu verdenken, der um sein Hab und Gut betrogen war, daß er keine Neigung verspürte, sich zu vergnügen. Der Redakteur des Antipfaffen ergriff jedoch den Arm des sich Stäubenden und führte ihn mit sich fort in den Concertsaal.

Madame S—, eine deutsche Sängerin, welche kürzlich in St. Louis angekommen war, gab das Concert unter Mitwirkung eines guten Orchesters. Der Saal war gedrängt voll; allein drei Viertel der Audienz bestand aus Deutschen, weil die Amerikaner nicht viel um Arien geben, wenn sie die Worte nicht verstehen können. Madame S— hatte eben ihren Vortrag begonnen, als der Antipfaff mit seinem Schützling, dem Farmer, in den Saal trat. Erstere drängte sich vor in die unmittelbare Nachbarschaft des Flügels, hinter welchem die Sängerin stand; der Farmer aber setzte sich in eine entlegene Ecke des Saales und dachte an die verlorenen dreihundert Dollar. Madame S—s Vortrag erntete allgemeinen Beifall, selbst dem Farmer rollten dicke Thränen über die Wangen, als die ergreifenden Töne einer Cavatine an sein Ohr schlugen; jedoch mochte der Gedanke an die in Rede stehenden drei-

hundert Dollar wohl das Meiste dazu beitragen, diese Rührung bei ihm hervorzubringen. Das Orchester spielte jetzt eine Overtüre, und darauf sang Madame S— die Gnaden-Arie aus Robert dem Teufel. Als die letzten Töne dieser Arie, welche in St. Louis erst einige Male vorgetragen worden war, verklungen waren, donnerte das Bravo von allen Seiten. Die Sängerin machte eine Verbeugung, und sie hatte kaum ihren Stand verlassen, als der Antipfaff, der hierauf gewartet hatte, ihn wieder füllte. Erstaunen ergriff die Anwesenden, denn man glaubte, der Antipfaff, welcher gar nicht musikalisch war, wolle einen Vortrag halten; Einige lachten, Andere zischten und viele schrien Bravo. Allein man hatte sich getäuscht. Allerdings, der Antipfaff hielt einen Vortrag, aber keinen musikalischen. Er erzählte in kurzen und kräftigen Worten das Unglück seines Schützlings Gottlob, schilderte mit grellen Farben die Schlechtigkeit seines Landsmannes, der ihn so schändlich betrogen hatte, und stellte überhaupt die Noth des armen Mannes auf eine Weise dar, die Mitgefühl in jeder Brust erregte. Die Gemüther waren durch die herrlichen Melodien der Madame S— schon erweicht worden, und als

der Antipfaff seine Rede mit einer Aufforderung schloß: die Noth des Farmers durch milde Beiträge zu mildern, da wurden seine Worte so lebhaft beklatscht, wie die Arie der Sängerin. Der Antipfaff schmiedete nun das Eisen, dieweil es noch heiß war; er ergriff seinen Hut und ging sammeln. Von allen Seiten flogen halbe und ganze Dollar in seinen Filz; selbst die Amerikaner, nachdem sie sich den Inhalt der Rede des Antipfaffen hatten erklären lassen, trugen reichlich zu dem wohlthätigen Zwecke bei. —

Farmer Gottlob saß während der Rede seines Beschützers, den Kopf auf seine Hände gestützt, in der Ecke, und hatte von Allem, was vorfiel, gar Nichts vernommen. Seine Gedanken waren bei Weib und Kindern, und nur das Beifallgeschrei hatte ihn dann und wann aus seinen traurigen Träumereien aufgeschreckt. Wie groß mußte aber sein Erstaunen sein, als der Redakteur des Antipfaffen plötzlich vor ihn hintrat und den Inhalt des Filzes mit triumphirender Miene und mit den Worten: „Eure Landsleute haben wieder ersetzt, um was ein Schurke Euch gebracht hat"; in seinen Schooß schüttete! Seine Freude läßt sich besser denken, als beschreiben.

Koch trat jetzt wieder auf die Erhöhung, dankte den Anwesenden im Namen seines Schützlings und benutzte zu gleicher Zeit die Gelegenheit, das Publikum auf die Extra-Beilage seiner Zeitung, welche diesen Abend noch erscheinen sollte, aufmerksam zu machen. —

Nach Beendigung des Concerts begab er sich mit dem Farmer Gottlob und vielen andern Freunden in das Wirthshaus zum blauen Hecht, um dort über den glücklichen Erfolg seines Coup de main einige Gläser Grog zu genießen.

XIV.

Der Ausgewiesene schien das Wirthshaus zum blauen Hecht liebgewonnen zu haben; denn er logirte daselbst. Am nämlichen Abend, da das Concert gegeben wurde, saß er wieder in dem Gastzimmer und unterhielt sich mit dem politisirenden Wirthe. Hier aber gings ziemlich lebhaft her. Der Squire, der Metzger und viele andere ehrenwerthe Personagen waren hier wieder versammelt; auch den Methodisten, den Universalisten und den Milleriten bemerkte man dieses Mal unter den Gästen. Den Dreien war es gelungen, Aufschub vom Wirthe zu erlangen, jedoch nur unter der Bedingung, daß der Millerite seine Bußlieder und der Universalist seine nächtlichen Vorlesungen über Seelenwanderung einstelle. Dem Methodisten waren keine solchen

Bedingungen gestellt worden, als Belohnung seines tapfern Benehmens gegen einen Diener der römischen Hierarchie, den Kanonikus Römer.

Die Unterhaltung drehte sich anfangs nur um den Inhalt der Beilage des Antipfaffen, welche bereits die Presse verlassen hatte und wovon mehrere Exemplare auf dem Tische lagen. Als man die Gründe pro et contra der Aechtheit der Reliquie erschöpft hatte — denn die Ankunft der Hülle des heiligen Rockes war in der Beilage besprochen worden, natürlich aber auf eine Weise, die ganz dem Namen der Zeitung „Antipfaff" entsprach — so meinte der Metzger, man müsse die damals unterbrochene Rede über die Oregonfrage fortsetzen, und er forderte den Wirth auf, damit den Anfang zu machen. Dieser weigerte sich jedoch und bezeichnete den Redakteur des Antipfaffen, der mittlerweile auch eingetroffen war, als einen Mann, der besser befähigt sei, sich dieser Sache zu entledigen.

„Ja, wenn es sich um die Jesuiten handelte, so würde ich mich wohl bereit finden lassen..........."

„Zum Teufel mit den Jesuiten", fiel der Squire hier dem Redakteur ins Wort, „darüber schreibt und schreit jetzt ein Jeder. Es kommt mir vor, als sähe

ich eine Koppel Hunde, die einen großen Wolf in die Enge getrieben haben und vor welchem alle bellen, aber keiner der Meute den Muth hat zuzubeißen und dem Unthiere den Garaus zu machen."

„Nun los mit der Oregonfrage", schrie jetzt der Metzger, der anfing ungeduldig zu werden. Dem Wirth war die Aufforderung eben recht; denn abgesehen allein von dem Verdienste, welches ihm nicht ausbleiben konnte, wenn sich seine Gäste bei ihm vergnügten, hatte die Oregonfrage schon lange in seinem Kopfe gespukt; er hatte viel davon gelesen, und deshalb ergriff er begierig die Gelegenheit, seine Ansichten in Bezug darauf auszusprechen. John, der Kellner, mußte ein leeres Whiskeyfaß in die Mitte des Zimmers rollen und auf ein Ende stellen. Diese Bühne bestieg der Redner, nachdem er erst eine Cigarre angezündet hatte; er schob seinen Hut auf den Hinterkopf und etwas nach dem linken Ohre zu, und entlud sich dann folgender Weisheit:

Des Wirthes Rede über die Oregonfrage.

„Meine Herren! Um die verschiedenen Rechtsansprüche, welche die Vereinigten Staaten auf

Oregon machen, gehörig würdigen zu können, muß ich einige Bemerkungen über Recht, besonders aber über die verschiedenen Rechtsgattungen, als da sind juristisches, historisches, natürliches u. s. w. u. s. w. vorangehen lassen. Das juristische Recht, beiläufig gesagt: ein Unsinn, bedarf keiner weiteren Erörterung, indem ich darunter nichts Anderes verstehe, als was man im gewöhnlichen Leben Advokatenkniffe nennt. Das historische Recht, meine Herren, ist ein Uebel, womit Pandora die Welt überschüttet hat. Kein rechtlicher Mann mag seine Ansprüche auf ein solches Recht bauen; es wird nur noch von Machthabern gebraucht, um ihren morschen Gebäuden eine historische Basis, wie das Schlagwort heißt, zu geben. Historisches Recht, wie es heut zu Tage noch angewandt wird, heißt so viel wie: was in alter Zeit ein unabänderliches Uebel war, ist durch die Zeit ein Recht geworden; oder das Alter hat Unrecht in Recht verwandelt. Unsere Väter hatten Gesetze und Gebräuche, die mit ihren Begriffen übereinstimmten; jetzt aber ist die Welt um Vieles vorangeschritten, veränderte Sitten und erweiterte Begriffe haben manches Uebel, das mit der Zeit feste Wurzel geschlagen hatte, verdrängt; die Welt hat die Gerech-

tigkeit, daß alles Morsche verfaulen soll, anerkannt; und dennoch schleppt man hie und da Satzungen aus der Heidenzeit herbei und nennt es Recht. Gegen dieses sogenannte historische Recht giebt es jedoch nur ein einziges Gegengift, nämlich das Faustrecht! Sobald dieses letztere in einer guten Sache gegen das historische Recht in Anwendung gebracht wird, wie z. B. die Yankees gegen England und die Texaner gegen Mexico es gebrauchten, so wird es geheiligt, ändert seinen Namen und heißt Völkerrecht. Das Faustrecht steht mit einem andern Rechte, „dem natürlichen Rechte", in enger Verbindung. Da jedoch das erstere blind ist, so soll es von diesem (dem natürlichen Rechte) geleitet werden — d. h. man soll das Faustrecht nur dann in Anwendung bringen, wenn das natürliche oder das Völkerrecht unterdrückt worden ist. In einem solchen Falle tritt das natürliche Recht zurück und läßt dem Faustrecht seinen Lauf." —

„Seht, meine Herren, der Casus zwischen uns und England ist ein analoger: England will unser natürliches Recht zu Oregon unterdrücken; und deshalb soll das Faustrecht oder das Recht der Waffen seinen Lauf nehmen!"

„Es giebt außerdem auch noch Erbfolge — Eroberungs- und Entdeckungs-Rechte, welche jedoch, da sie mehr oder minder mit den schon genannten Rechtgattungen, juristischem und historischem Rechte, gleichbedeutend sind, keiner weitern Definition bedürfen. Somit gab es also nur zwei Hauptarten, nämlich: historisches und juristisches Recht oder Unrecht — und natürliches Recht mit seinem qui pro quo Völkerrecht oder wahres Recht. Das natürliche Recht wird jedem Menschen durch sein eignes Gefühl dictirt; und da es eine bekannte Sache ist, daß des Menschen Gefühl oder Gemüth fast in vielen Lagen des Lebens mit seinem Verstande oder mit seinem Selbstinteresse in Widerspruch geräth, so wird es leicht begreiflich, daß das Interesse der Engländer oder ihr Verstand, der ihnen den Besitz Oregons als ihrem Interesse förderlich erscheinen läßt, mit unsern Gefühlen in Collision gerathen mußte."

„Somit wären wir denn über den Begriff von Recht im Reinen. Und obgleich das einzige schon genannte Recht allein hinreichend wäre, uns zur Besitznahme Oregons zu autorisiren, so will ich dennoch darthun, daß wir die Rechte des Besitzes, der Entdeckung u. s. w. sammt und sonders für uns

haben. England besitzt Niederlassungen in Oregon, die vom Mutterlande ausgingen und von diesen abhängig sind. Unsere Mitbürger dagegen, die in überwiegender Anzahl dort angesiedelt sind, sind nicht von dem Mutterlande abhängig, sondern freie Bürger. Ich will nun annehmen, England habe dasselbe Recht, Oregon zu colonisiren, wie wir, welches auch nach dem Vertrage der Fall ist; ist es aber deshalb gesagt, daß die Bewohner des Landes unter der Botmäßigkeit der einen oder der andern Regierung stehen sollen? Sicher nicht! Spanien hat diesen Gebrauch zuerst eingeführt, und weil er ganz herrlich für die Engländer paßte, so ahmten diese ihn nach. Wie aber die Natur sich an Spanien für seine auf unserm Continente verübten Frevel gerächt hat, wissen wir; auch England hat ein warnendes Beispiel in seinen Beziehungen mit uns liefern müssen, und so Gott will, werden nächstens noch mehrere folgen. — Es bliebe also Nichts übrig, als die Entscheidung der Frage den Bewohnern Oregons selbst zu überlassen. Allein diese haben schon zum Anschluß an unsere Union sich erklärt, eben so wie die Bewohner von Texas; unsere ausgewanderten Mitbürger haben uns um Schutz angefleht; in

Ober-Californien und in andern Gegenden haben sogar britische Unterthanen den Wunsch geäußert, Bürger der Vereinigten Staaten zu werden. Kann Etwas klarer und schlagender sein? Was bedürfen wir mehr, um das Territorium in Besitz zu nehmen? England, welches sich bis jetzt immer hartnäckig geweigert hat, den streitigen Punkt zur Entscheidung kommen zu lassen, möchte dieselbe noch weiter hinausschieben, um Zeit zu gewinnen, Festungen daselbst anzulegen, Truppen dahin zu senden und um dann durch einen Gewaltstreich unsere Ansprüche zu vernichten! England brütet über einen Gewaltstreich und es erheischt unsere Selbsterhaltung, Oregon und Texas in Besitz zu nehmen."

„Um der Wahrheit nicht untreu zu werden, muß ich gestehen, daß Spanien sowohl als auch England vor uns die Küsten Californiens und Oregons entdeckt haben. Dem sei aber, wie ihm wolle, beide Staaten haben durch die stattgehabten Verträge mit den Vereinigten Staaten auf ihre durch Entdeckung erworbenen Ansprüche auf Oregon verzichtet, und zwar zu Gunsten unserer Union. — Der Vertrag von Utrecht im Jahre 1713 zwischen England und Frankreich setzte den 49. Grad nörd-

licher Breite als die Grenzlinie der Besitzungen beider Mächte in den Ländern westlich vom Mississippi fest. Später wurden den Vereinigten Staaten im Vertrage zu Paris 1783 alle Rechte Englands, welche es in dem genannten Vertrage von Utrecht erworben hatte, abgetreten. Im Jahre 1803 kauften wir alle Ansprüche, welche Frankreich noch auf das Territorium zu haben glaubte; im Jahre 1819 verzichtete Spanien auf seine Rechte zu unsern Gunsten, und im Jahre 1824 wurde mit Rußland ein Vertrag abgeschlossen, welcher die Grenzlinie der russischen Besitzungen auf 54—40 Grad nördlicher Breite beschränkte. — Ich will nun annehmen, daß England, Frankreich und auch Spanien kein Recht auf ein Land besitzen, wovon sie nicht schon wirklich Besitz genommen haben, folglich auch keine Ansprüche auf uns übertragen könnten und es den drei genannten Mächten noch immer frei stände, Colonien in Oregon zu begründen — kommen wir dann nicht wieder auf denselben Punkt zurück, es dem Ausspruche der Colonien selbst zu überlassen: ob sie Bürger der Vereinigten Staaten oder Unterthanen irgend einer europäischen Macht werden wollen? da der Mensch zur Freiheit geboren ist, da

er selbst im uncultivirten Zustande nur so viel von seiner Freiheit abtritt, als zur Erhaltung einer Staatsverfassung eben nöthig ist, so liegt es außer Zweifel, daß der Ausspruch zu unsern Gunsten ausfallen wird. Das beachtet England aber wenig, es sucht vielmehr in Oregon ein Bollwerk, um den frechen Yankees von da aus einen Zaum anzulegen. Indessen sind die Yankees nicht so zahm, sondern sie schlagen hinten und vorne aus und lassen sich keinen Zügel gefallen, außer dem des Gesetzes! (Lauter Beifall) Wenigstens müßte John Bull seinen gewöhnlichen Portionen noch einige Beefsteaks hinzufügen, um irgend einen Zaum zwischen unsere Zähne zwängen zu können."

„Texas und Oregon, oder Krieg mit England, meine Herren, das sei unser Lösungswort! — Schon sehe ich die Fluten des Columbia-Flusses mit dem Blute der Engländer gefärbt, schon erblicke ich unser besterntes Banner auf den höchsten Gipfel des Felsengebirges gepflanzt, siegreich über den Wäldern und Prairien wehen."

„Texas und auch Oregon sollen unser werden! Wir erobern nicht durch Kanonen und Musketen, sondern durch Verbreitung guter und praktischer

Principien: eine neue Art Eroberung, die weder Alexander noch Cäsar kannte. Wir machen keine Unterthanen aus unsern Colonisten, sondern überlassen es ihrem eignen Willen, ob sie uns ihre Bruderhand reichen wollen zum Schutz und Trutz gegen England. — Oregon müßte schon unser werden, selbst wenn wir nicht ein Jota von Ansprüchen dazu besäßen; denn es ist nicht recht noch billig, daß die neue Welt, die bestimmt ist, ihr Licht über die ganze Erde zu verbreiten, von europäischen Potentaten in ihren Fortschritten gehemmt werde. Bei uns ist der Fortschritt, wir dulden keinen Stillstand.........."

„Stillstand ist Rückgang", schrie hier der Universalist, der durch die Worte des Wirthes ganz in Begeisterung gebracht war. Der Metzger machte ihn übrigens schweigen und Bernhard fuhr fort:

„Ja, meine Herren, schon jetzt erblicke ich im Geiste unsern hochverehrten James Knox Polk auf dem höchsten Gipfel der rocky-mountains sitzend, mit seinem rechten Fuße das historische Recht der Engländer in den Grund tretend und unter dem linken das Metternich-Guizot'sche Gleichgewicht-System haltend. Die Felsengebirge sollen der Mittelpunkt unserer freien Republik werden, von wo aus

Bruder Jonathan in die Trompete der Freiheit stoßen wird, daß die Conservativen Europas ängstlich ihre wankenden Staatsgebäude betrachten werden, die bei jedem neuen Stoße in die Trompete erbeben sollen, und endlich prasselnd über ihre eignen Häupter zusammen stürzen müssen!"

Draußen wurde aber eine andere Trompete geblasen, welche der Rede des Wirthes ein Ende machte. Es waren die Trompetenstöße, die der Redakteur des Antipfaffen seinen leitenden Artikeln in der Extra-Beilage seines Blattes prophezeit hatte; mit einem Wort: das Volk hatte sich zusammen rottirt, um die unsinnigen Forderungen, welche die katholischen Priester an die Vernunft der Menschen durch die projektirte Ausstellung der Hülle des heiligen Rockes machten, zu hintertreiben. Man hörte von allen Seiten die Worte: „Wir wollen keinen Götzendienst"; und bald darauf erfüllte ein lärmender Volkshaufe das Schenkzimmer. Alles das war Oel in die Flammen gegossen, sowohl für den Milleriten, als auch für den Methodisten und Universalisten, und daß diese Drei sich gleich dem Haufen anschlossen und in den Chorus mit einstimmten, läßt sich denken. Koch, der Redakteur des Antipfaffen,

stellte sich an die Spitze desselben, und nachdem man ihm feierlich hatte versprechen müssen, keinen Unfug, vielweniger aber Gewaltthätigkeiten zu begehen, zog man ab, schnurstracks auf das Haus des katholischen Pfarrers los, wo, wie man sagte, die Hülle des heiligen Rockes aufbewahrt sei; der Ausgewiesene folgte aus Neugier. Hier angekommen, stellte sich das Volk in verschiedenen Gruppen vor dem Hause auf und begehrte, den Pfarrer zu sehen und zu sprechen. Dieser war schon längst zur Ruhe gegangen, und als er durch den Lärm vor seinem Hause erweckt worden war, verspürte er nicht die geringste Neigung, sich mit den Leuten in eine Unterredung einzulassen; vielmehr alarmirte er seine Dienerschaft und befahl ihnen, jede Thür, jede Oeffnung des Hauses sorgfältig zu verschließen und zu verrammeln. Es wäre demungeachtet dem Volke ein Leichtes gewesen, sich gewaltsamer Weise Eingang zu verschaffen, aber dazu wollte man nicht schreiten; auch gab sich der Redakteur des Antipfaffen alle Mühe, Gewaltthätigkeiten zu verhüten. Man begnügte sich also damit, Anathemen gegen die römische Curie und gegen Alle, die mit ihr in Verbindung standen, auszustoßen, insbesondere aber

gegen Reliquien-Verehrung u. s. w. Zu gleicher Zeit gab man auch dem Pfarrer zu verstehen, sich dem Volke zu zeigen, um Rechenschaft zu geben über den Betrug, den er am Publikum zu verüben gedachte. Die Kunde von dem Auflauf hatte sich bald durch die ganze Stadt verbreitet, und nicht lange dauerte es, so waren Sheriff und Constabel an Ort und Stelle. Allein mit diesen kam auch eine andere Partei zur Beschützung des Pfarrers an, nämlich die Irländer. Der Fanatismus dieses Volkes ist hinreichend bekannt, und man hatte sonach gerechte Ursache, blutige Auftritte zu befürchten. Allein die Achtung, welche die Deutschen, so wie auch ein Theil der Amerikaner, der sich ihnen anschloß, den Gesetzen zollen, verhütete das Uebel. Ein Advokat führte den Chor der Iren an, während Koch der Referent der deutschen Partei blieb.

Der Pfarrer, welcher mittlerweile zu dem Bewußtsein gekommen war, daß man eigentlich nichts Uebles gegen ihn im Schilde führe, entschloß sich endlich, ein Fenster zu öffnen, um zum Volke zu reden. Aber von seinen Worten konnte man nichts vernehmen; denn der Lärm war zu arg, und deshalb machte Koch den Vorschlag, eine Deputation

zu ihm hinauf zu schicken. Der Sheriff redete dem Pfarrer zu, darauf einzugehen, da dies das beste Mittel sei, die Aufregung der Gemüther auf gütlichem Wege zu beschwichtigen, und er versicherte ihm, daß er als Vollstrecker des Gesetzes ihn mit seiner Autorität gegen rohe Gewalt beschützen würde. — Man öffnete also die Thür, und die Deputation, bestehend aus ungefähr zwanzig Personen mit Koch an der Spitze, strömte herein; ihr folgte auf dem Fuße der irische Advokat, begleitet von einigen Dutzenden seiner Landsleute und Glaubensgenossen. Nunmehr wollte man die Thür wieder schließen, aber das war unmöglich; der Zudrang war so stark geworden, daß man gänzlich darauf verzichten mußte, der Menschenmenge den Eingang zu verwehren. Die drei reisenden Prediger waren auch eingedrungen und fingen damit an, von Fenster-, Thüren- und Möbeln-Entzweischlagen zu reden, wurden aber ohne Weiteres, da sie Miene machten, ihre Drohung in Erfüllung gehen zu lassen, ergriffen und zur Thür hinaus geworfen. Der Ausgewiesene aber befand sich unter den Deputirten, da man ihn in der Dunkelheit für einen Andern angesehen hatte, ihm also dadurch diese Ehre zu Theil werden ließ.

Unterdeß war die Spitze der Deputation im Wohnzimmer des Geistlichen angekommen. Dieser saß auf dem Sopha neben einem Manne von mittlerem Alter und von schlauem Aussehen. Er empfing die Leute sehr höflich; allein Koch ließ sich dadurch nicht besänftigen, sondern begann in derben Worten den Zweck des nächtlichen Besuches zu eröffnen, nachdem er einige Entschuldigungen über die Hintansetzung der üblichen Ceremonien voraus geschickt hatte.

„Wir sind zur Ueberzeugung gekommen", sprach er, „daß der schlimmste Feind, der je die Völker verheerte, gegen uns im Anrücken begriffen ist. Ich meine die römische Hierarchie, Herr Pfarrer. Diese Hierarchie muß mit außerordentlichen Waffen bekämpft werden, denn die Waffen, die sie selber gebraucht, sind durchaus giftiger Natur; es sind: Aberglaube und Fanatismus. Solche leider unveräußerliche und stets wiederkehrende Uebel der Menschheit schämt sie sich nicht für ihre besonderen Zwecke in Anwendung zu bringen; Uebel, welche ihre Diener nach Kräften ausrotten sollten. — Es scheint mir, daß man auch bei uns einen Angriff versuchen will; deshalb schickt man vom Sitze des deutschen

Ultramontanismus und Aberglaubens ein Stück Curiosität hieher, eine Reliquie, die nach aller menschlichen Berechmung gar nicht mehr existiren kann, damit dadurch die Gemüther unserer freidenkenden Bürger mystificirt und zu fernern Angriffen zugänglich gemacht werden. Da die Hülle des heiligen Rockes, so wie der heilige Rock selbst — wie man das Kleid, welches unser Erlöser getragen, genannt hat — gar nicht mehr vorhanden sein können, so erscheint mir die Behauptung, „dieser oder jener halb vermoderte Lappen sei das Kleid oder die Hülle" als offenbarer, schmählicher Betrug. Abgesehen schon davon, daß ein Kleid nie heilig sein kann, da Heiligkeit in gewissen Eigenschaften oder Tugenden, die einem lebenden Wesen beigelegt werden, besteht, erscheint eine solche Handlungsweise in einem noch lächerlicheren Lichte, wenn man sich unterfängt, denselben Frevel in einem aufgeklärten Lande, wie in dem unserigen zu begehen. Ich bitte Sie also, Herr Pfarrer, ganz inständigst, auf die öffentliche Ausstellung der Reliquie zu verzichten!"

Ehe noch der bestürzte Geistliche hierauf erwidern konnte, nahm der Advokat und Parteiführer der Iren das Wort:

„Ihr redet von einem freien Volke, aber ein freies Volk muß tolerant sein! Wisset Ihr denn nicht, daß gerade darum, weil wir in einem freien Lande leben, jeder Religionskultus, also auch der katholische, so wie die Verehrung heiliger Reliquien, indem das zu demselben gehört, frei und ungehindert stattfinden darf? Ich z. B. gebe Nichts darum, wenn es Jemandem einfallen sollte, einen schwarzen Hund auf den Altar zu stellen und ihn als Gott anzubeten. Ihr sprecht von Hierarchie; seht Ihr denn nicht ein, daß Ihr gegenwärtig tyrannisirender handelt, wie der ärgste Theokrat, indem Ihr mit Schreien und Lärmen die Ruhe eines Mannes stört, der nur die Pflichten erfüllt, die ihm sein Amt als Diener der Kirche vorschreibt? Könnt Ihr ein solches Verfahren mit den Gesetzen in Einklang bringen?“

„Allerdings kann ich das“, erwidert der Redakteur, „denn Euer Glaube, eben so wenig wie jeder andere christliche, schreibt Reliquien-Verehrung vor; und eben so gut, wie unser Gesetz einem Quacksalber das Handwerk legen darf, ist es auch berechtiget, jedem andern öffentlichen Skandal ein Ende zu machen. Denn eine Unwahrheit zu sagen, ist allein

tadelnswerth, wenn sie aber mit frecher Zuversicht auf die Dummheit der Menge öffentlich und ohne Scheu einem aufgedrungen wird, dann nenne ich es einen öffentlichen Skandal!"

Eben rüstete sich der Advokat zu einer Erwiderung, als der Pfarrer zwischen die Beiden trat:

„Diese heilige Hülle des allerheiligsten Kleides, das unser Erlöser getragen hat, ist mir von Trier durch einen der treuesten Diener des bischöflichen Stuhls, Agnes Cecilius Römer, überbracht worden." — Dies sagend ergriff er die Hand jenes Mannes, der beim Eintreten der Deputirten neben ihm auf dem Sopha gesessen hatte; es war derselbe, dessen schimpflichen Empfanges unter den drei reisenden Predigern im Wirthshause zum blauen Hechte wir schon erwähnt haben.

„Und Nichts in der Welt", fuhr der Pfarrer fort, „soll mich hindern, diese Reliquie den Gläubigen in dieser Stadt zu zeigen, damit sie durch den Anblick derselben in ihrem festen Anhalten an die apostolische Kirche gestärkt und ermuthigt werden."

Er sprach fest und entschlossen, so daß der

Redakteur dadurch in merkliche Verlegenheit gesetzt wurde und eine Weile Stillschweigen beobachtete. Dieser schien auf eine Antwort zu sinnen, als die Scene durch einen unerwarteten Vorfall plötzlich eine andere Wendung bekam. Der Farmer Gottlob, dessen Unglück wir schon erwähnt haben, war seinem Wohlthäter, dem Redakteur, wie ein treuer Pudel auf dem Fuße gefolgt; auch war es ihm gelungen, in das Wohnzimmer des Pfarrers zu gelangen. Der Mann auf dem Sopha neben dem Geistlichen hatte schon anfangs seine Aufmerksamkeit gefesselt. Er glaubte ihn früher irgendwo gesehen zu haben — doch war er darüber nicht gewiß. — Als Kanonikus Römer den ihm gebotenen Handdruck des Pfarrers erwiderte, erhob er sich dabei, wodurch das volle Licht der in der Mitte des Zimmers schwebenden Lampe auf sein Gesicht fiel, Gottlobs Augen stierten — er fand, daß er sich nicht geirrt habe — seine Fäuste ballten sich — und mit einem Satze war er dem Kanonikus zu Leibe und hatte ihn bei der Kehle gefaßt.

„Schurke!“ schrie er, „Du bist derjenige, der mich so schändlich mit dem Verkaufe des Farms betrogen hat!“

Erstaunt legte sich der Sheriff ins Mittel und riß Gottlob von seiner Beute, während der Pfarrer ihm zurief, den zügellosen Menschen zu entfernen. Allein der Sheriff sah wohl ein, daß der schlichte Farmer einen andern Beweggrund zu falscher Handlungsweise haben müsse; und er hörte ihn ruhig an, als er versuchte, sich zu erklären; der Redakteur kam ihm dabei zu Hülfe, so daß der Gerichtsbeamte triftige Gründe zum dringendsten Verdacht gegen Agnus Cecilius Römer vorfand. Er fragte den Bauer, ob er auch seiner Sache gewiß sei und ob er sich nicht auch in der Person irre.

„Sicher? ja, ich würde den Heuchler unter Tausenden wieder erkennen, obschon er seinen Bart etwas geschoren hat und ein wenig heilig aussieht!“

Die Aussage des Farmers schien offenbar den Stempel der Wahrheit zu tragen und deshalb schenkte man seinen Worten Vertrauen, wenn auch nicht unbedingten Glauben. Indessen ist es unnöthig, das Hin- und Herreden darüber wiederzugeben, und wir beschränken uns blos darauf, zu berichten, daß der Gerichtsbeamte sich verpflichtet

fühlte, die zwei Parteien ohne Verschub vor den Friedensrichter zu führen. Während man also den Kanonikus und Gottlob einstweilen den Händen der Justiz überlieferte, verbreitete sich unter dem Volkshaufen das Gerücht: der Pfarrer sei selber mit der in Rede stehenden Hülle des heiligen Rockes betrogen worden, und es würde daher nicht zu einer Ausstellung derselben kommen. Dadurch ward natürlich der ganze Vorfall ins Lächerliche gezogen, und man begab sich, ohne ferner die Ruhe zu stören, nach Hause. Kanonikus Römer nebst Gottlob mußten es sich gefallen lassen, die Nacht in Nemesis Hallen zu verweilen. Am folgenden Tage aber fand eine Untersuchung statt, durch deren Resultat sich der Richter zur fernern Haft des vorgeblichen Kanonikus veranlaßt fühlte; Gottlob natürlich wurde in Freiheit gesetzt.

Dämit die Erzählung nicht abgebrochen werde, wollen wir das Schicksal Römers etwas weiter verfolgen, obgleich der Ausgewiesene erst später davon in Kenntniß gesetzt worden war.

Man hatte ein förmliches Indictment wegen Verfälschung gegen Römer eingebracht; aber die

Beweisführung dazu konnte nicht vollständig geliefert werden, da das unumgänglich erforderliche Beweismittel „das verfälschte Dokument" zerstört worden war. Man sah sich also genöthigt, Betrug gegen ihn zu bringen; und dieser Haken faßte Halt. Doch wurde der Prozeß sehr langwierig, da verschiedene Zeugen erst von entfernten Theilen der Union herbeigerufen werden mußten; so daß Römer, da er keine Caution stellen konnte, über sechs Wochen im Gefängniß zu verweilen sich gezwungen sah, ehe über seine Schuld entschieden wurde. Aber der Pfarrer hätte billiger Weise diese Bürgschaft für ihn stellen können? wird man fragen. Allerdings; allein dazu wollte sich derselbe nicht verstehen, da dieser ehrliche, aber beschränkte Mann der ersten Untersuchung des Angeklagten beigewohnt hatte und dadurch zur Ueberzeugung gelangt war, daß der Mensch ein Betrüger sei. Es ärgerte ihn auch nicht wenig der Gedanke, daß er selbst von ihm hinter das Licht geführt, und daß das Ueberbringen der Hülle des heiligen Rockes nur ein Betrug sein könne. Um hierüber ins Klare zu kommen, hatte er einen Brief nach Trier geschrieben, worauf ihm folgende Antwort zukam:

Gruß und Segen ꝛc. ꝛc.

Mit größter Entrüstung haben wir vernommen, daß ein frecher Betrüger sich erdreisten konnte, die heilige Sache zu schändlichen Zwecken zu mißbrauchen. Es bedarf kaum einer weitern Bestätigung von uns, daß von hier aus keine Reliquie nach dem Lande des vielzüngigen Drachens geschickt worden ist, da uns die heiligen Ueberreste viel zu kostbar erscheinen, als daß wir sie den tückischen Fluten des Oceans anvertrauen möchten.

Trier, den . . . . . 1844.

gez. Arnoldi.

Auf Grund dieses Briefes reichte nun auch der Pfarrer, beiläufig gesagt, ein Simpleton, eine Klage wegen Betrug gegen den Kanonikus ein, während sich derselbe noch im Kerker befand. Diese Klage wurde jedoch von den Gerichten abgewiesen und zwar aus dem Grunde, daß es erstlich im Gesetzbuche keinen Artikel gebe, der das Ausgeben unächter Reliquien für ächte verpöne; zweitens, daß es im vorliegenden Falle überhaupt unmöglich sei, zwischen ächt und unächt zu unterscheiden, indem die Behauptung an und für sich „ein achtzehnhundert Jahre altes Kleid könne noch vorhanden sein“ zu

unsinnig sei, als daß die Richter ihre Zeit mit Discussionen über dergleichen Sachen verschwenden könnten. Ferner erachtet das Gericht es für seine Pflicht, den Pfarrer zu ermahnen, es künftig nicht mehr mit solch aberwitzigen Anträgen zu belästigen; widrigenfalls es sich genöthigt sähe, ihn wegen Unehrerbietigkeit gegen den Gerichtshof zu belangen. Es nimmt sich auch die Freiheit ihn zu erinnern, daß es ihm überhaupt besser anstehen würde, das Prinzip des Christenthums zu lehren, als sich mit Aberwitz zu befassen, worüber jeder gesunde Menschenverstand erröthen müsse.

Kanonikus Römer wurde zu zwei Jahren Zuchthausstrafe verurtheilt, natürlich nicht wegen des Ausgebens der unächten Hülle für eine ächte, sondern weil er von Gottlob Geld auf eine betrügerische Weise erpreßt hatte. Von der Hülle des heiligen Rockes hörte man Nichts weiter, als das Gerücht: „des Pfarrers Magd habe sich aus dem Lappen eine Schürze genäht.“

Der Ausgewiesene konnte nicht umhin, sich darüber zu freuen, daß das Pfäfflein seinen Willen nicht bekommen, sondern sich in der ganzen Stadt

lächerlich gemacht hatte; und wenn er auch das tumultuarische Auftreten des Volkes durchaus nicht billigte, so wünschte er doch für Deutschland, daß daselbst jeder ähnliche Volks-Verdummungs-Versuch ein solches Ende nehmen möge, wie der gegenwärtige.

XV.

Ehe der Ausgewiesene sich noch in St. Louis heimisch gefühlt, sollte er die Stadt schon wieder verlassen. Aber es war diesmal zu seinem Vortheil; denn es war ihm gelungen, eine sehr gute Stelle zu erhalten. Dies verdankte er einem Freunde, der ihn bei einem gewissen Capitain Davis, Quartier-Meister der Vereinigten Staaten-Armee, empfohlen hatte. Capitain Davis war Quartier-Meister zu Fort Gibson, am Arkansas im indianischen Gebiete gelegen, von welcher kleinen Feste wir später noch sprechen wollen; er hatte eine Geschäftsreise in die Staaten angetreten und beabsichtigte in einigen Tagen wieder nach seiner Station zurückzukehren. Während seiner Abwesenheit war sein Schreiber, welchen er in Fort Gibson zurückgelassen hatte, mit

einer Summe Geldes entwichen, so daß es dem Capitain jetzt hauptsächlich darum zu thun war, nur einen jungen Mann zu finden, auf welchen er sich verlassen könne. In dieser Beziehung besitzen nun die Deutschen in den Vereinigten Staaten einen ausgezeichneten Ruf, und Meister Davis nahm daher, sobald er nur vernahm, daß der ihm Empfohlene ein Deutscher sei, gar keinen Anstand, sich mit ihm einzulassen. Daß der Ausgewiesene in der ersten Zeit wenigstens als Fremder nicht das zu leisten vermochte, was man billiger Weise von einem Einheimischen verlangen konnte, das berechnete er wohl, und war deshalb vorbereitet, die nöthige Nachsicht mit ihm zu haben, wenn er nur sonst ein aufgeweckter Kopf sei. Des Capitains Gemahlin erbot sich deshalb, ihn auf den Zahn zu fühlen, und wenn sie ihn würdig befunden, ihn zu engagiren. Ich sage, des Capitains Gemahlin, denn Mißtreß Davis war ein Blaustrumpf und der Capitain hatte keinen Willen außer dem ihrigen.

Es wurde daher ein Tag bestimmt, an welchem der Ausgewiesene dem Paar seine Aufwartung machen sollte; die Stunde war auf 9 Uhr Morgens festgesetzt, da diese frühe Stunde, wie die Dame

behauptete, zu einer geistreichen Conversation am passendsten sei. An dem verabredeten Morgen begab sich unser Held also in den Gasthof, wo die Beiden wohnten, und wurde ohne Weiteres in das Zimmer, welches dieselben einnahmen, geführt. Dieses diente ihnen zugleich als Wohn- und Schlafzimmer. — Glücklicher Weise hatte man den Ausgewiesenen auf Mißtreß Davis Charakter vorbereitet; denn sonst würde er vielleicht nicht gewußt haben, wie er sich benehmen sollte; wie es war, erstaunte er über das, was er in dem Zimmer bemerkte dennoch.

Die Dame saß auf einem Sessel ohne Lehne vor einem Toiletten-Tische im Negligée, welches aus einer langen weißen Robe bestand, die vorne offen und um die Taille durch einen rothen seidenen Shawl zusammen gebunden war. Dieses Gewand schimmerte etwas ins Gelbliche über, woraus der Ausgewiesene nicht die vortheilhaftesten Schlüsse für die Häuslichkeit der Dame zog. Ihr Kopf, der sich nachlässig auf ihrem auf dem der Toilette ruhenden Arme wog, war mit keinem Nachthäubchen bekleidet, sondern ihr langes Haar war ohne Sorgfalt aufgewunden, so daß die Hälfte desselben unordentlich

ihren Nacken bedeckte. Man konnte sie im Allgemeinen ein schönes Weib nennen, nur waren ihre Gesichtszüge etwas zu markirt, welches mit der Nachlässigkeit in ihrem Anzuge gerade keinen angenehmen Eindruck hervorbrachte. Dem Ausgewiesenen kam beim Anblick dieser Frau das Wort „Blaustrumpf", von welchem sein Freund Gebrauch gemacht hatte, wieder in den Sinn und seine Blicke schweiften unwillkürlich über ihre Formen von dem Haupte zur Taille, die mit einer rothen Schürze umwunden war, und von da auf die Füße, blos um zu sehen, ob sie denn auch wirklich blaue Strümpfe trage. Aber da erblickte er denn, oh Schrecken! weder weiße noch blaue oder rothe Strümpfe, sondern ihre Füße, die gerade nicht in eleganter Weise auf einer Fußbank ruhten, waren ohne Strümpfe und staken nackt — nicht in Pantoffeln etwa — aber in Schnürstiefelchen, die nicht einmal zugeschnürt und deren Kappen niedergetreten waren. Besaß Mißtreß Davis keine Strümpfe? dachte er. — Das Räthsel klärte sich ihm jedoch, ehe er das Zimmer verließ, noch auf; denn er bemerkte auf einem Stuhle in der Nähe des Bettes zwischen Unterröcken, Corsetten und dergleichen weiblichem Zubehör fünf

bis sechs weiße Frauenstrümpfe, die aber alle einer Wäscherin entbehrt zu haben schienen. Auf der Toilette vor der Dame lag unter anderen Sachen ein halb beschriebener Bogen Papier ausgebreitet, und da auch eine Feder noch hinter dem Ohre der Lady stak, so schloß der Ausgewiesene, daß sie eben vor seiner Ankunft mit Schreiben beschäftigt gewesen sein müsse. Er warf einen Seitenblick auf den Bogen und bemerkte am obern Ende desselben in großen Buchstaben das Wort „Ode." Also Mißtreß war Dichterin und eben beschäftigt gewesen, eine Ode zu schreiben. Dazu hatte sie übrigens eine sehr unpassende Stunde gewählt; denn ihr Ehemann, der Capitain, lag noch im Bett und neben ihm lag ein kleines Kind; ein anderes ruhte in seinen Armen, dessen Schreien er bemüht war zu beschwichtigen, während seine Frau ganz unbekümmert darum eine Ode schrieb. — Als der Ausgewiesene in das Zimmer trat, stellte das Kind sein Schreien ein, fing aber bald wieder an, Mißtreß Davis erhob sich nicht von ihrem Sitze, sondern nickte hochmüthig blos mit dem Kopfe und bat den Fremden, sich niederzulassen, während der Capitain einige Entschuldigungen über die im Zimmer herrschende Unordnung, so wie auch

über sein eignes und seiner Gemahlin Negligée stammelte. Und wirklich dazu hatte er Ursache; denn da der Deutsche sich nach einem Stuhle umsah, erblickte er keinen, worauf nicht Kleidungsstücke oder andere Siebensachen lagen; er mußte also erst einen räumen und dann nahm er in geringer Entfernung von der Dame Platz.

Mißtreß Davis begann ohne alle Vorrede die Examination des Ausgewiesenen, indem sie ihn fragte, ob er glaube, er könne in der englischen Sprache fertig werden.

Dieser bejahte die Frage, und die Lady händigte ihm den schon erwähnten Bogen ein und bat ihn zu lesen. Eben hatte der Ausgewiesene angefangen, so fing das Kind heftig an zu schreien, dessen sie jedoch gar nicht achtete und keine Miene machte, dasselbe ihrem Manne abzunehmen, um es zur Ruhe zu bringen; sie bedeutete vielmehr ihrem Examinenten fortzufahren und sich nicht stören zu lassen. Dieser las, während die Literatin ihn mit pünktlicher Genauigkeit in der Aussprache corrigirte. Das wäre dem Ausgewiesenen für die Dauer sehr langweilig geworden, besonders da das Kind noch immer schrie, wenn ihm der Anblick der Reihe weißer Zähne, welche

24

die Lady, indem sie ihm die Aussprache des th verdeutlichte, jedesmal zeigte, auf erotische Gedanken geführt hätte.

„Und wißt Ihr, von wem die Ode ist?“ sprach sie, nachdem er mit dem Ablesen derselben fertig war.

Er dachte eine Weile nach, und erwiderte dann nicht ohne Absicht, „von Pope, wenn ich mich nicht irre.“

„Woran erkennt Ihr das?“

„An dem poetischen Schwunge — an der Gedankenfülle, die man in jeder Zeile trifft — an der Gediegenheit und an der Auswahl der Ausdrücke . . . .“

Mißtreß Davis lächelte wohlgefällig, nahm das Papier zurück und sagte ihm dann, daß er sich irre, die Ode sei von ihr selbst verfaßt. — Der Ausgewiesene that, als sei er darüber sehr erstaunt; er machte eine Verbeugung und wünschte ihr Glück zu der Dichterschaft. Das nahm sie äußerst günstig auf. Der Schmeichler sollte aber schon gleich darauf die Früchte seiner Schmeichelei ernten, denn Mißtreß Davis wandte sich an ihren Mann und sprach zu ihm in einem entschiedenen Tone:

„Capitain, Ihr habt gehört, daß der Deutsche wohl der englischen Sprache mächtig ist, und es wäre daher rathsam für Euch, ihn zu engagiren."

Master Davis sagte ja, und fügte unruhig hinzu, sie möchte ihm doch das Kind abnehmen. Dessen achtete sie aber nicht, sondern schickte sich an, einen Contrakt anzufertigen, und nachdem sie denselben vollendet hatte, mußte der Ausgewiesene ihn copiren. Dieser war laut demselben mit 75 Dollar per Monat von Capitain Davis für das Quarter-Master Office zu Fort Gibson engagirt worden, und zwar für ein Jahr. Die Dame corrigirte nun noch einige orthographische Fehler in der Copie und reichte beide ihrem Manne zur Unterschrift; auch der Ausgewiesene unterschrieb dieselben und jede Partei behielt eins. Derselbe wollte jetzt seinen Abschied nehmen, da er glaubte, die Zeit sei doch etwas ungelegen für das edle Paar, aber Mißtreß Davis hielt ihn zurück und knüpfte ein Gespräch mit ihm an, natürlich über Literatur.

„Ich bin der Meinung", sagte sie unter andern, daß es die heilsame Wirkung unserer republikanischen Verfassung ist, welche unserm Geschlechte Gelegenheit gegeben hat, sich von dem tyrannischen Joche

der Männer zu befreien, oder doch wenigstens dasselbe zu mildern. Wie Ihr während Eurer kurzen Anwesenheit in den Vereinigten Staaten wahrscheinlich schon wohl bemerkt haben werdet, haben wir mit dem andern Geschlechte ehrlich getheilt, indem wir demselben das Fach der Politik überließen und dasjenige der Belletristik selbst cultiviren. Ich glaube, es ist die Bestimmung der Frauen, sich damit zu beschäftigen; denn es sagt ihren Fähigkeiten und ihrem Gemüthe am besten zu. Wir Amerikanerinnen haben damit den Anfang gemacht, und der Versuch ist nicht mißglückt."

Dies sagend nahm sie einen Stoß literarischer Zeitschriften, wie New-Mirrar, Godey's Lady'sbook, Graham's Magazine u. s. w. u. s. w. aus einer Lade der Toilette und zeigte ihm gleichsam als Beweis für ihre Worte die hundert Aufsätze, die von weiblichen Schriftstellern geliefert worden waren. Und darin hatte sie freilich nicht unwahr gesprochen, denn man findet in der ganzen Welt, möchte ich behaupten, nicht eine solche Anzahl von Schriftstellerinnen und Dichterinnen u. s. w., wie in den Vereinigten Staaten. Wenn man sich davon überzeugen will, so braucht man sich nur die Mühe zu

geben, jene eben genannten periodischen Blätter, so wie zwanzig andere nachzusehen, und man wird unter zehn Aufsätzen immer neun finden, die aus weiblicher Feder flossen.

Der Ausgewiesene sann noch auf eine passende Antwort, als er durch einen eigenthümlichen Umstand beinah aus der Fassung gebracht worden wäre. Mißtreß Davis hatte, wie wir schon bemerkt haben, ihre Füße auf einem Fußbänkchen ruhen lassen; als aber der Fremde jetzt wieder nach dem interessanten Gegenstande hinblickte, fand er, daß sie ihre Beine übereinander geschlagen hatte, wodurch denn, da wie gesagt, die Robe vorn offen war, so viel von den niedlichen Füßchen sichtbar geworden war, um es dem jungen Mann höchst wunderlich ums Herz werden zu lassen. Bei dieser kritischen Sachlage war ihm die Erscheinung des Capitains, der mittlerweile sein Bett verlassen hatte, sehr angenehm. Derselbe mußte sich wohl darin gelangweilt haben; denn sobald das Kind still geworden war, zog er die Bettvorhänge zusammen, langte nach seinen Beinkleidern und Morgenrock, machte also hinter den Vorhängen eine kurze Toilette und zog jetzt, indem er dem Gespräche eine andere Wendung gab, die Aufmerksam-

keit des Ausgewiesenen von dem verführerischen Gegenstande ab.

Es wurde zwischen den Dreien verabredet, daß sich der neue Schreiber per Wasser nach Fort Gibson begeben sollte, da Capitain Davis und seine Ehehälfte beabsichtigten, zu Land zu reisen und zwar über Fort Elevenworth, wohin er sie nicht gut begleiten konnte. Man händigte ihm also Briefe an den Commandeur des genannten Forts ein, so wie auch Reisegeld, und bestimmte morgen als den Tag seiner Abreise. Viele Vorbereitungen hatte er nicht zu treffen, daher verursachte ihm seine schnelle Abreise keine weiteren Unannehmlichkeiten, und der folgende Tag sah ihn auf einem Dampfboote, welches stromabwärts fuhr.

Die Reise bis Napoleon am Ausflusse des Arkansas bot ihm im Allgemeinen wenig Interessantes dar, besonders da er sie schon kannte, und auch selbst die Gegend vom Ausflusse des ebengenannten Flusses bis Little-Rock, der Hauptstadt des Staates Arkansas, ist höchst unromantisch und bietet keinen Wechsel in der Scenerie; Nichts wie Alluvial-Land und Wälder, gefüllt mit Sycomoren, Pappeln u. s. w. zu beiden Seiten, welche, da das Terrain immer

flach ist und durch keine Hügel noch Gebirge unterbrochen wird, im Ganzen einen höchst einförmigen Anblick gewähren. Einige funfzig bis sechszig Meilen oberhalb Little-Rock nimmt jedoch die Gegend einen ganz verschiedenen Charakter an. Die Ufer des Stromes werden höher, werden zu Hügelketten, man erblickt in der Ferne blaue Gebirge und bald wird der Fluß von steilen und felsigen Gebirgen so eingeengt, wie ungefähr der Rhein oberhalb Bonn. Es ist das Ozark-Gebirge, welches sich die Ufer des Arkansas entlang zieht, und dessen höchste Spitze wohl 5000 Fuß über der Wasserfläche erhaben sein mag. Der Ausgewiesene wähnte eine große Aehnlichkeit mit der Rheingegend zu finden, besonders als man die sogenannten Dardanellen erreichte, zwei Bergrücken, welche an beiden Seiten des Stromes gerade gegen einander über, die Gewässer desselben beengen. Nur fehlen hier die Ruinen von Burgen und Schlössern, um das Bild vollkommen zu machen; allein es war ihm nicht unlieb, diese hier nicht zu sehen, da der Anblick derselben doch wohl in jeder Menschenbrust, welche für das Wohl der Menschheit sich hebt, manche niederschlagende Erinnerungen an Unterdrückung, an Grausamkeit und

an freches Spieltreiben mit den Rechten des Menschen hervorrufen muß. Zwar knüpfen sich auch manche Erinnerungen von Großthaten, von heldenmüthiger Aufopferung, von reiner Liebe an diese Burgen, aber im Allgemeinen ist die Geschichte derselben eine ewige Wiederholung von Unterdrückung auf der einen Seite und Kampf gegen dieselbe auf der andern. Allerdings, der Gedanke, daß um die gegenwärtige Zeit Vieles besser geworden, ist nicht unerfreulich; aber dann tauchte wiederum die Betrachtung auf, daß es weit besser sein könnte, und das Bewußtsein allein, daß wir nicht sind, wozu die Natur uns bestimmt hat, muß alle erfreulichen Gedanken wieder aufwiegen.

Es war eine sternhelle Nacht, das Dampfschiff mochte wohl schon über hundert und funfzig Meilen von Little-Rock entfernt sein, als der Ausgewiesene, welchen theils das wilde Romantische der Gegend, theils auch Schlaflosigkeit aus seinem Bette genöthigt hatte, auf dem Herricane-Deck stand und betrachtete, wie das schnelle Boot auf seiner einsamen Fahrt an den dunkeln Schieferfelsen, deren Kuppen mit Eichen bekränzt waren, vorbeiflog. Vor ihm waren die Gewässer des Arkansas ausgebreitet, so

klar wie ein See und schienen in weiter Ferne von den Gebirgen ganz eingeschlossen zu sein, so daß er oft vergebens seine Augen anstrengte, um einen Ausweg zu erspähen. Hinter ihm hatte der Räderschlag des Bootes bereits die Ruhe des Stromes gestört und seine gelblichen Wellen schäumten ärgerlich gegen die Ufer. Die Feuer unter den Kesseln erleuchteten die Gewässer unterhalb zwanzig bis dreißig Schritt um das Boot; aber jedesmal, wenn neue Schichten Holz darauf geworfen wurden, stieg eine Säule Funken von den Schornsteinen empor, welche die Gegend ringsum, Wälder und Felsen, erhellte.

Als er nun in mancherlei Betrachtungen versunken auf dem Verdeck saß, dünkte es ihm, als vernehme er das Geräusch eines andern Dampfschiffes in der Ferne. Anfangs dachte er, es sei das Echo des Bootes, auf welchem er sich befand, aber als man jetzt einen Gebirgsrücken passirt hatte, wodurch sich eine weite Fernsicht auf die zurückgelegte Strecke eröffnete, bemerkte er deutlich die Signal-Lampe eines andern Bootes. Bald verschwand es wieder seinen Blicken, da der Fluß eine kurze Biegung machte. Der Ausgewiesene blieb noch eine Stunde

auf dem Verdeck und wollte sich dann zur Ruhe begeben, als er das Geräusch des nahenden Bootes ganz in der Nähe vernahm. Er wartete noch einige Minuten, bis man wieder freiere Aussicht auf den Strom hatte, und da bemerkte er das andere Boot in nicht mehr als einer halben englischen Meile Entfernung hinter sich. Dasselbe hatte also bedeutende Fortschritte gemacht und mußte bedeutend schneller fahren, wie dasjenige, auf welchem er sich befand. Der Lootse wurde nun auch aufmerksam darauf und schickte einen Matrosen hinunter, um den Capitain zu holen. Dieser kam herauf und gewahrte mit Aerger, daß das andere Boot solche Fortschritte gemacht hatte und vielleicht in einer Stunde schon weit vor ihm voraus sein würde.

„Bei Gott, das Vergnügen wollen wir ihm vereiteln", schrie der Capitain, „meine Jungen da unten, werft mehr Holz aufs Feuer, wahrhaftig das dürfen wir uns nicht nachsagen lassen, daß jenes kleine Boot schneller ist wie das unserige!"

Das war genug für die Feuerleute unten, und nunmehr begann das tollkühne Wettrennen der beiden Dampfböte. Die Capitaine von beiden wollten die Güte und Schnelligkeit ihres Fahrzeugs proben;

und da die zwei Böte mittlerweile neben einander fuhren, so bestrebten sie sich, der eine vor den andern zu kommen. Auf dem Verdeck, auf welchem der Ausgewiesene saß, versammelten sich mehrere Passagiere, um das Wettrennen zu betrachten, und auch auf dem rivalisirenden Fahrzeuge waren viele Menschen oben versammelt, und sobald wie eines der Böte nur einen Fuß breit zuvor kam, ertönte von dem Verdeck desselben ein gellendes Triumphgeschrei in die stille Nacht. Beide thaten ihr Bestes, kein Holz wurde gespart, die Feuer glühten wie ein Paar Vulkane und aus den Schornsteinen derselben stiegen dunkelrothe Funkensäulen. Dennoch schien es, als wolle das fremde Boot einen Vorsprung gewinnen; denn die Mitte desselben war beinah mit dem Kiel desjenigen, worauf der Ausgewiesene sich befand, gleich. — Da aber konnte es der Capitain des letzteren nicht länger dulden; er ließ Whiskey unter die Feuerleute vertheilen, um sie zu größerer Anstrengung, das Feuer glühend zu erhalten, zu ermuthigen; und als auch das noch nicht merklich fruchtete, mußten sie Pech und Theer in die Flammen gießen, um die Hitze zu vergrößern. — Mehrere Passagiere wurden jetzt ängstlich und machten dem Capitaine

Vorstellungen, das Leben so vieler Menschen doch nicht aufs Spiel zu setzen; aber er antwortete ihnen, daß er sein Boot kenne, und auch wüßte, wie viel die Kessel desselben ertragen könnten. Der Maschinist sandte ihm jetzt Botschaft, daß gerade so viel Dampf vorhanden wäre, als die Kessel nur ertragen könnten, und ließ auch zu gleicher Zeit einen Theil desselben durch die Schornsteine fahren und befahl den Feuerleuten, mit dem Heizen einzuhalten, so wie die Thüren der Oefen zu öffnen, damit die ungeheure Glut vermindert werde. Jedoch wüthend darüber rannte der Capitain hinunter, befahl gerade das Gegentheil und sagte dem vorsichtigen Maschinisten Grobheiten. Wieder warf man den Theer mit breiten Schaufeln in die Flammen, man schloß die Thüren zu den Oefen — und das half, denn nunmehr ertönte das Triumphgeschrei von diesem Boote. Aber kaum war das letzte Echo desselben in den umliegenden Gebirgen und Wäldern verschollen, da erschütterte eine entsetzliche Explosion die Atmosphäre — in demselben Augenblicke fühlte sich der Ausgewiesene emporgehoben.— fortgeschleudert — sein Bewußtsein schwand — und er erwachte erst dann, als er die kalten Wellen über seinem Haupte

zusammenschlagen fühlte. Er war ein guter Schwimmer und arbeitete sich bald empor; und als er sich umblickte, fand er sich in einer kleinen Entfernung von ungefähr 40 Schritt vom Ufer. Halb betäubt, wie er war, gelang es ihm dennoch, das Land zu erreichen, und da erblickte er denn eine jammervolle Scene. Das Dampfboot, oder vielmehr die Kessel desselben, war explodirt, und das ganze Gebäude über den Kesseln erschien wie weggesetzt zu sein, der übrige Theil desselben brannte lichterloh. Der Strom war mit brennenden Trümmern bedeckt, unter welchen Menschen umher schwammen, von denen viele tödtlich verletzt waren, sich aber dennoch instinktmäßig eine Zeitlang über den Fluten erhielten, um jedoch bald wieder in dieselben zurückzusinken und von dem Elemente erstickt zu werden; anderen, die weniger bedeutende Verletzungen empfangen hatten, gelang es, das Ufer zu erreichen, oder wurden von den kleinen Böten, welche das andere Dampfschiff zur Rettung ausgesandt hatte, aufgenommen. Dieses hatte auch bedeutenden Schaden erlitten, da es zur Zeit der Explosion nicht über 50 Fuß von dem andern entfernt gewesen war; es hatte seine Schornsteine verloren und außer andern kleinen

Schäden zwei Feuerleute gefährlich verwundet. Aber an dem Ufer zunächst bot sich ein noch herzzerreißenderer Anblick dar, denn die meisten Opfer, welche von der Explosion bis hierhin geschleudert wurden, waren gräßlich verstümmelt worden, da sie meistens auf Felsen oder auf Baumstämmen niederfielen. Einige hingen noch in den Aesten riesiger Bäume, aber tödtlich verletzt; andere waren von den dichten Zweigen derselben aufgefangen worden, und kletterten später, nur mit leichten Verletzungen behaftet, herunter. Unter den Leichen, welche man in der nächsten Stunde theils aus dem Wasser zog, theils an den Ufern fand, waren allein dreizehn bei lebendigem Leibe im wörtlichen Sinne des Wortes gesotten; sieben waren ganz zerschmettert; und von den Verwundeten, die man noch lebend fand, starben fünf schon in der nächsten Stunde. Einige Wochen später erfuhr der Ausgewiesene aus den Zeitungen, daß die Zahl der Todten und gefährlich Verwundeten im Ganzen einunddreißig betragen habe. Doch wollen wir das Gefühl des Lesers nicht länger in Anspruch nehmen und nur kurz berichten, daß der Ausgewiesene seinen Theil zur Rettung der Unglücklichen beitrug, dann aber von den Scenen des

Jammers so angegriffen wurde, daß er beschloß, die Stätte sobald wie möglich zu verlassen; denn da er Nichts von Chirurgie verstand, so konnte seine Hülfe von keinem Nutzen sein. Das Dampfschiff aber, nachdem es seine Schornsteine wieder hatte aufrichten lassen, kehrte mit der Ladung Todter und Verwundeter eiligst nach Little-Rock zurück, damit erstern ein anständiges Begräbniß, letzteren aber ärztliche Hülfe zu Theil werde. Man hatte dem Ausgewiesenen gesagt, daß der nächste Ort, Clerksville genannt, ungefähr sechs englische Meilen von der Unglücksstätte entfernt sei, und dahin richtete er denn seine Schritte. Den Weg zu finden, machte ihm keine Schwierigkeiten. Er befand sich indessen in einem höchst unangenehmen Zustande, denn da die Nacht schwül gewesen war, so hatte er die Stunden auf dem Verdeck ohne Rock, Weste und Hut zugebracht, so daß ihm die Kühle des nahenden Morgens jetzt sehr empfindlich ward. Er verdoppelte seine Schritte, um warm zu werden, und als die Sonne ungefähr eine Stunde schon über den Wäldern geschwebt hatte, kam er in Angesicht der kleinen Stadt. Aber ein Trupp Reiter, welcher von dem Orte kamen, hielt ihn an, und man fragte ihn nach seinem Namen,

wohin er wolle u. s. w., etwas Sonderbares in den Vereinigten Staaten, wo jeder reist ohne Paß oder sonstige Legitimation, wohin er Lust hat. Er antwortete barsch, daß das Niemanden anginge und bat, ihn mit dergleichen Fragen nicht ferner zu belästigen. Damit war jedoch der Anführer der Reiter, die nach ihrer Kleidung Farmer zu sein schienen, durchaus nicht zufrieden, sondern er näherte sich ihm und sprach in einem bestimmten Tone:

„Freund, ich bin der Sheriff des Ortes und habe als solcher ein Recht, Euch zu befragen. Es sind in den letzten drei Wochen so viele Pferdediebstähle vorgefallen, daß der County-Court es für gut befunden hat, mich in Begleitung einiger Freunde auszusenden, um das Land von Vagabunden zu säubern. Auch sind wir einigen Verbrechern auf die Spur gekommen. Wer seid Ihr, wo kommt Ihr her?"

Der Ausgewiesene erzählte nun den Unfall mit dem Dampfboote, wodurch er sein Erscheinen in dieser Gegend erklärte. Die Leute lachten aber darüber und wollten ihm nicht glauben.

„Wenn ein Dampfboot explodirt wäre, so hätten wir sicher in unserm Orte den Knall davon

gehört, erzählt das leichtgläubigern Leuten, als uns."

Während er dies sagte, nahte sich ihm einer seiner Begleiter, zog ein Stück Papier hervor und machte den Gerichtsbeamten auf etwas darin Enthaltenes aufmerksam, wobei er zu gleicher Zeit auf den Ausgewiesenen zeigte.

„Ganz richtig — blondes Haar — blaue Augen — gebogene Nase — er entspricht ganz der Beschreibung des Pferdediebes!" hub der Sheriff wieder an, „Ihr müßt uns folgen, Ihr seid mein Gefangener im Namen des Staates!"

Der Ausgewiesene suchte jetzt mechanisch nach den Briefen des Capitains Davis, fand aber zu seinem Schrecken, daß auch diese mit dem Rocke verloren gegangen waren. Alle Vorstellungen halfen Nichts, die Leute glaubten einen Verbrecher aufgegriffen zu haben, und so mußte er denn nolens volens ihnen folgen. Aber das Schlimmste war, daß man es gar nicht einmal der Mühe werth hielt, seinetwegen zur Stadt zurückzukehren, sondern man nöthigte ihn, als Gefangener bei dem Trupp zu verbleiben, welcher jetzt die Wälder durchstreifte, um andere Diebe u. s. w. aufzufinden. Zu Fuß mußte

er also in der Hitze des Tages umherirren, ohne daß irgend einer dieser Männer auf seine Vorstellungen achtete. — Die Nacht brach ein, und ermüdet bis zum Tode, erreichte man endlich das Städtchen wieder. Der Sheriff stieg vor dem Gefängniß ab, und bald darauf fand sich der Ausgewiesene in einem finstern Raume und hörte die eichenen Thüren verriegeln. Eine Zeitlang tappte er in der Dunkelheit umher, als aber seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, gewahrte er, daß er auch einen Gesellschafter im Gefängniß habe. Mit diesem versuchte er ein Gespräch anzuknüpfen, allein derselbe schien zu keiner Unterhaltung aufgelegt zu sein; er drehte sich ärgerlich auf seiner Streu und würdigte den neuen Hausgenossen keiner Antwort.

Nach einer Stunde öffnete man die Thür, und der Gefangenwärter trat mit einem Licht herein und brachte den Zweien ihr Abendessen. Der Ausgewiesene bemerkte gleich, daß seine Nahrung weit besser war, als die, welche man dem andern Gefangenen hingestellt hatte; doch dachte er nicht weiter über diesen Umstand nach. Der Gefangenwärter hatte ihm das Licht zurückgelassen, und als er erst seinen Hunger gestillt, schaute er neugierig zu seinem Gesell-

schafter herüber, der noch immer auf der Streu liegend ihm den Rücken zugekehrt hatte. Leider konnte er nicht abwarten, bis derselbe sich von dem Lager erheben würde, um ihn dann näher in Augenschein zu nehmen, denn es schien, als habe man ihm gerade nur so viel Licht erlaubt, um sein Abendessen verzehren zu können, weil das kleine Stückchen Talglicht gleich, nachdem er damit fertig war, auch aufgebrannt war und erlosch.

Müdigkeit nöthigte ihn zuletzt, auch sein Lager zu suchen. Allein Schlaf blieb für einige Stunden noch seinen Augen fern; denn die Gedanken an die mißliche Lage, in welcher er sich befand, ließ ihm keine Ruhe. Er überlegte hin und her, wie er am besten den Leuten beweisen könne, daß er kein Vagabund, viel weniger aber ein Verbrecher sei; denn es war ja augenscheinlich, daß wegen der Aehnlichkeit seiner Person mit der des Verbrechers, welchen man suchte, nur ein Irrthum obwalte. Vergebens wünschte er die Ankunft des Morgens, die Nacht schien ihm eine Ewigkeit zu werden. Endlich sank er dennoch in einen festen Schlaf, um auf einige Stunden seine Sorgen zu vergessen.

Allein auch dieser sollte nicht von längerer

Dauer sein; denn ungefähr eine Stunde nach Mitternacht wurde er durch ein Geräusch über seinem Haupte erweckt. Es war jedoch kein völliges Erwachen, sondern nur ein Zustand zwischen Schlafen und Wachen, den man zuweilen vor der Zeit, um welche man gewohnt ist aufzustehen, empfindet. Es dünkte ihm, als vernehme er Hammerschläge und Menschenstimmen draußen, dann aber ward alles wieder still; aber von Neuem hörte er das Geräusch und jedes Mal deutlicher als zuvor. Endlich fiel ein gewichtiger Gegenstand bei seiner Seite nieder, welches ihn plötzlich munter machte; und um die Ursache zu erforschen, richtete er sich auf seinem Lager empor. — Da bemerkte er über seinem Haupte ein Loch in dem Gemäuer, durch welches die Strahlen des Mondes schienen und den Kerker theilweise beleuchteten. Instinktmäßig blickte er nach dem Lager seines Mitgefangenen, allein dieser war verschwunden. Jetzt wurde es ihm klar: derselbe hatte durchgebrochen und war entflohen.

Noch blickte der Ausgewiese verwundert auf die Oeffnung in der Mauer, unschlüssig, ob er sich des Ausweges bedienen sollte oder nicht; allein sein Verstand rieth ihm zu bleiben. Bald darauf schien

es ihm, als beuge sich Jemand von Außen zu dem Loche herab — es war so — er sah einen Kopf — erkannte ein Gesicht — und kalt überlief es ihn beim Anblick desselben. Es war ein schrecklich verzerrtes Gesicht, in dessen Zügen sich ein Hohnlächeln ausprägte, das er schon früher gesehen zu haben glaubte. Ihm ward zu Muthe, als sähe er ein Medusenhaupt vor sich; denn in diesen Zügen, in diesem höhnischen Grinsen glaubte er das ihm wohlbekannte Angesicht des Neger-Predigers Griffith erkannt zu haben.

Täuschte er sich? war die Erscheinung dieses eingefleischten Teufels blos ein Gaukelspiel seiner erhitzten Phantasie, oder sollte er seinen Augen glauben? und wie kam es, daß er den Menschen, der ihm in der Seele verhaßt war, und den er schon einmal erwürgt zu haben glaubte, an diesem Orte wieder sah? Das waren die Betrachtungen, mit denen er sich bis zum Anbruch des Morgens quälte. Er brachte in seinen Gedanken dieses Scheusal mit seiner Ellen in Verbindung und freute sich, daß er doch wenigstens ihre Unschuld mit seiner verruchten Nähe nicht beflecken konnte. Erfreulichere Bilder schwebten dann vor seiner Phantasie, unter welchen auch Mißtreß

Davis einen Platz einnahm. Diese Dame, obschon er jeden Blaustrumpf verachtete, hatte dennoch einen bessern Eindruck auf ihn gemacht, als er selbst erwartet hatte. Und auch später, als er sich zu Fort Gibson schon einheimisch gemacht hatte, wurde er nicht enttäuscht; denn das Schlimmste, was er von ihr befürchtete, nämlich daß sie sich in Geschäfts-Angelegenheiten mischen würde, wie überhaupt wohl solche emancipirte Weiber zu thun pflegen, traf nicht ein.

Endlich brach der Morgen ein, und mit ihm brachte der Gefangenwärter dem Ausgewiesenen sein Frühstück. Obgleich das Erstaunen desselben groß war, da er das Loch in dem Gemäuer erblickte und einen der Gefangenen nicht mehr vorfand, so wurde es doch noch größer, „den Ausgewiesenen unter diesen Umständen noch hier zu sehen." Warum derselbe diese Gelegenheit zur Flucht nicht benutzt habe, das wollte ihm gar nicht einleuchten. Er theilte ihm mittlerweile mit, daß man ihn um neun Uhr vor den County-Court fordern würde, damit er beweise, wer er sei, und überhaupt um zu ermitteln, ob er der Verbrecher wäre, den man suche. — Doch ehe noch diese Stunde geschlagen hatte, erschien der

Sheriff, um ihm seine Freiheit anzukündigen, und um ihn zu gleicher Zeit um Verzeihung zu bitten wegen der unrechtmäßigen Verhaftung, indem er erklärte, daß der wirkliche Pferdedieb, den man suche, schon während seiner Abwesenheit verhaftet worden sei, und daß es derselbe wäre, der in der vergangenen Nacht entsprungen sei. Dies hatte man dadurch erfahren, daß derselbe eine Note zurückgelassen, worin er sich über die sämmtlichen Gerichtsbeamten lustig gemacht, ja mit seinen Thaten geprahlt hatte.

Der Ausgewiesene empfing nun für seine Unannehmlichkeiten, denen er ausgesetzt worden war, eine angemessene Entschädigung in Geld von dem County-Court, welche ihm sehr erwünscht kam; denn auch seine Baarschaften waren in dem Schiffbruche verloren gegangen.

Er setzte also am nächsten Tage seine Reise über Land mit einem gemietheten Gaule fort, und er erreichte nach drei Tagen das kleine Städtchen van Buren. Hier fand er wieder Gelegenheit, auf einem Dampfschiffe, welches nach Fort Gibson fuhr, um der dort stationirten Garnison Provisionen zuzuführen. Einstweilen genüge es zu sagen, daß er

wohlbehalten daselbst ankam, und freundlich von den dortigen Offizieren und andern Beamten — selbst in Ermangelung seiner Briefe von Capitain Davis — empfangen wurde. Welche Abenteuer er aber in diesen entlegenen Hinterwäldern erlebte, wollen wir im nächsten Theile erzählen. —

Der

Ausgewiesene.

Zweite,

am 9. März 1848 befreite Ausgabe.

Zweiter Band.

Leipzig.

Verlag von Otto Wigand.

1848.

I.

Jenen Indianer-Stämmen, welche von der Regierung der Vereinigten Staaten theils durch gütliche Uebereinkunft veranlaßt, theils durch List und Gewalt genöthigt wurden, ihre Heimath zu verlassen, hat man in der Gegend, wo sich der Grandfluß in den Arkansas ergießt, neue Jagdgründe angewiesen. Die Gebiete dieser Indianer, hauptsächlich Cherokees, Chaktaws, Creeks und Seminolen, dehnen sich von Fort-Smith, dem äußersten westlichen Punkte des Staates Arkansas, bis zu den Gebieten der Osages und anderer Stämme des Oregon Territoriums aus. Der romantische Fluß Arkansas durchschneidet dieses Gebiet, indian-territory, wie es genannt wird in der Breite. Nördlich von dem Strome wohnen die Cherokees, deren Land im Osten

vom Staate Arkansas, im Westen von dem Verdigris, einem Nebenflusse des Arkansas, und nördlich durch den Staat Missoury begrenzt ist. Dem Arkansasstrome südlich wohnen die Chaktaws. Und an den Ufern des schon genannten Grandflusses (grand-river), der in einer Entfernung von circa vier englischen Meilen von der Mündung des Verdigris in den Arkansas fließt, hausen die aus Florida vertriebenen Seminolen und Creeks, und zwar noch in ihrer ursprünglichen Wildheit. Der Stamm der Cherokees, der aus den Staaten Nord-Carolina und Alabama hierhin verwiesen wurde, ist nicht nur allein der zahlreichste, sondern er hat sich auch von allen Urbewohnern Amerikas den Sitten der Weißen am zugänglichsten gezeigt. Diese Indianer besitzen ansehnliche Pflanzungen, zu deren Bebauung sie wie die Weißen Neger als Sclaven halten. Aus eigenem Antriebe haben sie Schulen in ihrem kleinen Bezirke errichtet — ja sie leben mit einem Worte, wie die Weißen. Dies wäre als ein Wunder zu betrachten, wenn man die Hartnäckigkeit, mit welcher die Indianer an ihren Sitten und Gebräuchen hängen, bedenkt; allein ich muß berichten, daß der ganze Stamm dermaßen sich mit den weißen Grenz-

bewohnern vermischt hat, daß man kaum hundert wirkliche Indianer unter demselben finden kann, und dieser Umstand macht das Wunder begreiflich. Dasselbe kann man auch von den Chaktaws sagen, die südlich vom Arkansasstrome wohnen.

Ungefähr in der Mitte dieser verschiedenen Stämme hat sich die Regierung der Vereinigten Staaten ein kleines Terrain vorbehalten, das vielleicht vier englische Quadratmeilen mißt, und darauf ist eine Feste erbaut, zu dem Zwecke, theils die Rothen im Zaume zu halten, theils Fehden, die sich zwischen den verschiedenen Stämmen entspinnen möchten, zuvor zu kommen oder gütlich beizulegen und die schwächern Stämme gegen ihre stärkern Nachbarn zu beschützen. Diese Feste heißt Fort Gibson und ist unmittelbar an dem schon erwähnten Grand-river gelegen, der einige Meilen davon in den Arkansasstrom sich ergießt. Die Lage derselben ist sehr romantisch. Gegen Norden erstreckt sich eine unermeßliche Prairie, die mit den endlosen Steppen des Oregon-Gebietes zusammenstößt und die den Bewohnern Fort Gibsons (Truppen der Vereinigten Staaten) ein ergiebiges Jagdgebiet für Büffel darbietet. Oestlich zieht sich eine dicht mit Waldung bewachsene

Gebirgskette den Saum der Prairie entlang und bildet eine angenehme Unterbrechung mit einförmigen Flächen der unabsehbaren Ebene. Diese Berge erscheinen einem, wenn man Tagelang in der Prairie gereist ist, wie Land, das sich plötzlich vor den forschenden Blicken des Seefahrers nach einer langen Reise aus der blauen Tiefe des Oregons aufgethürmt hat. Ein Zweig der Gebirgskette zieht sich bis an den Fluß und zwischen der tafelförmigen Inklination der Berge und dem Flusse befindet sich die Feste. Dieselbe besteht aber nicht etwa aus bombenfesten Gewölben, Thüren u. s. w., sondern sie ist wie alle Gebäude des Westens aus Baumstämmen errichtet, umgeben mit Pallisaden und mit kleinen hölzernen Thürmchen an jeder Ecke versehen, in welchen sich vier sechspfündige Kanonen befinden.

Die ganze Besatzung des Forts besteht aus ungefähr sechs Compagnien Infanterie und aus vier Compagnien Dragonern. Die Infanterie ist innerhalb der Pallisaden einquartiert, aber die Dragoner, die mit ihren Pferden einen größern Raum haben müssen und dieser ihnen in den engen Blockhäusern nicht geliefert werden kann, wohnen außerhalb der Pallisaden, in geräumigen schoppenartigen hölzernen

Häusern; jedoch nicht so weit von der Feste entfernt, als daß sie sich nicht im Fall eines Angriffs von Seiten der Indianer schnell in dieselbe zurückziehen könnten. Auch die Offiziere wohnen mit ihren Familien in leicht gebauten Sommerhäusern außerhalb der Pallisaden.

Da die Soldaten sowohl wie ihre Offiziere hierselbst, ein stilles, von der Welt abgeschiedenes Leben führen müssen, als natürliche Folge der Abgeschiedenheit des Ortes von allem menschlichen Verkehr, so hat die Regierung dafür gesorgt, daß die Besatzung eine reichhaltige Bibliothek bekomme, in welcher sich alle Bewohner dieser westlichen Grenzfeste durch Lectüre unterhalten können. Diese Bibliothek, welche durch jährliche Beiträge von den Offizieren unterhalten wird, befand sich in einem kleinen, aber niedlichen hölzernen Hause in einer Entfernung von funfzig Schritten von den Pallisaden des Forts, beschattet von einigen riesigen Eichen und Sycomoren. Den Unteroffizieren und Gemeinen war es gestattet, Bücher aus derselben zum Lesen zu nehmen, aber das Bibliothekzimmer oder Haus — denn das Gebäude bestand nur aus einem Zimmer — diente eigentlich den Offizieren und ihren Frauen als Kaf-

feehaus, in welchem sie des Tages über zusammen kamen und sich unterhielten.

Einige Wochen nach der Ankunft des Ausgewiesenen befanden sich in demselben zwei Damen, in traulichem Gespräche mit einem Dragoner-Offizier. Beide Damen waren noch jugendlich und boten dem Beobachter zwei Ideale weiblicher Schönheit dar, und zwar von verschiedener Natur. Die eine, welche dem Offizier, Lieutenant Hoskius, zur Rechten in halb liegender Stellung auf einem Sessel ruhte, verrieth durch ihren dunklen Teint, daß südliches Blut in ihren Adern rinne: der volle Busen, der dunkelbraune Haarwuchs, so wie das schwarze Auge bestätigten dies. Ihre Gesichtszüge waren durchaus nicht regelmäßig zu nennen, denn die Lippen waren etwas zu aufgeworfen, um mit der freien und hohen Stirn im Ebenmaß zu stehen; auch waren ihre Augen zu klein, als daß man sie hätte schön nennen können. Das Ganze des Antlitzes trug den Ausdruck eines Weibes von leicht aufgeregten und heftigen Leidenschaften. Der aufgeworfene Mund sprach von heißen Wünschen, und schien von der Natur so geformt, damit er stets zum Küssen bereit sei — er ladete den Beobachter dazu ein. Wenn

man jedoch das schlaue berechnende Blitzen ihres Auges sah, so schien der Ausdruck derselben mit dem Uebrigen in Widerspruch zu stehen. Es kam einem vor, als wollte es zurückstoßen, wozu der Mund eingeladen. Jedenfalls war es ein sicheres Zeichen, daß sie ihre Gefühle, Worte und Handlungen, welche die Hitze ihres Temperaments erregen möchte, zu beherrschen im Stande sei. Das ins olivenfarbige Schimmernde ihres Halses und ihrer Schultern — denn das weit ausgeschnittene Kleid verhüllte letztere nicht — bildete mit dem schneeweißen Leinen, welches hie und da neugierig aus der seidenen Robe hervorguckte, einen angenehmen Gegensatz für das Auge. Der üppig schwellende Busen, der jeden Augenblick seine Fesseln, das Mieder zu zersprengen drohte, die schön gerundeten Arme, die nicht übermäßig eingezwängte Taille, sprachen von Formen, die sicher keiner Beihülfe von Wattirung u. dergl. bedurften, um die Natur zu ergenzen. Diese complete Fülle, dieser Mund! Sie war zum Genuß sowohl als auch zur Liebe geschaffen.

Sie war Braut, und der Dragoner-Offizier, Master Hoskius, war der Glückliche, dem ihre Reize zukünftig zur Verfügung stehen sollten.

Ihre Freundin, die ihr gegenüber an der andern Seite des Tisches saß, war eine Blondine und entweder von deutscher oder englischer Abstammung. Ihre Gesichtsfarbe war blendend weiß und keine heftigen Gefühle oder Leidenschaften prägten sich in den Zügen um den kleinen Mund ab. Man würde sie vielleicht beim ersten Anblick für äußerst phlegmatisch halten, wenn nicht ein ungewöhnliches Feuer ihrer blauen Augen von dem Gegentheil gezeugt hätte; ein Feuer, das nicht nur allein heftige Gefühle, sondern auch Neigung zur Schwärmerei bekundete. Und während der berechnende Blick ihrer Freundin von der Herrschaft ihrer Vernunft zeugte, kam man bei dieser unwillkürlich auf den Gedanken, daß, wenn ihre schlummernden Triebe einmal entfesselt würden, keine Rücksichten dem Strom ihrer Leidenschaften Einhalt gebieten könnten. Sie war sehr elegant gekleidet, ja man sah, daß sie ihre Person mit besonderer Sorgfalt geschmückt hatte, welcher Umstand von einem gewissen Grade Eitelkeit zeugte. — Uebrigens kannte ihr Herz kein Falsch, sie war aufrichtig und vertrauensvoll, und mußte dem, den ihr Herz auserkohren hatte, mit ganzer Seele zugethan sein.

Capitain Moor war ihr Gemahl; und obgleich sie nicht älter war als ihre Freundin, die man in Fort Gibson kurzweg Miß Julia nannte, so war sie doch schon eine Mutter, welches aus ihrem freien und modesten Anstande unverkennbar war, denn erst dann, wenn bei der Jungfrau die Geheimnisse ihrer Natur ganz entwickelt worden sind, legt sie die ihr eigenthümliche Schüchternheit ab und nimmt dafür, im stolzen Bewußtsein ihres Werthes für die menschliche Gesellschaft, die ruhige Würde einer Mutter an. Doch hatte noch kein Fältchen die Schönheit dieser Frau beeinträchtiget, im Gegentheil sie glich der Rose, die die höchste Höhe ihrer Pracht zwar schon erreicht, der aber noch kein herbstlicher Wind auch nur ein einziges Blättchen geraubt hat.

„Ich habe es schon oft behauptet und wiederhole es auch jetzt, daß dieses Gewürm von jeher ein Fluch für die menschliche Gesellschaft gewesen ist“, redete der Dragoner-Offizier den Capitain an. „Freilich jeder Mensch hat in seinem natürlichen Zustande das Bedürfniß, einen Schöpfer des Weltalls und seinen eignen zu verehren — und das ist seine Religion — aber diese Religionen sind von den Pfaffen dergestalt verdreht und verunstaltet worden,

wie es ihrem Interesse angemessen war, daß aus der Religion der Völker zuletzt eine Zuchtruthe geworden, mit welcher eine gewisse Klasse von Menschen die übrigen in Dummheit und Knechtschaft zu halten sucht."

Mißtreß Moor erhob sich bei diesen Worten unwillig und machte sich mit einigen Büchern etwas zu schaffen.

„Ja, das sind wieder die alten Lehren unsers Tom Paine und Voltaires, welche, wie die Erfahrung bewiesen hat, dennoch dem Volke nicht genügen. Ihr eifert gegen die Priester, und bedenkt nicht, daß Ihr dadurch dem Volke alle Belehrung entzieht."

„Durchaus nicht. Nur will ich nicht, daß eine Seelenhirtschaft wie ein Handwerk betrieben werde. Belehrung soll da sein, aber nichts weiter, keine Vorschriften u. dergl. sollen von den Pfaffen gemacht werden. — Aber Mißtreß Moor, jetzt werde ich aufhören, Ihr werdet sonst das Zimmer verlassen, ich sehe es Euch an."

„Sprecht was Ihr wollt", antwortete ihm Mißtreß Moor, „nur haltet Eure Zunge dem ehrenwer-

then Manne fern, der gewiß die Pflichten seines Berufes mit Treue erfüllt."

Lieutenant Hoskius schwieg eine Zeitlang. — Der in Rede stehende Mann, den Mißtreß Moor so eben vertheidigt hatte, war ein reisender Prediger, deren es in den Vereinigten Staaten eine ungeheure Menge giebt, und welcher von dem commandirenden General des Forts Erlaubniß erhalten hatte, hier zu predigen. Seine Reden, welche ganz dem schwärmerischen Gemüthe der Mißtreß Moor entsprachen, hatten einen großen Eindruck auf dieselbe gemacht, so daß sie sich seit Kurzem ohne Rückhalt der Leitung dieses Mannes überlassen hatte, den sie verehrte wie einen Heiligen. Ihr Gemahl, der Capitain, war ein Presbyter; und wenn gleich er mit Pünktlichkeit die Vorschriften seiner Kirche erfüllte, ja mit geheimem Abscheu die Vernunftlehren seines Collegen anhörte, so sagte ihm dennoch seine gesunde Vernunft, daß er das Schwärmen seiner Frau nicht billigen sollte. Trotz dieser Einsicht machte er keine Vorstellungen darüber.

Nachdem Mißtreß Moor ihrem Manne ein religiöses Buch, welches der reisende Prediger ihr zum Lesen anempfohlen, übergeben hatte, nahm sie seinen

Arm und verließ mit ihm das Bücherzimmer. Hoskius blieb noch eine Zeitlang, um Lectüre für seine Braut zu wählen, fand aber kein Buch, das ihrem Geschmacke entsprach. Endlich nach langem Auswählen und Verwerfen griff Miß Julia nach einer elegant gebundenen Taschenausgabe von Byrons Don Juan und steckte das Bändchen in die Tasche ihres Geliebten. Dieser wollte es wieder hervorziehen, um zu wissen, was es sei, aber Julia hielt schmeichelnd seinen Arm in ihren zarten Fingern gefangen und zog den Bräutigam behend mit sich fort. —

II.

.... Ihr Weg führte das liebende Paar durch eine Allee von majestätischen Eichen, welche nicht von Menschenhänden gepflanzt worden waren, sondern vor etwa zwölf Jahren, als das Fort angelegt wurde, hatte man das kleine Gestäude in der unmittelbaren Nachbarschaft desselben weggeräumt und diese Eichen stehen lassen, die jetzt eine schattige Allee bildeten. Dieselbe führte zu Miß Julias Wohnung; da ihr Vater, ein Arzt der Armee, es wie die andern Offiziere vorgezogen hatte, außerhalb der Pallisaden zu wohnen. Die niedliche Villa, in welcher der Arzt, Doctor Stiner, mit seiner Tochter lebte, war am Ende dieser natürlichen Allee, ungefähr fünf bis sechs hundert Schritte von der Feste gelegen; und als der junge Dragoner mit

seiner lieblichen Braut langsam dem Hause zu-
schritt, wandte sich ihr Gespräch wieder auf Mißtreß
Moor, die eine Jugendfreundin Juliens war.

„Sie war vor einigen Jahren noch stets heiter
und vergnügt", begann Julia, „bis sie in diese
scheinheilige Gesellschaft gerieth; da trat plötzlich
eine ungeheure Veränderung ihres Wesens ein.
Sonst eine der ausgelassensten Mädchen, war sie
mit einem Male still und in sich gekehrt geworden.
Früher war sie meine liebste Gesellschafterin, aber
ich muß gestehen, jetzt kann ich's kaum eine halbe
Stunde bei ihr aushalten. Sie liest noch immer
sehr anhaltend, aber keine Poesie oder Novellen, son-
dern Bücher religiösen Inhalts und Abhandlungen
über die Thesen der Methodisten, Universalisten,
Unitarier, Milleriten u. s. w."

„Es ist zu bedauern", versetzte der Lieutenant,
„wenn sie sich nur nicht zu viel von den Lehren
des hirnverrückten Miller in den Kopf gesetzt hat,
so . . . ."

Seine Worte stockten hier, denn er fühlte sich
plötzlich von seiner Braut umklammert, die bleichen
Gesichts und mit starren Blicken auf einen Gegen-
stand an der Ecke des Wohnhauses, vor dem man

jetzt angekommen war, deutete. Ihr Mund war halb geöffnet, als wenn der Schrecken ihr einen Ausruf des Entsetzens in der Kehle erstickt hätte, ihre weitgeöffneten Augen blieben bewegungslos in ihren Höhlen, auf den Gegenstand gerichtet, der ihr solches Grausen eingeflößt hatte. Mit der Linken wies sie auf die Ecke des Hauses und die Rechte hielt Hoskius Arme krampfhaft umschlungen. —

Der Lieutenant blickte hin, sah zwar den Gegenstand, der sie erschreckt hatte, konnte aber nicht begreifen, wie eine Erscheinung, wie die gegenwärtige, die hier in Fort Gibson ganz gewöhnlich war, bei ihr nur Erstaunen, geschweige denn Furcht erregen konnte. Es stand an der Ecke des Hauses der Indianer-Häuptling big snake (große Schlange). Freilich würde derselbe wohl in Europa die Kinder in Angst versetzt haben, allein in dieser Grenzfeste, wo Indianer und Indianer-Häuptlinge täglich frequentirten, war der Anblick eines solchen nicht auffallend.

Die Kleidung und die äußere Ausstattung Big-Snakes war sonderbar genug. Seine Hüften bedeckte eine Art Unterrock von kattunenem Zeuge, welcher jedoch nicht bis an die Kniee reichte, ähnlich

dem sogenannten Kielt, welches die Bergbewohner Schottlands tragen. Die übrigen Theile seines schlanken und muskulösen Körpers waren unbekleidet, und von seinen Schultern hing ein Büffelfell bis auf die Erde herab. In seinem Gürtel, der von der Haut einer Klapperschlange gefertigt war, staken Tomahawk und Scalpirmesser, und sein Arm ruhte auf der Mündung einer langen Büchse, deren Kolben auf der Erde stand. Was aber die Erscheinung des Häuptlings abschreckend machte, war eine sonderbare Tätowirung, womit seine Brust, sein Hals und Gesicht geschmückt waren. Sie stellte eine Pflanze vor, die sich um seinen Körper gewunden hatte, und deren Haupt auf der rechten Wange des Häuptlings so treffend gezeichnet war, als wenn ein tüchtiger Maler seine Kunst hier bewiesen hätte. Die dunkelbraune Farbe einer Klapperschlange, ihr dicker, breiter Kopf, der geschwollene Leib, der mit vierzehn bis fünfzehn Klappern versehene Schwanz, die spitze Zunge, die bei geöffnetem Rachen hin und her zu fahren schien. — Alles war so natürlich tätowirt, daß einen beim Anblick ein unwillkürliches Grausen überkam. Der Kopf des Häuptlings war geschoren, und nur in der Mitt des Schädels stand

ein Tuft Haare, die in einen Zopf geflochten waren. Dies ist die Toilette, welche ein Indianer nur im Kriege macht, und es war daher auffallend, daß Big-Snake diese noch beibehalten hatte, obgleich seit Jahren tiefster Friede unter den Rothen, welche die Umgebungen des Arkansas bewohnen, geherrscht hatte. —

Für Julia mußte indessen die Erscheinung eines Häuptlings auf solche Weise tätowirt und ausgeschmückt, etwas ganz Gewöhnliches sein, da wie gesagt, Fort Gibson jeden Tag von freundlich gesinnten Indianern besucht wird. Das wußte der Dragoner-Lieutenant und schaute deshalb mit Verwunderung, jedoch nicht ohne geheimen Schrecken bald auf seine Braut, bald auf den unbeweglich dastehenden Häuptling.

„Fort mit ihm! oh Hoskins, beschützt mich vor ihm .... er will auch mich tödten! ...." schrie Julia, sich noch fester an ihren Beschützer klammernd.

Dieser gab dem Häuptling einen Wink, sich zu entfernen, und als derselbe nicht gleich Folge leistete, ließ er eine gellende Jagdpfeife ertönen, worauf

bald zwei ungeheure Wolfshunde herbei gesprungen kamen.

Die Thiere erhoben, sobald ihr Herr ihnen den Indianer gezeigt hatte, den Schweif und wiesen ihr scharfes Gebiß; und ihre rothen Augen fest auf den Häuptling gerichtet, gingen sie langsam und gemessen auf denselben los. Dieser aber schien auf solchen Angriff nicht vorbereitet zu sein, denn er wandte sich und verließ den mit einer Einzäunung umgebenen Hofraum. Der Lieutenant rief seine Hunde zurück und trat mit der erschrockenen Julia in das Haus. —

Die ersten Worte des Lieutenants waren natürlich eine Bitte an Julien um Aufklärung über die Ursache ihres Schreckens. Nachdem sie sich auf einen Stuhl niedergelassen hatte, erzählte sie ihrem Geliebten eine Begebenheit, wovon er schon früher im Hause des Arztes Andeutungen gehört hatte.

„Big-Snake ist ein Häuptling der Osages, mit dem vor ungefähr sechs oder sieben Jahren unsere Truppen blutige Kämpfe zu bestehen hatten. Aber wenn auch ein Indianer-Stamm geschlagen und aufgerieben wird — welches theilweise mit Big-Snake und seinem Stamme geschehen war — so glühte

doch ein unauslöschlicher Haß gegen alle Weißen in der Brust der Uebriggebliebenen, welchem Hasse Big-Snake in mehreren Ueberfällen auf die Colonisten in der Umgegend Luft machte. Zehn Monate nach seiner ersten Niederlage wagte er, in Verbindung mit vielen Kriegern vom Stamme der Creeks, einen Angriff auf das Fort, welcher jedoch von den Truppen zurückgewiesen wurde. Es war in einer dunkeln Nacht, als die Rothen mit fürchterlichem Geheul die Pallisaden zu ersteigen versuchten; die Schildwachen waren bereits erschossen und Big-Snake focht mit wilder Wuth innerhalb der Befestigung, denn ihm war es mit sieben oder acht Kriegern gelungen, über die Pallisaden in den freien Platz der Feste zu gelangen. Ueber zwanzig Mann kämpften gegen ihn und seine Gefährten und der andere Theil der Besatzung hatte vollauf zn thun, die Rothen, welche noch außerhalb waren, von den Pallisaden fern zu halten."

„Ich wurde durch das wilde Geschrei aus meinem Schlafe geweckt, und mein erster Blick fiel auf den Vater, der eben beschäftigt war, seine Büchse zu laden und einige Minuten darauf das Zimmer verließ, um sich den Kämpfern beizugesellen. In meiner

Angst springe ich ans Fenster, mit den Blicken den Vater verfolgend. Big-Snake ist von unsern Soldaten umringt und nur ein junger Krieger focht noch an seiner Seite. Dieser greift meinen Vater an, wird aber fast in demselben Augenblicke von einer Büchsenkugel durchbohrt und todt auf den Boden hingestreckt. Kaum war jedoch der Schuß aus der Büchse meines Vaters gefallen, so springt der alte Hauptmann auf ihn los und streckt ihn mit einem Schlage seiner Streitart an die Seite des Erschossenen ..... und kaum kann ich es berichten ..... das Scalpirmesser schwebt über ihm; .... er wäre verloren gewesen, wenn nicht in diesem kritischen Zeitpunkte ein Kolbenschlag von einem der Soldaten auf den wilden Häuptling geführt, ihn gerettet hätte ...."

„Ich war damals erst sechszehn Jahre .... aber noch immer gaukelt die wilde Gestalt Big-Snakes ... wie er mit flammenden Augen, mit weitgeöffnetem Munde das schreckliche Messer erhebt, gespensterartig vor meiner Phantasie! Noch sehe ich meinen armen Vater auf den Boden gestreckt ... wie der Indianer sein Kopfhaar gefaßt ...... Oh Hoskius, dieser Anblick! .... ich kann ihn nie vergessen."

„Der Angriff der Osages und Creeks wurde complete zurückgewiesen; Big-Snake entkam. Fünf Krieger waren auf dem Kampfplatze geblieben; und unter diesen Fünfen entdeckte man am nächsten Morgen ein Mädchen.“

„Ein Mädchen?“ fragte der Lieutenant erstaunt.

„Ja; ein Mädchen! es war die Tochter des Häuptlings, und durch den Schuß meines Vaters getödtet.“

„Ich erinnere mich, von der Geschichte gehört zu haben“, sprach Hoskius nachdenkend.

„Seitdem“, fuhr Julia fort, „hat mir vor dem Anblick des Häuptlings, der jetzt mit den Truppen, wie Ihr wißt, wieder im Frieden lebt, immer gegraust. Besonders heute glaubte ich in seinen Zügen etwas Dämonisches, eine wilde Rache zu sehen, und da sein Erscheinen bei unserm Hause so plötzlich war, so bemächtigte sich meiner diese Schwäche, welche Ihr mir verzeihen müßt. Jetzt ist Alles vorüber.“

Und dies sagend umarmte sie ihren Erkorenen und preßte eine Flut von Küssen auf seine Lippen. Hoskius schloß sie in seine Arme und gab ihr die

Gabe reichlich zurück. Nach einer Weile hub sie wieder an:

„Aber ..... diese Indianer sind rachsüchtig ... überdies soll Big-Snake bei dem Propheten einen Schwur abgelegt haben, sich zu rächen ..... wer weiß! ......"

„Oh grundlose Furcht, meine Theure, weißt Du denn nicht, daß Big-Snake gegenwärtig nicht einem einzigen Krieger mehr befehlen kann? Er ist der Letzte des Häufleins, das uns so viel Mühe gekostet hat, zur Ruhe zu bringen. Aengstige Dich nicht vor einem Manne, der wie eine dürre Eiche allein auf einer Ebene steht, wo einst ein meilenlanger Forst war."

Julia beruhigte sich.

III.

Der Ausgewiesene war, wie ich schon gesagt habe, einige Wochen in Fort Gibson, und er hatte während dieser Zeit Gelegenheit gefunden, sich mit den Offizieren und ihren Familien bekannt zu machen. Er wurde bald nachher von dem Quartiermeister, Herrn Davis, nach der kleinen Stadt van Buren gesandt, um von dem dort wohnenden Zahlmeister eine Summe Geldes zu erheben, welche Herr Davis bedurfte. In van Buren, welches die westlichste Grenzstadt des Staates Arkansas ist, blieb er einige Tage, um einem sogenannten Camp-Meeting beizuwohnen, welches von den Milleriten veranstaltet worden war. Da ich voraussetze, daß es den Leser interessirt, so will ich die Zusammenkunft dieser Sectirer auf freiem Felde — welches, beiläufig

gesagt, in allen Theilen der Vereinigten Staaten üblich ist — näher beschreiben.

Auf einem freien Rasenplatze, der nur spärlich mit Eichen bewachsen war, waren über achthundert Personen versammelt. In der Mitte desselben befand sich eine von Brettern aufgeschlagene Tribüne, von welcher der Prediger die Menge anredete. Am Saume des angrenzenden Waldes sah man eine Anzahl Zelte und hinter diesen standen die Wagen, welche die Andächtigen hierhin gebracht hatten. Viele der Zelte waren Schenkbuden, wo der beliebte Whiskey und andere Arten Branntwein verkauft wurden. — Es mochte wohl fünf Uhr Nachmittags sein, als der Ausgewiesene den Ort betrat, und da er seine Geschäfte in van Buren beendigt hatte, so war er entschlossen, bis zum Abend den Scenen, welche sich hier entwickelten, beizuwohnen und dann mit einem Omnibus, der wöchentlich zwischen dem genannten kleinen Städtchen und Fort Gibson fuhr, wieder zurückzukehren.

Ein sogenannter reisender Prediger hatte eben eine Rede gehalten, in welcher er seinen Zuhörern in donnernden Worten und nicht ohne Rednertalent, den Untergang der Welt auf das Jahr 1846 ver-

kündigt hatte. Dieser Redner war, wie man sagte, ein Schüler des berüchtigten „Miller", der in den Jahren 1840 bis 1843 ein solches Aufsehen in den Vereinigten Staaten erregt hatte. Miller, früher ein Methodisten-Prediger, kam es nämlich in den Sinn, die Offenbarung Johanni zu studiren, um die vermeintlich darin enthaltenen Prophezeihungen auszulegen. Und als er sein Studium dieser misteriösen Schrift — die jeder Vernünftige als Ausgeburt eines überspannten Gehirns betrachten muß — vollendet hatte, glaubte er darin die entdeckt zu haben, daß der Untergang der Welt im Jahre 1842 stattfinden würde. Ob es eine Speculation von ihm war, diesen Unsinn zu verkünden, oder ob er wirklich daran glaubte; wer konnte das ermitteln? Aber es fanden sich leider Tausende von Bethörten, die durch seine feurigen Reden — welche durchaus nicht ohne Geist waren und sogar von ausgezeichnetem Rednertalent zeugten — der festen Ueberzeugung wurden, daß die Welt im Jahre 1842 untergehen müsse. Ohne Uebertreibung kann ich behaupten, daß über zwölf bis fünfzehn Tausend Menschen sich zu seiner Lehre bekannten. Eine unglaubliche Anzahl dieser Thörichten wähnten nun, daß ihre irdi-

schen Güter nunmehr von gar keinem Werth mehr seinen, und man erblickte das fast ans Mährchenhafte grenzende Schauspiel, begüterte Pflanzer, Kaufleute, Handwerker, Farmer u. s. w. ihr Hab und Gut den Armen schenken oder es auf eine unerhörte Weise verprassen zu sehen; in der festen Meinung, sich entweder dadurch die Gunst des höchsten Richters bei dem bevorstehenden jüngsten Gerichte zu erwerben, oder daß sie jetzt Geld und Geldeswerth nicht mehr benöthigt wären, indem in kurzer Zeit Reich und Arm von dem gewaltigen Ausgleicher „Tod" aufgenommen werden sollte. Es ist erstaunend, daß solch ein Unsinn unter einem vernünftigen Volke, wie die Amerikaner, überhaupt Anklang finden könne; aber dennoch war es so. Da das Gemüth des weiblichen Geschlechts im Allgemeinen aufgeregter und zur religiösen Schwärmerei geneigter ist, so hatte diese Irrlehre — wenn ich's überhaupt eine Lehre nennen kann — die unseligsten Folgen. Nicht allein vernachlässigten viele dieser Bethörten ihre häuslichen Verrichtungen, sondern gaben sich so ganz den Gedanken an das bevorstehende Ende der Welt und der Vernichtung aller Menschen hin, daß eine ungeheure Anzahl dadurch irre wurden, welches die

Irren-Anstalten in den größern Städten bewiesen haben.

Das Jahr 1842 nahte, und da die Welt zum Erstaunen der Gläubiger Millers nicht unterging, so hatte dieser freche Betrüger die Dreistigkeit, die Nichterfüllung seiner Prophezeiung einem Rechnungsfehler zuzuschreiben. Er revidirte seine Calculationen und setzte den Untergang auf 1844 fest. Vielen früher zu Leichtgläubigen ging dadurch ein Licht auf, und sie sagten sich von dem Gassenprediger los; allein dennoch gab es eine große Anzahl von Personen in allen Staaten, die auch jetzt ihm noch Glauben schenkten.

Der Prediger, der einige Minuten vor dem Erscheinen des Ausgewiesenen auf dem Meetingplatze die Versammlung angeredet hatte, war ein Millerite, der die Lehre Millers zu verbreiten bemüht war. Seine Predigt mußte einen gewaltigen Eindruck hervorgebracht haben, denn der Ausgewiesene erblickte die Versammlung in einem Zustande von ungeheurer Aufregung. Hier lagen Männer auf den Knien, welche mit lauter Stimme ihren Schöpfer um Verzeihung für begangene Sünden baten; dort sah man junge Mädchen, Frauen und Greise in einer Auf-

regung, die an Wahnsinn grenzte, Gnade erflehen. Gatten nahmen von einander Abschied, Braut und Bräutigam vertrösteten sich bis aufs Wiedersehen jenseits. Alles kniete, stand und lag, ohne Berücksichtigung des Anstandes und ohne Scham durcheinander. Zuweilen ertönte das Geschrei: „ein Lamm, ein Lamm!“ Jeder drängte sich nach dem Individuum, das so bezeichnet worden war, und man erblickte entweder einen Mann auf der Erde liegend, welcher sich gebährdete wie ein Wahnsinniger, mit Händen und Füßen um sich schlug und ein schreckliches Geheul ausstieß, oder auch wohl ein Weib, in welches der heilige Geist gefahren war und das ihren verzückten Zustand auf ähnliche Weise bekundete. Solcher Lämmer wurden in kurzer Zeit gar viele, woran aber der Whiskey mehr Schuld hatte, als eine direkte Inspiration von oben.

Sobald das Geschrei: „ein Lamm“ ertönte, sammelte sich immer eine Menschenmenge um den Verzückten. Eine solche Gruppe bildete sich jetzt in der Nähe des Ausgewiesenen, welcher sich vordrängte, um zu sehen, was es gäbe. Ein robuster Kerl, ein Farmer von etwa vierzig Jahren war bäuchlings auf die Erde gestreckt und neben ihm lag

eine Flasche halb voll Whiskey. Das Gesicht des Mannes war dem Boden zugekehrt, und wenn seine Glieder zuckten, biß er wie ein toller Hund in den Rasen, welcher dadurch mit einem weißen Schaum, der seinem Munde entquoll, bedeckt wurde. Um diesen ekelerregenden Gegenstand standen Männer und Weiber, die bei jeder Zuckung des am Boden liegenden ein Triumphgeschrei ausstießen, oder eine Bibelstelle citirten. Diese Verzückung — welche gemeiniglich nur von kurzer Dauer zu sein pflegen — dauerte indeß zu lange, so daß einige der Männer sich veranlaßt fanden, den Begeisterten aufzuheben und ihn in das Zelt zu bringen. Aber da fanden sie zu ihrem Schrecken, daß der Mann weder verzückt noch vom heiligen Geiste beseelt war, sondern daß er an einem furchtbaren Anfall von Epilepsie litt, welcher durch den übermäßigen Genuß von Whiskey herbeigeführt worden war.

Nicht sobald war der Kranke bei Seite gebracht, so fiel ganz in der Nähe ein anderer Casus vor. Diesmal war es ein Weib, welches, nach ihrer Kleidung zu urtheilen, der bessern Klasse anzugehören schien. Sie fiel mit einem durchdringenden Schrei zu Boden und äußerte die gewöhnlichen

Zeichen des verzückten Zustandes. Sie lag auf dem Rücken und während ihre Augen wild in ihren Höhlen rollten, streckte sie bald ihre Arme gen Himmel, bald ihre Beine. Ich sage ihre Beine, ohne im Geringsten sich daran zu kehren, daß sie sich dadurch den Blicken der Menge auf eine Weise preis gab, welche das Schamgefühl empörend verletzte. Ihre Kleidung hatte sich durch die Anstrengung oben geöffnet, wodurch der Scandal, der den Zuschauern schon gegeben war, noch ärger wurde. Um diese Frau standen zwei kleine Mädchen, ihre Töchter, die weinend den Unfall ihrer Mutter beklagten. — Mit Abscheu wandte sich der Ausgewiesene hinweg.

Wenn ein Verzückter ausgewüthet hatte, so pflegte man ihm Whiskey als Stärkung zu reichen; und bei einer solchen Gelegenheit sprachen denn auch die Zuschauer dem großen Kruge fleißig zu, wodurch bald mehr Betrunkene in der Versammlung entstanden als Begeisterte. — Der Scandal war mittlerweile grenzenlos geworden. Von allen Seiten ertönte ein Geheul, welches eher aus den Käfichen wilder Thiere, als von Menschen herzurühren schien. Unter diesem Lärme bestieg ein zweiter Prediger die Kanzel oder Tribüne.

Es ist unmöglich, den Unsinn wieder zu geben, welcher von diesem überspannten Fanatiker zu Tage gefördert wurde, und dennoch entstand, sobald er nur einige Worte gesprochen hatte, eine athemlose Stille unter den Zuhörern. Er hatte irgend eine unverständliche und misteriöse Stelle in der Offenbarung Johanni zu seinem Texte gewählt, und der Inhalt seiner Rede war der Schrecken, welcher über die Gottlosen bei der Zerstörung der Welt kommen würde. Er malte mit grellen Farben ihre Qualen in dem Orte der Verdammniß und sprach von der Pflicht, Buße zu thun im Sack und in der Asche. Dann stellte er den Propheten Miller als den zweiten Erlöser der Welt dar und verfluchte alle diejenigen, welche nicht an seine Heiligkeit und an seine Botschaft als Gesandter Gottes glauben wollten.

„ . . . . Und es werden zwei Firsterne die Erde zermalmen . . . . . “ waren ungefähr seine Worte, „ . . . . . ein Geheul und Zähnklappern wird ertönen, der Herr wird dann seine guten Schafe zusammenrufen und sie auf einen der Firsterne, genannt Jerusalem, bringen, während er die räudigen auf den andern, genannt Sodoma, schleudert. Der Stern der Gläubigen wird alsdann seine Bewohner

gen Himmel führen, während der andere brennend im unendlichen Weltall umher fliegt .... von Ewigkeit bis in Ewigkeit! ..... Oh thuet Reue und Buße! ..... Herrr erbarme dich unser! .... Schon fühle ich die brennende Hitze der nahenden Himmelskörper ...... schon höre ich das Gewimmer der Verstockten ..... oh, oh! ...."

Diese sonderbaren Worte, welche er mit gen Himmel erhobenen Händen und leuchtenden Augen aussprach, wurden durch eine noch sonderbare Erscheinung unterbrochen.

Ein Weib kam aus dem benachbarten Zelte herausgestürzt, mit fliegenden Haaren und nur mit Hemde und einem Unterrock bekleidet. Sie sprang auf die Tribüne des Redners, und während die Menge „ein Lamm, ein Lamm!" schrie, räumte ihr der Prediger mit den Worten: „Heil dir, oh gesegnete Tochter Israels", seinen Platz. Die Frau, welcher, wie sie aussagte, der heilige Geist erschienen und ihr geboten habe, die Versammlung anzureden, war vor fünf oder sechs Tagen in die Wochen gekommen. Aber dieser Zustand hinderte sie nicht, das gegenwärtige Camp-Meeting zu besuchen; sie hatte sich dahin fahren lassen, und während der

Predigten in dem Zelte gelegen, deren Eingang geöffnet worden war, damit nicht ein einziges Wort ihr entginge. Während sie hier den Reden lauschte, war ihr ein Gesicht erschienen — verfiel in Zuckungen und stürzte, so wie sie war, in scandalös mangelhafter Toilette auf die Kanzel.

Von dem, was sie sagte, konnte der Ausgewiesene nichts verstehen; es war ein Gemisch von inartikulirten Tönen, Schluchzen und Schreien. Allein ihr schwacher körperlicher Zustand machte auch diesem Scandal bald ein Ende, um zu einem zweiten Veranlassung zu geben. Sie sank erschöpft zu Boden, und nicht sobald hatte der Priester, der eben sprach, es bemerkt, als er herbei sprang, die Niedergesunkene in seine Arme schloß und sie mit den Worten: „Oh gebenedeiet seiest du, denn der Herr hat dich auserkoren!“ mit Küssen bedeckte.

Ihrem Ehemanne mochte indessen diese Freiheit, zu welcher der Prediger vermöge seines Standes ein Recht zu haben glaubte, wohl zu arg erscheinen; denn er drängte sich durch die dichte Volksmenge zu dem Paare vor und stieß den Mann Gottes rauh beiseite.

„Zurück, Kind des Teufels“, rief dieser dem rechtmäßigen Besitzer des Weibes zu, „wißt Ihr nicht, daß es geschrieben steht: und eure Männer sollt ihr verlassen, um dem Herrn zu dienen?“

Der Ehemann ließ sich indeß nicht irre machen, sondern er riß sein Weib aus den Armen des Seelenhirten. „Und wiederum steht geschrieben“, sprach er ganz kalt, „Dich soll nicht gelüsten nach Deines Nächsten .... Weib u. s. w.“

Während sie sich aber die zwei Bibelstellen an den Kopf warfen, hatte die Menge Partei des Predigers genommen; und wenn nicht glücklicher Weise ein Constabel zur Hand gewesen wäre, der den Ehemann beschützte, so wäre ihm seine Einmischung wohl schlimm bekommen. Mit Hülfe des Civil-Beamten gelang es ihm also, seine Ehehälfte in den Wagen zu schaffen, in welchem er bald darauf mit ihr die Meeting verließ. Der Prediger aber bestieg wieder die Tribüne und setzte seine Rede fort.

Der Ausgewiesene hatte genug gesehen, er konnte den empörenden Anblick nicht länger ertragen, und in tiefem Schmerze solchen Aberglauben unter einem Volke, welches in politischer Beziehung so weit vor-

angeschritten ist, zu sehen, beschloß er, das Feld zu verlassen. Unterdieß war es schon zehn Uhr Abend, auch bemerkte er den Omnibus mit Pferden bespannt, am Wege für Passagiere harren.

Ein höchst sonderbares Phänomen erregte jedoch seine Aufmerksamkeit, als er schon seine Schritte dem Wagen zugerichtet hatte. In einer Entfernung von hundert Schritten von der Fläche, auf welcher die Milleriten versammelt waren, standen am Saume des Waldes zwei riesige Eichen, welche sich durch ihre Höhe unter den übrigen Bäumen auszeichneten. Diese Eichen wurden plötzlich erleuchtet, und strahlten mit einem so starken Lichte, daß die ganze Fläche dadurch erhellt wurde. Der Ausgewiesene traute kaum seinen Augen, denn die Erleuchtung war so plötzlich, daß er nicht begreifen konnte, wie das zuginge, vielweniger denn, was es bedeuten solle. Sobald der Prediger, der von der Tribüne noch immer die Menge anredete, diese Erleuchtung erblickte, machte er das Volk darauf aufmerksam.

„Seht, seht, es ist der brennende Dornenbusch in der Wüste, aus welchem Moses der Wille des Herrn kund gethan ward! Nieder, nieder! .... preiset Hosianna in der Höh!“

Die erstaunte Menge gaffte das Wunder an, warf sich dann auf die Kniee, und aus allen Kehlen ertönten die Worte: „Heil dir, Hosianna in der Höh!“

Der Ausgewiesene wurde natürlich neugierig zu erfahren, wie das Wunder enden würde; er verschob also seine Abreise und nahte sich den erleuchteten Bäumen. Unter den Anwesenden war er vielleicht der einzige, der nicht auf den Knieen lag und dessen Filz noch auf dem Kopfe sich befand; dennoch nahm man ihm dies nicht übel und Niemand verlangte von ihm, daß er seinen Kopf entblöße, welches doch zum Wenigsten bekundete, daß diese Leute nicht auch von den Ungläubigen verlangten, daß sie dem Unsinn Verehrung zollen. In Deutschland dagegen läuft man bei solcher oder ähnlicher Gelegenheit — z. B. wenn die Alleinseligmachende ihre Reliquien auskramt und am Frohen-Leichnamstage zur Schau trägt — die Gefahr, daß irgend ein Fanatiker Einem den Hut vom Kopfe reißt.

Ein bläuliches Feuer entstand nun zwischen den beiden Kronen der Eichen, und kaum vermochte der Ausgewiesene sein Erstaunen und seine Entrüstung

zu unterdrücken, als sich ein Anblick vor seinen Augen entfaltete, welchen zu berichten sich meine Feder sträubt. Nachdem das bläuliche Feuer ausgebrannt war, erblickte man zwei menschliche Gestalten, einen Mann und ein Weib zwischen den Bäumen in der Luft schweben. Diese Gestalten, welche Engel vorstellen sollten, hielten sich umschlungen und waren dennoch ohne die geringste Bekleidung, nicht einmal bedeckte, wie bei Adam und Eva, ein Feigenblatt ihre Blößen. Um die Täuschung vollkommen zu machen, waren an ihren Schultern große Flügel — wahrscheinlich aus Pappe gefertigt — angebracht. Dieses Engelpaar schwebte Anfangs eine Zeitlang in der Luft, dann aber sank es allmälig zur Erde hernieder; und als die Beiden den Boden endlich berührten, erhoben sie ihre Hände, um die Versammlung zu segnen. Allein in demselben Augenblicke sprangen drei Männer aus dem nächsten Dickicht, die ohne Ehrfurcht vor den überirdischen Wesen eine profane Hand auf ihre Schultern legten und sie höflichst baten, ihre Kleider anzulegen und in dem County-Gefängniß einstweilen ihren Wohnort aufzuschlagen; — die drei Männer waren der Sheriff und zwei Constabeln.

Ein lautes Weh-Geschrei ertönte von der begeisterten Menge. Die Vollstrecker des Gesetzes hatten sich indeß kaum des Engelpaares versichert, als der weibliche Engel in lichterlohe Flammen ausbrach, welche Entzündung sich auch in wenigen Augenblicken dem männlichen mittheilte. Durch das Brennen von Spiritus hatten die Flügel Feuer gefaßt, und standen nun in Flammen. Man gab sich alle Mühe, den Unglücklichen den brennenden Stoff abzureißen, aber es konnte nicht so schnell geschehen, als daß sie nicht Beide schrecklich verbrannt wurden. Sie wurden später von den Constabeln abgeführt, um vor den Gerichten des Landes ihren Betrug und den öffentlichen Scandal, welchen sie gegeben hatten, zu verantworten.

Es war ein äußerst grober Betrug. Der Ausgewiesene bemerkte sogar, daß die Bäume nicht einmal durch irgend ein chemisches Feuer erleuchtet gewesen waren, sondern durch gewöhnliche Wachskerzen, die hinter den dicken Aesten so angebracht waren, daß man sie von der Seite der Fläche gar nicht erblickte, wohl aber ihr Licht. Da er sah, daß der am Wege harrende Omnibus sich allmälig mit Passagieren füllte, so nahm auch er seinen Platz in

demselben, froh, den abschreckenden Scenen, denen er beigewohnt hatte, fern zu sein. — Was sich aber während der nächtlichen Reise des Ausgewiesenen zutrug, soll im nächsten Capitel beschrieben werden.

IV.

Es war Nacht auf den Höhen, die sich zwischen Fort Gibson und der kleinen Stadt van Buren ausbreiten. — Welche Scene bot sich den Blicken des Ausgewiesenen dar! .... Durch die Finsterniß, die wie ein schwarzes Bahrtuch die Wälder bedeckte, stahl sich das Leuchten des Blitzes, der, als wenn er zu lange gezögert hätte, seine Botschaft an den ächzenden Elementen zu vollziehen, von Zeit zu Zeit sich dem Busen der schwarzen Wolken entwand.

„Mir bist Du nicht furchtbar", sprach der Ausgewiesene zu sich selber, „sondern Deine Schönheit, Deine Erhabenheit erfüllt meine Seele mit einem wilden und wonnigen Gefühle...... ich lege meine Stirn Deinem Hauche baar und erwarte Dein Kommen. Deine Fußstapfen leuchten am Horizont; ich

vernehme Dein auf der Erde schleifendes Gewand im Rauschen des Laubes.

Ein schrecklicher Tornado brüllte in der Ferne. — Schon begann der Wind mit ungestümer Wuth den Boden aufzupflügen; er schleuderte die Giganten des Forstes wie Strohhalme in die Luft, als wenn er unwillig wäre, daß solche Stäubchen es wagen könnten, ihm seinen Weg streitig zu machen. Er kommt näher und näher, schon vernahm man seine Wirkung in dem Walde zu beiden Seiten des Weges, wo er mit schrecklicher Gewalt die riesigsten Bäume entwurzelte, sie gegen einander schleuderte, und durch ihr Gekrach den Donner des Himmels verlängerte.

Die sämmtlichen Passagiere des Omnibus waren ausgestiegen und standen dicht beisammen im Schutze des Wagens. Die Gefahr war dringend. Denn bald konnte auch dieser Platz, wo sie zitternd und nur von dem schwankenden Fahrzeuge geschützt zusammen standen, von der Windsbraut umschlungen sein. Die edlen Pferde bäumten sich, und strebten sich zu befreien, als wenn sie die Gefahr kennten und in die noch nicht gestörte Stille des Waldes gen Norden entfliehen wollten. Dem Ungewitter zu

entfleuchen wäre vergebens gewesen, denn man weiß nicht, in welcher Richtung man der Gefahr entrinnen kann; die Bahn eines solchen Orkans kann erst dann, wenn er schon vorüber ist, bezeichnet werden. — Die einzige Hoffnung für die Gesellschaft war also zu bleiben, wo sie war. — Immer näher und näher kam der Sturm; brausend und heulend wie eine Schaar Dämonen, denen Gott für eine kurze Zeit Gewalt über die Erde verliehen hat. Der Ausgewiesene stand mit dem Kutscher bei den Pferden und half ihm, die unruhigen Thiere zu halten..... ...... Es bemächtigte sich seiner ein erdrückendes Gefühl ..... dann hörte er einen Angstschrei an der Seite des Fahrzeuges .... die Pferde wurden wild ...... und im nächsten Augenblicke fühlte er seine Sinne schwinden ....

Der Sturm war vorüber ... die Gesellschaft gerettet — einige Schritte weiter und Alles wäre von den niederstürzenden Baumstämmen zerschmettert worden. Diese Tornados oder Hurikanas sind ein eigenthümliches Phänomen und in den südlichen und südwestlichen Staaten der Union sehr häufig. Ein Tornado übt seine zerstörende Gewalt nur auf eine Strecke von ungefähr sieben bis achthundert Ruthen

Breite aus, und in einer Länge von vier bis sechs Meilen. Das Terrain, worüber sein verheerender Hauch geweht hat, gleicht dann dem Bette eines reißenden Stromes, denn er mäht Alles nieder und furcht oft den Boden einige Fuß tief auf. — Von einem solchen Ungewitter wurde die Stadt Natchez am Mississippi heimgesucht, und merkwürdig war dabei, daß der untere Theil des Ortes, welcher dem Flusse am nächsten war, ganz zerstört wurde, während man in dem andern nur ein starkes Wehen verspürte, welches gar keinen Schaden that.

Als der Ausgewiesene auf dem Platze, wo der Meeting stattfand, in den Omnibus gestiegen war, hatte er zufällig einen Rücksitz bekommen. Kaum aber hatte er sich auf diesen niedergelassen, so stiegen eine Dame und ein Herr in den Wagen, welche den Sitz einnahmen. Der mittlere Sitz aber war dermaßen mit Körben und Schachteln beladen, daß der Ausgewiesene nur ungenau die Beiden, welche bald sein Interesse rege machten, beobachten konnte. — Einige Stunden vor dem Ausbruch des Sturmes war ihm das Benehmen des Mannes und seiner Reisegefährtin so sonderbar erschienen, daß er nicht umhin konnte, Beobachtungen anzustellen. Das

Gesicht des Mannes konnte er wegen den Schachteln nicht sehen, dagegen hatte er auf die Dame einen vollen Blick, und da der Mond seine Silberstrahlen in den Wagen warf, so konnte er sie mit Muße betrachten, ohne gerade von ihr bemerkt zu werden. Sie war jugendlich und ihre Gesichtszüge angenehm; nach ihrer Kleidung mußte sie der höhern Klasse angehören, und der Ausgewiesene zweifelte nicht, daß sie ein Mitglied der Familie irgend eines Offiziers in Fort Gibson sei. — Zuweilen schien ein Schatten von Besorgniß über ihr liebliches Gesicht zu ziehen, und das Lächeln, mit welchem sie die Aufmerksamkeit ihres Gefährten beantwortete, verrieth manchmal Abspannung und manchmal eine geheimnißvolle Aufregung. Trotz der Schönheit der Wald-Scenerie, auf welche der Mond sein silbernes Licht warf, war doch seine ganze Aufmerksamkeit auf die Dame gerichtet.

Der Mann neben ihr, dessen Gesicht er nicht sehen konnte, weil die Strahlen des Mondes die quer durch das Wagenfenster fielen, nur seine Brust und den übrigen Theil seiner Gestalt beleuchteten, trug die Kleidung eines der anglikanischen Kirche angehörenden Predigers; wodurch der Ausgewiesene ver-

muthete, daß derselbe einer derjenigen sein müsse, welche auf der Meeting geredet hatten. Seine Gestikulationen waren theatralisch und es ging seinem ganzen Wesen die Ruhe und Würde ab, die man bei Verbreitern des Evangeliums verlangt.

Er sprach zu seiner Gefährtin sehr aufgeregt und doch in einem Flüstern. Dann und wann schien die Dame ihm Glauben zu schenken, aber bald darauf pflegten dann ihre Züge wieder den Ausdruck von Reue über ihre Leichtgläubigkeit anzunehmen. Aus einigen Worten, die der Ausgewiesene vernahm, so wie aus der Kleidung des Mannes, folgerte er, daß derselbe einer jener reisenden Prediger sei, welche sich in den letzten Jahren so in Amerika vermehrt haben, die gleich geflügelten Boten bald hier, bald dort erscheinen, ruhige Gemeinden in Schreck und Angst zu versetzen wissen, und die schwache und leichtgläubige Weiber sogar verleiten, sie als irdische Heilige anzubeten, und dadurch die Fackel der Zwietracht in den Frieden des häuslichen Lebens schleudern, unter dem Vorwande, kostbare Seelen von der Verdammniß zu retten.

Es trieb den Ausgewiesenen, das Gesicht des Mannes zu sehen. Unbemerkt stemmte er seinen

Fuß gegen eine der Schachteln und stieß dieselbe aus ihrer Lage. Dadurch fiel das Licht des Mondes auf sein Antlitz, welches bisher durch die Schachtel beschattet gewesen war, und der Beobachter hatte Gelegenheit, es zu beobachten.

Beim ersten Blick kamen ihm die Züge des reisenden Predigers bekannt vor .... sicher hatte er diesen Mann schon früher gesehen, doch konnte er sich augenblicklich nicht entsinnen wo. Seine Züge waren scharf markirt und im Allgemeinen ernster als sein Wesen. Man hätte sie würdevoll nennen können, wenn nicht zuweilen ein höhnisches Lächeln in demselben gespielt und Blitze von Lüsternheit um seinen kleinen Mund gezuckt hätten. — Der Ausgewiesene beobachtete ihn scharf und als der Prediger seinem herrschenden Blicke begegnete, stockte er augenblicklich in den Worten, welche er an die Dame richtete ..... seine Züge wurden ernst .... er lehnte sich in seinem Sitze zurück, und da das Fahrzeug jetzt eine Wendung machte, so daß der Mond nicht mehr durch das Fenster schien, wurde sein Gesicht wieder dem Beobachter verborgen. Seine Rechte hatte die Hand der Dame gefaßt — ob sie aber von dieser zurückgewiesen wurde, oder ob er selbst sie

zurückgezogen hatte, das konnte der Ausgewiesene nicht sehen. Genug, der reisende Prediger faltete seine Hände über die Brust in dem Augenblicke, da er merkte, daß das Auge eines Beobachters auf ihn gerichtet sei.

„Wer konnte aber die Gefährtin dieses Menschen sein?“ dachte der Ausgewiesene, denn er sann vergebens nach, sich zu erinnern, wo er diesen gesehen hatte; daß er aber ein reisender Prediger sei, darüber war er nicht mehr in Zweifel; seine Kleidung u. s. w. deutete genügend seinen Beruf an. Aus der Unruhe in den Blicken und Bewegungen der Dame schloß der Ausgewiesene, daß die Bekanntschaft der Beiden noch neu sein müsse, da nur bei ihrer Vereinigung die Gewässer zweier Quellen schäumen und brausen, dann aber ruhig mit einander fortfließen.

Nach vielen, bald wieder verworfenen Muthmaßungen blieb der Ausgewiesene bei dem Gedanken stehen, daß die Dame in Fort Gibson wohne, daß sie die Meeting in van Buren besucht habe und nun wieder auf der Heimkehr begriffen sei. Vielleicht war ihr Gemahl, ihr Bruder oder ein anderer Verwandter oder Freund, mit dem sie die Meeting

besucht hatte, in van Buren zurückgeblieben und hatte sie diesem Manne von so frommem und würdigen Aeußern zur Begleitung übergeben, wie dies im Süden, wo das weibliche Geschlecht von dem andern stets eine achtungsvolle Begegnung erwarten kann, häufig geschieht. So löste sich der Ausgewiesene das Räthsel. Wäre er auch ganz unbekannt mit dem Charakter dieser wandernden Apostel gewesen, so hätte ihm doch die Schrift, welche ganz deutlich in den Zügen desselben geschrieben stand, bald Aufklärung über ihn geben müssen.

Unter diesen Gedanken bemerkte er, daß derselbe seiner Nachbarin näher rückte, während sie in Ahnung einer drohenden Gefahr doch nicht die Kraft zu besitzen schien, sich dem Zauber zu entziehen, der sich über sie ausgebreitet hatte. Fast in demselben Augenblicke trat der Mond hinter den Zweigen der Bäume hervor und erlaubte dem Ausgewiesenen eine flüchtige Umarmung zu sehen, während an sein Ohr der Laut eines unterdrückten Seufzers schlug. Jetzt war er vollkommen im Klaren: das Weib war von ihrem listigen Gefährten als Opfer ausersehen; und ein Schauder überlief ihn, wenn er an die Niederträchtigkeit des Buben dachte, der unter dem Schutze

seines heiligen Berufs die Unschuld und Hülflosigkeit eines schwachen Weibes so schändlich mißbrauchen konnte.

Der Ausgewiesene schloß die Augen und sann über Mittel, das bethörte Weib aus den Fangen des Elenden zu retten. Seine Einbildungskraft malte ihm dieselbe mit allen Attributen einer liebenden Gattin begabt. ..... Vielleicht war sie schon eine glückliche Mutter, die jetzt in Gefahr stand, ihres zeitlichen Glückes, ihres häuslichen Friedens von dem Nichtswürdigen beraubt zu werden! — Aber mit welchem Rechte konnte er sich hineinmischen? Wie konnte er wissen, daß seine Vermuthungen nicht falsch und bloße Ausgeburten seiner aufgeregten Phantasie seien? Sie konnten ja Gatten sein; und überdies ging ihn doch die Sache nichts an! Er überredete sich also, sich nicht um sie zu kümmern und lehnte sich zurück, um zu schlummern, als der Sturm, welchen wir bereits beim Anfang dieses Kapitels beschrieben haben, gerade als das Fahrzeug auf dem höchsten Gipfel der Berge sich befand, mit furchtbarer Vehemenz ausbrach, und dem Ausgewiesenen das Räthsel löste.

Er half dem Kutscher, wie ich schon berichtet

habe, die scheuen Pferde halten, und als er, nachdem einige Augenblicke sein Bewußtsein ihm geschwunden war, sich umwandte, um zu sehen, woher der ausgestoßene Schrei rühre, erblickte er beim Leuchten des Blitzes, daß die Dame ohnmächtig in die Arme ihres Gefährten gesunken war, welcher Letztere mit den Gebährden der höchsten Leidenschaft es versuchte, sie wieder ins Leben zurückzurufen. Plötzlich aber schienen ihre Kräfte wiederzukehren, denn mit einer scheuen Anstrengung entwand sie sich seinen Armen, sprang in den Wagen und drückte sich furchtsam in der dunkelsten Ecke desselben zusammen, wohin ihr der Begleiter in größter Gemüthsruhe folgte.

Aber ehe er sich niedersetzte, zuckte ein heller Blitzstrahl durch die Dämmerung, so daß der Ausgewiesene das Antlitz des Mannes so deutlich beobachten konnte, wie am Tage. . . . . . Ein kalter Schauder rieselte durch alle seine Glieder, als er diese Züge erkannte. . . . . Jetzt war er außer allem Zweifel . . . . es war der Neger-Prediger Griffith!

V.

Am folgenden Morgen begab sich der Ausgewiesene in das Bibliothekzimmer, wo sich die Elite Fort Gibsons gewöhnlich zu versammeln pflegte. Auch Mißtreß Davis hatte sich hier eingefunden und ruhte, als der Ausgewiesene eintrat, auf einem Sopha, welches sie ganz allein einnahm. Sobald sie ihres Günstlings ansichtig geworden, winkte sie ihn zu sich und bat ihn, sich niederzulassen, machte aber durchaus keine Miene, ihm einen Theil des Sophas abzutreten, sondern verblieb im alleinigen Besitz desselben. Der Ausgewiesene holte daher einen Stuhl und nahm an ihrer Seite Platz.

Mißtreß Davis war diesmal nicht im Negligée, wie wir sie in St. Louis gesehen haben, sondern in reicher Seide gekleidet und mit Ketten und Juwelen

behangen. Auf ihrem Haupte thronte eine Krone von bunten Federn, wie sie junge Indianerinnen zu tragen pflegen, und statt Schuhe oder Stiefelchen trug sie Moccassins, eine indianische Fußbekleidung, reichlich mit Perlen verziert. Dies stimmte aber keineswegs mit dem europäischen Zuschnitt ihrer übrigen Kleidung überein, auch zeugte der ganze Anzug von großer Nachlässigkeit, so daß der Ausgewiesene, als er sie in dieser sonderbaren Tracht auf das Sopha gestreckt erblickte, sich kaum eines Lächelns erwehren konnte.

Trotz aller dieser Sonderbarkeiten war ihm die Gesellschaft dieser Dame nicht unangenehm, besonders seitdem er gefunden hatte, daß sie sich keineswegs in Geschäftssachen mischte, welches er zuerst befürchtet hatte und was denn auch gemeiniglich bei Weibern, die das Regiment zu Hause führen, der Fall ist. Davis ihr Ehemann war ganz unter ihrer Botmäßigkeit; aber diese Herrschaft, welche sie über ihn ausübte, mußte eine sanfte sein, denn nie hörte man von Streitigkeiten, die zwischen den Beiden vorgefallen waren. Dies hatte seine zwei guten Gründe: erstlich war Davis ungeheuer phlegmatischen Temperamentes, und zweitens wußte seine Herrscherin so

geschickt zu manoeuveriren, daß es nie zu einem Bruche unter ihnen kam. Und diese Feldherrenkunst bestand einfach darin, daß sie, sobald sie eine Gewitterwolke auf der Stirn ihres Mannes im Anrücken sah, weislich nachgab und erst, nachdem der Sturm vorüber geweht hatte, ihren Scepter wieder ergriff.

Obgleich sie in ihrer Unterhaltung viel Unsinn zu Tage förderte, so leuchtete doch auch mancher geniale Gedanke daraus hervor, und die Bizarrerie derselben, so wie die ihres ganzen Wesens machte ihre Erscheinung gerade nicht unangenehm.

„Ich habe Euch eine gute Neuigkeit zu berichten", redete sie den Ausgewiesenen an, „Ihr sollt den indianischen Agenten auf einer Reise unter den Indianern begleiten, um Streitigkeiten, die unter denselben vorgefallen sind, zu schlichten. Lieutenant Hoskius, den Ihr kennt, und mehre andere Offiziere haben sich erboten, die kleine Gesandtschaft zu begleiten, damit sie das Vergnügen einer Büffeljagd genießen können."

Dem Ausgewiesenen war diese Nachricht durchaus nicht unangenehm, denn es war ihm daran gelegen, die Zustände der Indianer des Westens kennen zu lernen, auch versprach er sich von den Jagden,

welche bei einer solchen Gelegenheit veranstaltet werden, nicht wenig. Mißtreß Davis ertheilte ihm jetzt schon die Auskunft über das Verhältniß dieser Stämme zu der Regierung der Vereinigten Staaten.

„Es wohnen, wie Ihr wißt, in diesen gesegneten Gegenden, die aus Florida stammenden Seminolen und Creeks und die Cherokees und Chaktaws, welche ihre Ländereien in dem Bereiche der Vereinigten Staaten gegen diese den Weißen überlassen haben. Dafür hat sich die Regierung den Vereinigten Staaten verpflichtet, ihnen eine Summe Geldes in jährlichen Terminen auszuzahlen, und es ist die Obliegenheit des indianischen Agenten, diese Zahlungen zu machen und darüber Rechnung zu führen. Da aber viele dieser verschiedenen Stämme nicht zahlreich und deshalb schwach sind, so hat sich die Regierung ferner verpflichtet, sie gegen die Agressionen der stärkern Nachbarn, besonders aber gegen die kriegerischen Stämme des Oregon-Gebietes zu beschützen. Da besonders den neuerdings aus Florida ankommenden Stämmen wenig an Geld gelegen ist, so liefert ihnen die Regierung Lebensmittel zu demselben Werthe dafür, damit sie, ehe sie eine Ernte

dem Boden abgewinnen können, nicht Mangel leiden. Diese Provisionen werden aber nicht den Häuptlingen der Stämme ausgeliefert, sondern direkt unter die Familien selbst vertheilt, damit durchaus kein Unterschleif stattfinden kann. — Ihr seht also ein, daß unsere Regierung eine väterliche Fürsorge an den wilden Völkern ausübt und sie nicht verheert, wie es früher die Spanier gethan haben und die Franzosen, Engländer und Russen es jetzt noch thun. . . . . "

„Aber die Besitznahme Floridas", unterbrach sie der Ausgewiesene, „kann die gerechtfertigt werden? war der zehnjährige Krieg daselbst väterliche Fürsorge?"

Mißtreß Davis lachte laut auf.

„Was rechtfertigte die Theilung Polens? welche bewies, daß selbst die morsche Krücke der Legitimität (wie Byron sagt) der Potentaten nicht mehr zureichte und alles Recht über den Haufen warf, um das Faustrecht dafür einzuführen! Was rechtfertiget die Franzosen, die Bewohner Algiers zu vertilgen, pour la gloire de la France? Was rechtfertiget Rußland, die Bergvölker des Kaukasus zu meucheln? Was rechtfertiget die Engländer, dasselbe in Ostin-

dien zu thun? — Tausend Gründe! Aber unter diesen tausend Gründen ist nicht ein einziger, den die Humanität anerkennen wird."

„Gut", versetzte der Ausgewiesene, „beantwortet meine Frage: was rechtfertiget den Krieg und die Besitznahme Floridas?"

„Glaubt Ihr, daß Gott den ungeheuren amerikanischen Continent für ungefähr achtzig Tausend Indianer bestimmt hat?"

„Nein."

„Dann müßt Ihr auch zugeben, daß unsere Bürger vollkommen darin gerechtfertiget waren, wenn sie, da ihr eignes Land ihnen zu klein geworden war, nach Florida und andern Gegenden auswanderten nach Strecken, welche die Indianer nicht einmal bewohnten, sondern blos durchstreiften."

„Aber der Kieg, die gänzliche Besitznahme und zuletzt die Transportation der übrig gebliebenen Seminolen nach Arkansas?"

„Ist durch das feindselige Benehmen gegen unsere Colonisten gerechtfertiget. Die Seminolen verheerten ihre Ansiedelungen, mordeten Väter, Mütter, Greise und Kinder; und da sie trotz aller Nachsicht unserer Regierung nicht bewogen werden konnten,

ihre Angriffe einzustellen, blieb der Krieg ein unabwendbarer und die einzige Alternative."

„Aber haben die Weißen nicht die erste Veranlassung zu diesen Feindseligkeiten gegeben? Gebt der Wahrheit Gehör: waren es nicht die ersten weißen Colonisten, welche den Indianern Whiskey verkauften und sie dadurch — wie denn leider diese Völker durch den Genuß dieses Getränkes gänzlich ihrer Vernunft beraubt werden — zu wilden Thieren machten. Waren es nicht Weiße, die unter dem Vorwande entlaufene Sclaven einzufangen, die Jagdreviere der Rothen durchstreiften; und die, wenn die Indianer einen solchen Sclaven nicht herausgeben wollten, die Wigwams der Seminolen mit Feuer und Schwerdt verheerten?"

„Nein, nein", schrie die Dame mit Feuer, „von Cuba aus reizte man die Indianer, unsere Colonisten anzugreifen. Von da aus lieferte man ihnen Feuergewehre und Ammunition. Diese Feindseligkeiten der wilden Völker gegen unsere protestantische Union wurden durch .... durch die Jesuiten hervorgerufen!"

„Durch die Jesuiten?" fragte der Ausgewiesene lachend, denn wirklich diese Behauptung war zu

barok, als daß er sich des Lachens erwehren konnte.

„Ja durch die Jesuiten, welche gleich fliegenden Boten, gleich unsern reisenden Predigern die Wildniß durchstreiften ...."

„Reisende Prediger? ....." Dieses Wort brachte dem Ausgewiesenen seine Bekanntschaft mit einem solchen in der vergangenen Nacht ins Gedächtniß; es erinnerte ihn an das geheimnißvolle Benehmen der zwei Passagiere ..... an Griffith ...... und nochmals wiederholte er unwillkürlich die Worte: „reisende Prediger?"

Mißtreß Davis bemerkte sein Erstaunen. „Und warum befremdet Euch dies? leider giebt es auch in unsern Staaten solche Subjecte, die auf die Verbreitung ihrer Irrlehren reisen ...."

„Entschuldiget, daß ich Euch unterbreche, giebt es in Fort Gibson Jemand, der Griffith heißt? ich meine einen Prediger, der sich so nennt."

„Es ist nur *ein* Prediger in unserer Feste, und der heißt Elliott; aber wozu die Frage?"

„Wollte blos wissen ...... wegen eines

Abenteuers mit einer Dame im Omnibus während verflossener Nacht."

„Ich verstehe den Zusammenhang Eurer Worte nicht, erkärt Euch deutlicher."

Es war, wie man sich denken kann, nicht bloße Neugier, die den Ausgewiesenen trieb, der Scene, welcher er im Omnibus beigewohnt hatte, auf den Grund zu kommen. Er kannte Griffith, und wußte also, was diejenigen, welche ihm trauten, zu erwarten hatten; und aus dem Grunde erkannte er es als seine Pflicht, den Charakter dieses Mannes aufzudecken. Allein er kannte die Dame nicht, die sich in den Netzen desselben befand, und noch viel weniger ihre Angehörigen und Freunde. Und da er Ursache hatte, zu vermuthen, daß sie in Fort Gibson wohne, so schien es ihm, als wenn er nichts besseres thun könne, als von Mißtreß Davis Auskunft zu erfragen. Deshalb setzte er ihr in wenigen Worten die nächtliche Scene im Wagen auseinander, worüber sie höchlichst erstaunte und nach einigen Bedenken den Ausgewiesenen um die Beschreibung des in Gefahr schwebenden Weibes bat.

Der Ausgewiesene lieferte die Beschreibung so gut wie er vermochte; aber Mißtreß Davis schüttelte den Kopf.

„Blaue Augen und helles Haar .... und von meiner Größe? ...."

„Ein ernstes Aeußere .... eine würdevolle Haltung .... und dabei doch lieblich......"

„Mißtreß Moor!" Schrie Jemand, der hinter dem Ausgewiesenen stand. Dieser war Lieutenant Hoskius, welcher die frühern Worte überhört hatte, und der ihm jetzt den Namen der Dame von vergangener Nacht nannte.

Frau Davis erblaßte, und wollte wegen ihrer Freundin (denn ein solches Verhältniß fand zwischen den beiden Damen statt) gern den Ausgewiesenen überreden, daß er sich geirrt habe, aber Lieutenant Hoskius unterbrach sie.

„Könntet Ihr die Dame wieder erkennen, wenn Ihr sie heute sähet?"

„Allerdings."

„So folgt mir auf einige Minuten. Ihr, Frau Davis", sprach er zu dieser, „werdet einstweilen ent-

schuldigen, denn es gilt hier einen Schurkenstreich zu verhüten."

Bei diesen Worten ergriff Hoskius den Arm des Ausgewiesenen, und Beide verließen das Lesezimmer. Sie wandten ihre Schritte dem Theil der Ansiedelung zu, wo das Detachement Dragoner einquartirt war; und nicht fern von den Wohnungen der Leute stand das Wohnhaus des Capitain Moor. Ich habe bereits bemerkt, daß die Wohnungen der Offiziere außerhalb der Pallisaden gelegen waren, weil der Raum innerhalb derselben zu beschränkt war, als daß die Offiziere, die meistens verheirathet waren, bequem darin hätten wohnen können. Capitain Moor's Haus war eine der schönsten Sommerwohnungen, die man sich denken kann. Obgleich klein und nur von Baumstämmen aufgeführt, so war die äußere Ausstattung und die innere Einrichtung doch so geschmackvoll und bequem, daß man darüber die Miniatur-Zimmer und die wenigen Piecen, die es enthielt, ganz vergaß. Diese kleine Villa war in der Mitte eines Blumengartens gelegen, der mit Magnolien, Cedern und China-Bäumen eingefaßt war, und rings um das Sommerhaus zog sich ein Portikus, der von dem weit hervorstehenden holländischen

Dache bedeckt wurde. Von Säule zu Säule waren Latten genagelt, an welchen ein Weinstock üppig emporrankte und der auch noch einen Theil des Daches bedeckte, so daß das Ganze von der Ferne einer Rebenlaube ähnlicher sah als einem Wohnhause.

In dieser Halle saß Mißtreß Moor mit Stickereien beschäftiget und auf einer Fußbank zu ihren Füßen spielte ein Knabe von ungefähr vier Jahren, ihr Sohn. Sie selbst war mit einer Morgenrobe von weißer Seide bekleidet und ihr Haar, welches noch nicht in Zöpfe geflochten war, wurde durch ein eng anschließendes Häubchen zusammen gehalten. Ihre Füße ruhten auf dem Fußbänkchen neben dem Knaben, der in seiner muthwilligen Laune ihr einen der niedlichen Pantoffeln geraubt hatte und die Beute nicht wieder herausgeben wollte. Als Hoskius mit dem Ausgewiesenen an der Pforte des Gartens erschien, sah sie sich genöthigt, dem Knaben das Spielzeug abzunehmen und die beiden Besucher hatten dadurch das Vergnügen, sie im Anziehen des kleinen Pantoffels zu überraschen, wodurch denselben die Aussicht auf einen Fuß von unvergleichlicher Schönheit zu Theil wurde.

Sie schalt den Knaben und erhob sich, die Männer zu begrüßen. Lieutenant Hoskius stellte ihr den Ausgewiesenen vor. — Doch kaum hatte sie diesen ins Auge gefaßt, so überflog eine tiefe Röthe ihre Wangen.

„............... wenn ich mich nicht irre, so hatte ich schon das Vergnügen ...."

„Vergangene Nacht im Omnibus", half der Ausgewiesene nach, „es war eine schreckliche Nacht .... kaum entgingen wir der Gefahr ....

„Wie Ihr waret draußen in der verflossenen Nacht?" fiel Hoskius hier ein.

„Ich besuchte die Camp-Meeting", antwortete sie etwas verlegen; bald aber sammelte sie sich wieder und fuhr fort: „Da Moor, mein Gemahl, gestern Abend dem Festessen des Generals beiwohnte, so konnte er mich nicht begleiten und Herr Elliotte hatte deshalb die Güte, seine Stelle zu vertreten."

„So? .... Wirklich, da hattet Ihr einen ehrwürdigen Begleiter", versetzte Hoskius bestimmt; aber ein höhnisches Lächeln, das um seinen Mund spielte, besagte, daß er gerade das Gegentheil meine. Die Dame bemerkte es nicht und

nachdem sie mit wenigen Worten der Prediger, welche in der Versammlung redeten, gedacht hatte, sprach sie von dem Schrecken, den ihr der Sturm verursacht, und von der Gefahr, der die Gesellschaft entronnen sei. Sie schilderte mit ergreifenden Worten die majestätische Gewalt, die kämpfenden Elemente; sie malte mit hellen Farben das Herannahen des Orkans, beschrieb seine zerstörende Kraft; das Rollen des Donners, das Leuchten des Blitzes und das Gekrache der zersplitterten Riesenbäume ...... Ihre Augen leuchteten bei der Schilderung und der sonst wohlklingende Ton ihrer Stimme wurde kreischend und unangenehm.—Dann ging sie in ein Feld von Befürchtungen und Vermuthungen über; sprach von dem Schrecken, den die Gottlosen und Ungläubigen dereinstens, wenn der letzte Tag sich durch ähnliche Revolutionen der Elemente verkündete, empfinden würden und gerieth in eine solche Aufregung, in eine solch wilde Hitze, daß Hoskius wirklich für einige Minuten zweifelhaft wurde, ob sie nicht ihren gesunden Menschenverstand durch das Nachdenken über dergleichen Gegenstände ganz verloren habe.

„Ja ich lese bleichen Zweifel auf Eurem Ge-

sichte", fuhr sie fort. — „Aber es wird eine Zeit kommen, da sich Euer Herz mit Reue und Verzweiflung erfüllen wird. Es nahet der Zeitpunkt, da die Elemente ihren Dienst versagen werden und sich wie unterdrückte Völker gegen die Wesen, die so unwürdig die Schöpfung des Höchsten bewohnen, auflehnen werden. Die Winde, der Blitz und die Gewässer werden ihre Schranken durchbrechen und ihre furchtbare und entfesselte Wuth auf die Erde entladen ..... wer weiß, ob nicht schon die vergangene Nacht ein Vorspiel dieses schrecklichen Tages gewesen ist? ..... Aber blickt nur in die Schriften des heiligen Apostels Johannes, und Ihr werdet die Bestätigung meiner Worte finden ....

Ihre Aufregung ward dermaßen gesteigert und ihre Stimme tönte so laut und kreischend, daß das liebenswürdige Weib, welches dem Ausgewiesenen einige Minuten vorher in dem Portiko sitzend so lieblich erschienen war, jetzt eher einer begeisterten Seherin glich, als einer stillen und sittsamen Gattin. — Erst als ihr Knabe, der seine Mutter von den Männern gekränkt wähnte, anfing zu schluchzen und furchtsam sich hinter die Falten ihres weiten Gewandes verkroch, kam sie zur Besinnung und suchte ihn

zu beruhigen; und dies that sie mit einer Sanftmuth, welches mit ihrem fast männlichen Wesen, das sie eben gezeigt hatte, seltsam contrastirte.

„Die Schrecken der vergangenen Nacht scheinen Euch angegriffen zu haben", antwortete Hoskius in einem mitleidsvollem Tone, fügte aber gleich in einem schärfern hinzu: „übrigens hättet Ihr nicht nöthig gehabt, Euch so sehr zu ängstigen; es war ja ein Apostel an Eurer Seite, der gewiß im Nothfall den Elementen Ruhe geboten haben würde.

Mißtreß Moor warf einen verächtlichen Blick auf den Sprecher und würdigte ihn keiner Entgegnung, sondern versuchte die Unterhaltung auf einen andern Gegenstand zu leiten; denn ihr gutes Herz ließ es nicht zu, daß sie ihm eine kurze und scharfe Antwort gebe. Allein der Zweck des Besuches war erreicht, und Hoskius schützte die Geschäfte vor, um sich der Dame zu empfehlen. Die Beiden richteten also ihre Schritte der Thüre zu, nachdem sie das junge Weib freundlich gegrüßt hatten. In der Thür erblickten sie jedoch eine Erscheinung, welche den Ausgewiesenen eine Zeitlang sprachlos vor Erstaunen machte. Diese Erscheinung war ein Mann, der bereits einige Minuten hier gestanden und wahr-

scheinlich den letzten Theil des Gespräches mit angehört hatte. — Es war der reisende Prediger Griffith. — Wir führen jetzt den Leser unter die Indianer.

VI.

Die Krieger vom Stamme der Osages waren auf einem freien Platze versammelt, der an einer Seite von ihren Wigwams und an der andern von den klaren Wassern des Grandflusses begrenzt wurde. Sie feierten das jährliche Büffelfest, auf daß der große Geist auch ferner die jagenden Krieger in die reichsten Jagdreviere führen wolle, damit er auch in Zukunft den kühnen Unternehmungen seiner Kinder Erfolg angedeihen lasse. Allein Todesstille herrschte in der Versammlung. Kein Jubelgeschrei störte, wie es sonst immer der Fall gewesen war, den feierlichen Ernst der Wälder und Prairien. Schweigend betrachteten die Häuptlinge die erloschene Friedenspfeife; demüthig kauerten die Weiber zum Zeichen des Schmerzes und der Trauer auf dem Boden.

Streng hatten die Krieger die spielenden Buben zur Ruhe verwiesen, die furchtsam dem harschen Gebote Folge leisteten, ihre kleinen Bogen, mit welchen sie nach einem Büffelkopfe als Zielscheibe geschossen hatten, aus ihren Händen sinken ließen und sich den Weibern beigesellten.

Das Feuer, um welches die tätowirten Krieger einen Reihen getanzt hatten, Hand in Hand mit den Squaws, deren rabenschwarzes Haar bis auf ihre Kniee herabhing, war dem Erlöschen nah. Hirschkeulen und Büffelhöcker, wovon einige noch am Spieße staken, andere aber schon theilweise verzehrt waren, bewiesen, daß ein fröhliches Mahl noch vor Beendigung desselben unterbrochen worden war.

Da standen die Krieger mit niedergebeugten Häuptern auf das Zeichen der Ungnade des großen Geistes die erloschene Friedenspfeife blickend, während die wallenden schwarzen Federn ihres Kopfputzes ihre braunen Gesichter beschatteten. Schüchtern schauten die Weiber zu ihren Herren hinauf. Keinen Laut vernahm man in dem lebenden Kreise, nur das einförmige Pochen eines Waldspechtes unterbrach die tiefe Stille, die ringsum herrschte.

Ein Zeichen vom großen Geiste hatte die fröhlichen Tänze und das festliche Mahl gestört; er hatte dem Stamme seine Ungnade verkündet, indem er plötzlich die ihm geweihte Pfeife in den Händen eines der ältesten und erfahrensten Krieger erlöschen ließ.

Während die braunen Kinder der Wälder einen Reihen um das Feuer tanzten, während Jubelgeschrei von Alt und Jung die waldumkränzte Prairie wieder tönen ließ, hatte das Unheil verkündende Zeichen sie überrascht. Noch standen die Krieger in derselben Stellung, die sie beim Tanze eingenommen hatten; noch lagen die Weiber auf den Stellen, auf welchen sie beim Erblicken des bedeutungsvollen Merkzeichens niedergesunken waren. — Wie wenn ein Wanderer urplötzlich eine Schlange auf seinem Pfade sieht, die ihr häßliches Haupt gegen den Unbefangenen erhebt und mit weitgeöffnetem Rachen und gespaltener Zunge ihm ihren giftigen Hauch zuweht, durchrieselte Grausen die Glieder der unerschrockenen Waldbewohner. Weder die Tomahawks ihrer Feinde, noch der Schlachtruf zahlreicherer Haufen hatte je den Muth der Osages beugen können; jetzt aber, da die Hand des großen Geistes schwer

auf ihnen ruhte, schwand ihre Unerschrockenheit; kleinmüthig und verzagt, wagten sie es kaum, ihre Häupter wieder zu erheben.

Nur der Prophet, der wegen seines hohen Alters dem großen Geiste am nächsten stand, vermochte Aufschluß über das bedeutsame Ereigniß zu geben; nur er konnte sagen, wodurch die Gunst des Höchsten verwirkt war, nur er konnte andeuten, durch welche Sühne sie den großen Geist zu besänftigen im Stande seien. — Auf den Propheten also waren die Blicke Aller gerichtet.

Als jetzt das goldene Merkmal des Kusses, welchen die Abendsonne zum Abschied der Erde aufgedrückt hatte, von den Gipfeln der riesigen Bäume verschwunden war, wandte sich Big-Snake, der erste unter den Osage-Häuptlingen, an den Propheten:

„Vater! Deine jüngern Brüder wohnten seit undenklicher Zeit in den Gefilden der Büffel. Ihre Kinder wurden mit dem Blute erschlagener Feinde genährt, denn der Gott des Donners war seinen Kindern hold. Vor dem Blinken unserer Tomahawks erblinden unsere Feinde, und die Häuptlinge der Creeks und Seminolen müssen sich vor dem

Nicken unserer Adlerfedern beugen. In den Prairien vermag kein Büffel unsern geschärften Pfeilen zu entfliehen, kein Hirsch im dichten Walde kann sich unsern Blicken bergen. Die Wände der Wigwams unserer Krieger sind mit den Skalps*) erschlagener Feinde behangen und junge Squaws**), die wir von unsern Nachbarn raubten, bearbeiten unsere Aecker. Das Wild, das unsere Krieger erlegen, ist so zahlreich wie die Halme auf dieser Prairie, und unsere Pferde sind stark und leichtfüßig."

„Nie versäumten es Deine Kinder, dem großen Geiste für seine Gaben zu danken. Stets befolgen wir seine Gebete, wie er sie uns durch seine Propheten verkünden ließ. Warum denn, Vater, zürnt der große Geist jetzt mit seinen Kindern? Sage an, was kann den Gott des Donners sühnen? Du weißt es, dessen rechter Fuß bereits auf den ewig grünen Jagdrevieren steht und dessen rechtes Auge schon die Heerden Büffel erblickt, die unbefangen ihre Brust den nie stumpfen Pfeilen des Jägers darbieten. Die Locken Deines Hauptes ruhen schon auf dem weichen Teppich der immer blühenden Gefilde. —

*) Kopfhaut. **) Weiber.

Verkünde uns denn, was den großen Geist erzürnt hat!“

Der Prophet, den der Häuptling Vater nannte, war ein Greis, auf dessen Haupt hundert Winter ihr Eis zurück gelassen zu haben schienen. Seine Gestalt war hoch und trotz seines hohen Alters noch ungebeugt. Muskeln und Fleisch waren an seinem Körper längst verwittert, nur Haut bedeckte die dürren Glieder. Seine Gesichtszüge waren scharf und tiefe Furchen durchzogen seine blutlosen Wangen, aber seine Augen waren noch lebhaft und durchdringend. Er stand aufrecht auf die Arme zweier Häuptlinge gestützt, und eine junge Indianerin beschäftigte sich, die weißen Locken des Alten aus seinem Gesichte zu streichen.

„Kinder!“ sprach er, „Ich bin alt und schwach: die Jäger, in deren Gesellschaft ich einst den Büffel jagte, sind längst zu dem ewigen Jagdgründer hinüber gegangen; die Krieger, welche mir einst in die Schlacht folgten, sind nicht mehr; die jungen Bäumchen, welche Eure Väter um ihre Wigwams pflanzten, sind jetzt zu riesigen Eichen herangewachsen, grau mit dem Moose vieler Jahre. Schon manchmal habe ich diese Sycomore entblättert gesehen;

schon oft habe ich mit meinen Brüdern das Büffelfest unter diesem Baume gefeiert — aber nie hat der große Geist die Friedenspfeife in der Hand eines erfahrenen Kriegers erlöschen lassen, ausgenommen ein einziges Mal. Das war vor etwa vierzig Sommern als unsere Brüder zuerst die Weißen erblickten, als diese frechen Eindringlinge zuerst unsere Wälder und Prairien betraten und unsere Krieger in ihren Wigwams besuchten. Sie wurden von uns gespeist und getränkt mit dem Fleisch der besten Büffel und der Milch unserer Heerden. Dafür gaben sie den Kriegern Feuerwaffen, und als diese schliefen, ermordeten sie ihre Häuptlinge. Unsere Krieger ergriffen die Bogen und Pfeile und die Weißen ihre Feuergewehre. Aber als der Donner krachte und die Büchsen der weißen Krieger Feuer spien, da flohen die Rothen verzagt und zogen sich in das Dickicht der Wälder zurück, ohne daß der Skalp eines einzigen Bleich-Gesichts dem großen Geiste als Sühne für die erschlagenen Krieger dargebracht worden war. Er wandte deshalb seine hülfreiche Hand von seinen Kindern und zürnte. Er vergiftete die Kräuter in den Prairien, daß die Büffel überall todt niederstürzten; er trieb das Wild aus unsern Wäldern,

zerbrach unsere Bogen und stumpfte unsere Pfeile ab. Aber unsere Propheten erkannten die Ursache seines Zornes: er wollte ein Opfer!"

„Die Häuptlinge gehorchten der Weisung ihrer Propheten, zogen hinaus in das Land der Weißen und brachten bald ein junges Blaß-Gesicht gebunden in ihre Wigwams. — An dieser Sycomore hier wurde er geopfert und er ertrug seine Qualen nicht besser, als man es von der feigherzigen Race erwarten kann. — Alsbald lächelte der große Geist seinen Kindern wieder. Die todten Büffel standen wieder auf, und weideten wie zuvor auf den fetten Prairien; das Wild kehrte in unsere Wälder zurück und trank wie zuvor aus unsern Flüssen."

„Das Verbrechen, für welches Eure Väter und meine Brüder damals so schwer büßten, hat sich wiederholt. Der Gott des Donners ist mir im Traume erschienen und hat von mir eine Sühne verlangt, um Sühne für das vergessene Blut Deiner Tochter, Big-Snake!"

Wenn sich der Leser der Erzählung erinnert, welche Miß Julia ihrem Geliebten mittheilte, als der Anblick des Osage-Häuptlings sie so erschreckt hatte, so wird es ihm klar werden, worauf die

Worte des Propheten hindeuteten. Nachdem dieser eine kleine Pause gemacht hatte, um sich von der Anstrengung, welche ihm das Sprechen verursachte, zu erholen, wandte er sich an den Häuptling Big-Snake, dessen Augen mit zurückgehaltener Wuth glühten und der jedes Wort des Alten zu verschlingen schien. Die übrigen Krieger lauschten in ängstlicher Spannung.

„Ja, ich habe das Wehklagen der jungen Squaw vernommen, als das tödtliche Geschoß des Weißen ihren Busen durchbohrte. Ich habe sie im Traume gesehen, wie sie flehend die Hand auf ihre Wunde legte und mich zur Rache aufforderte. Aber nicht ich allein habe ihr Wehklagen, ihr Flehen um Rache vernommen: der große Geist hat sie zu mir gesandt und er ebenfalls hat ihre Trauertöne gehört. Ihr Blut floß, und noch hat kein Rother, nicht einmal ihr Vater, sie gerächt. Bedenket, daß sie nicht eher sich mit ihren Brüdern und Schwestern in den ewigen Jagdgründen vereinigen kann, bis wenigstens ein Blaß-Gesicht ihr als Opfer dargebracht worden ist*).

*) Dies ist der Glaube der meisten indianischen Stämme.

„Dies ist nicht geschehen, und deshalb zürnt der große Geist; das Erlöschen der Friedenspfeife ist ein gewisses Zeichen seines Zorns. — Er wird wie damals seine Kinder heimsuchen; er wird unsere Jagdgründe verheeren, er wird die Quellen versiegen, unsere Heerden tödten und den Arm unserer Krieger lähmen, wenn nicht Big-Snake seine Tochter rächt; wenn nicht das Blut der Weißen den Rest von Euren Tomahawks wäscht und ihre Skalps den Eingang zu Euren Wigwams schmücken; wenn nicht eine weiße Squaw der Tochter unsers Häuptlings als Opfer dargebracht wird! So spricht der Gott des Donners durch seinen Propheten."

Ein lautes Beifallgeschrei erschallte nach diesen Worten. Die Krieger schwangen ihre Streitärte, die Weiber erhoben sich vom Boden und Big-Snake, der erste unter den Häuptlingen der Osages, trat vor den alten Propheten.

„Großer Prophet", sprach er, „obgleich Deine

welchen man bei uns Aberglauben nennt. Die katholische Kirche verlangt nicht so viel von ihren Angehörigen, denn sie kann mit einigen Messen, Wachskerzen und anderm Katafalk die Seelen aus dem Fegefeuer erlösen.



Zunge langsam ist, so hat sie doch die Wahrheit gesprochen. Es ist uns erfreulich, daß Du uns Gelegenheit gegeben hast, die Schärfe unserer Pfeile an den Weißen zu erproben. Lange genug hat unsere Streitaxt tief in der Erde begraben gelegen und der Bogen abgespannt in den Zweigen der Lebens-Eiche gehangen; wir wollen das Beil wieder ausgraben und den dürren Bogen in dem Blute der Weißen erweichen. — Unsere Squaws werden bei unserer Rückkunft auf der Schwelle sitzend, die Kopfhäute der erschlagenen Feinde zählen und ausrufen: dies ist der Skalp eines weißen Häuptlings, dieser gehörte einem Krieger und jener einem jungen Weibe. — Auf denn, ihr Krieger, verlasset Eure Wohnungen und laßt uns Gott bitten, uns anzudeuten, auf welche Weise wir die Verhaßten überfallen können." —

„Ich schwöre es bei dem Gott des Donners, daß ich nicht eher meinen Wigwam betreten will, bis die Schuld mit dem Blute der Weißen gesühnt ist, bis ich eine weiße Squaw gebunden in unser Lager gebracht habe; ich gelobe, daß ich nicht eher dieses Beil niederlegen will, bis eine Weiße an

jener Sycomore meinem todten Kinde geopfert worden ist!"

So sprechend wandte Big-Snake den Weibern, den Kindern und den Alterschwachen den Rücken; seine Krieger folgten ihm.

Wenn der Osage-Indianer ein Unternehmen gegen seinen Feind ausführen will, so verläßt er auf einige Tage seine Wohnung, reißt sich aus den Armen seiner Familie und baut sich in kleiner Entfernung von seinem Wigwam eine temporäre Hütte aus Zweigen und Laubwerk. In den Eingang einer solchen Hütte hängt er den Wampum (Kriegsgürtel). Während des Tages setzt er sich darunter, raucht seine Pfeife, die vom Propheten gesegnet worden ist, und wartet ganz ruhig, bis ihm der große Geist den Plan zu seinem Streifzuge durch irgend ein Zeichen andeuten wird. Es werden, um dieses Zeichen zu erkennen, allerlei mystische Ceremonien veranstaltet von dem Propheten und den Männern der Heilkunde, denn diese Wissenschaft ist bei diesen Völkern in dem Besitz einer Kaste: der Vater vertraut die Kenntniß von der heilenden Kraft gewisser Pflanzen nur dem Sohne an und dieser theilt wiederum seinen Nachkommen die Kunst mit. Obgleich nun die ärzt-

liche Hülfe eines solchen indianischen Doctors hauptsächlich nur in Besprechungen besteht, so wissen sie doch Wunden, Bisse und Beinbrüche sehr geschickt zu behandeln; freilich andere Krankheiten kommen bei den Indianern nicht vor. Zuweilen werden sie von dem kalten Fieber befallen — welches bekanntlich in allen Staaten Nordamerikas einheimisch ist und dafür haben sie eine sonderbare Kur. Sie bringen dem Patienten, sobald sich der Frost bei ihm eingestellt hat, an das Ufer eines Flusses, wo sich dieser auf eine Decke oder Büffelhaut strecken muß. Zwei Männer ergreifen die beiden Enden der Decke und schwingen den darin liegenden Fieberkranken hin und her, wie in einer Schaukel. Sobald die Schwingungen stark genug geworden sind, läßt einer die Decke plötzlich los und der Patient wird dadurch in den Fluß geschleudert. Natürlich bemüht sich dieser das Ufer wieder zu erreichen, wird aber von den Beiden immer zurückgestoßen. Um nicht zu ertrinken, muß er aus Leibeskräften arbeiten, wodurch er in Transpiration geräth; und wenn man ihn nach einer Weile wieder ans Ufer gelassen und in wollene Decken gehüllt hat, bricht ein heilsamer Schweiß über seinen Körper aus, der nicht ohne gute Folgen

sein kann. — Die indianischen Aerzte kennen Heilkräfte vieler Pflanzen, welche den Weißen trotz aller Forschungen unbekannt geblieben sind; und daß sie ganz einfache Mittel gegen Biß von giftigen Schlangen besitzen, das ist unbestreitbar; auch kann man nicht leugnen, daß die Weißen die Kunde von dem Dasein vieler amerikanischer Heilpflanzen, welche jetzt in unserer Pharmacie ganz unentbehrlich geworden sind, zuerst von jenen uncultivirten Medizinern erhielten.

Die Ceremonien, welche die Krieger, wenn sie sich im würdigen Zustand, „Inspirationen vom großen Geiste zu empfangen", versetzen wollen, bestehen in Zaubergesängen und Beschwörungen; und Big-Snake erfüllte alle diese Vorschriften getreulich. Seinem Schwure gemäß verließ er noch am selben Abende das Dorf seines Stammes und errichtete von den Zweigen einer Lebens-Eiche eine schattige Laube. Trauernd nahte sich ihm hier sein Weib, ihr jüngstes Kind in den Armen wiegend, und suchte durch Liebesbezeugungen und Zärtlichkeiten ihn von seinem Vorhaben abwendig zu machen; aber der Häuptling hatte einen Schwur gethan, und den durfte er nicht brechen. Er wies sie von sich und

nahm seine Pfeife wieder; — und kein Zug seines abgewandten Antlitzes verrieth, wie nah ihm die tiefe Trauer der Gefährtin seines Lebens ging; durch keinen verrieth der Stoiker des Waldes, daß ihm die zögernden Fußtritte seines scheidenden Weibes das Herz durchdrangen. — Big-Snake war jedoch nicht allein in seiner Hütte, denn die bravsten seiner Krieger waren ihm gefolgt und hatten sich um ihn gesetzt. Und als der Haufe vollzählig war, begannen die Beschwörungen und Zaubergesänge. Keiner durfte sein Weib und seine Kinder besuchen; alle andern Rücksichten wurden den feierlichen Vorbereitungen der Krieger hintangesetzt. Nachts warfen sie sich auf ihre Büffelhäute und erwarteten die Visionen des großen Geistes, denn dieser soll besonders in der Nacht von seinen Höhen herabsteigen und den Kriegern seinen Willen im Traume offenbaren.

Der Morgen brach an — die Krieger sprangen von ihrem Lager. — Ihre Augen flammten und aus ihren Zügen, welche durch das Auftragen von Streifen schwarzer Farbe schrecklich anzuschauen waren, sprach stolze Ausforderung. Grimm blickten sie einander an, denn ihre Träume waren wild und

unvollständig gewesen; die Stimme des großen Geistes hatte das Ohr seiner Kinder nicht erreicht. Big-Snake trat in ihre Mitte und sprach:

„Ich hörte das Flüstern des großen Geistes, aber seine Worte wurden von dem Nachtwinde von dannen getragen. Ein böser Geist verstopfte meine Ohren, als ich zum zweiten Male lauschte. — Brüder! als er zum dritten Male zusprach, vernahm ich die Worte: große Schlange, es ist dein Kind durch die Hände eines Weißen gefallen, und nur das Blut des Mörders und das seiner Tochter kann die deinige sühnen; begrabe deinen Tomahawk in den Schädel des alten Bleich-Gesichts und bringe mir seine Tochter als Opfer dar."

Ermuthigt hierdurch erneuerten die Krieger ihre Ceremonien, damit nun auch ihr Gott ihnen kund thun möge, auf welche Art und Weise der Feind anzugreifen sei. Mehrere Tage dauerten diese Zaubereien, bis endlich der große Geist sie erhörte und ihnen Mittel an die Hand gab, ihre feindseligen Pläne gegen die Weißen, insbesondere aber gegen Miß Julia und ihren Vater auszuführen. Weder Julia noch ihr Vater, noch irgend ein Bewohner Fort Gibsons ahneten, welches Ungewitter über

ihren Häuptern schwebte. Um aber beschreiben zu können, wie und wodurch die Indianer in den Stand gesetzt wurden, ihre Pläne in Ausführung zu bringen, müssen wir noch einmal auf den reisenden Neger-Prediger Griffith zurückkommen.

VII.

Als der Ausgewiesene den Mann, den er schon zweimal todt gewähnt, vor sich erblickte, der ihn wie sein böser Dämon verfolgt und ihm mehrere Male erschienen war, wenn er sich am entferntesten von dem Ungeheuer geglaubt; als er seine kleinen durchdringenden Augen auf sich gerichtet sah, befiel ihn ein unheimliches Gefühl; und da Griffith, dies bemerkend, sein höhnisches Lächeln um seinen Mund spielen ließ, durchrieselte ein kalter Schauder die Glieder des Ausgewiesenen. Dies dauerte jedoch nur einige Augenblicke, denn der Deutsche war nicht freiherzig und nur das geheimnißvolle und dämonische Erscheinen des Predigers hatte ihn für den Augenblick außer Fassung gebracht. Diese Beängstigung machte daher einem andern Gesichte Platz: es

war das Verlangen, den Kampf, den er damals auf dem Werft zu New=Orleans mit ihm bestanden hatte, zu erneuern. Seine Fäuste ballten sich krampfhaft; und den Schurken fest ins Auge fassend, schien er einen Punkt zu suchen, auf welchen die Wucht seiner Faust niederfallen sollte.

Hoskius, der nur von dem Abenteuer des Ausgewiesenen in dem Omnibus wußte, ließ es nicht dazu kommen, sondern faßte ihn beim Arm und zog den Kampflustigen aus dem Zimmer. Dadurch wurde die Passage für Griffith frei, welcher jetzt in das Zimmer trat.

„Laßt mich gehn“, schrie der Ausgewiesene unwillig seinem Freunde zu, „der Kerl ist ein Mörder?“

„Ein Mörder?“

„Ja, ja? gerichtet und zum Strange verurtheilt .... er muß aus seinem Kerker entwichen sein ....“

„Wo ... wo ... geschah das Verbrechen?“ fragte der Lieutenant.

„In Louisiana! und seine Verurtheilung fand in Baton=rouge statt! ...... kommt mit mir zur

Wache, damit der Schurke angezeigt und verhaftet werde, ehe er Zeit gewinnt zum Entkommen!"

„Nicht zu eilig", entgegnete Hoskius lächelnd, „Eure Anzeige wird nichts fruchten ...... wißt Ihr nicht, daß wir hier in Fort Gibson, außer dem Bereiche der Vereinigten Staaten leben? ..... in indianischem Gebiete, im Lande der Cherokees, die keine Verbrecher den Vereinigten Staaten ausliefern? ...... Doch das werde ich Euch näher erklären, folgt mir einstweilen in meine Wohnung, wo Ihr hiermit zum Frühstück eingeladen seid."

Der Ausgewiesene war betroffen und wollte anfangs die Aussage seines Freundes bezweifeln, aber da fiel es ihm ein, daß derselbe doch eigentlich diesen Punkt besser wissen müsse, als ein Fremder. Er folgte ihm deshalb in seine Wohnung ängstlich gespannt, die Aufklärung darüber zu erhalten.

Der Dragoner-Lieutenant hatte sich sein Wohnhaus gegen die Verordnung des commandirenden Generals in einer Entfernung von ungefähr einer halben englischen Meile von den Pallisaden erbauen lassen. Da aber zur Zeit, wo diese Geschichte spielt, sehr wenig vor Ueberfällen von den Indianern zu befürchten war, so hatte der commandirende Offizier

diesen Verstoß gegen die Regulationen geduldet. Hoskius war nämlich ein leidenschaftlicher Jäger und wählte diesen entfernten Punkt zu seiner Wohnung, um diesem Hange ungestört nachgehen zu können; denn er besaß circa zweihundert Brockenhunde, deren tägliches Geheul, im Fall seine Wohnung in der Nähe der Feste gewesen, den andern Offizieren lästig geworden wäre; auch hielt er fünf bis sechs Reitpferde, für welche er geräumige Stallung haben mußte.

Hoskius Wohnung, denn das ganze Haus bestand nur aus einem Zimmer und einer Küche, hatte in ihrer innern Einrichtung nichts vor den Hütten der westlichen Colonisten voraus. Das Wohnzimmer war sehr geräumig, und die Wände desselben waren weder getüncht noch mit Papier überklebt, sondern zeigten die rohen Baumstämme, aus welchen die Cabin (Hütte) erbaut war, und die Räume zwischen diesen übereinander gelegten Stämmen waren mit Lehm ausgefüllt. — In der Mitte des Zimmers stand ein roh gearbeiteter langer Tisch, auf welchem Jagdutensilien und die Waffen des Bewohners lagen. In der Ecke zur linken Hand stand sein Bett, das aus einer Matratze, gefüllt mit trockenem Moose

und einigen Büffelhäuten bestand, bespreizt mit einem kattunen Ueberwurf, worauf man in zwanzig verschiedenen Abtheilungen das Portrait des General Jacksons erblickte; welches gewissermaßen das politische Glaubensbekenntniß des Eigenthümers anzeigte, und in der That viele Carricaturen bekannter Whigmänner, die an den Wänden hingen, bestätigten, daß Hoskius mit ganzer Seele der demokratischen Partei zugethan war. Auf einem Stuhle lag ein Frauenhut, dessen Eigenthümerin, Miß Julia war, und die denselben hatte liegen lassen. Hoskius von der Jagd zurückkehrend, hatte ohne Weiteres sein schwere Kugelbüchse darauf geworfen, so daß derselbe auf eine jämmerliche Weise dadurch zerknickt worden war. Ueber dem Bett hingen einige Büchsen, Flinten, Pistolen und Jagdmesser, und unter diesen Instrumenten des Todtes erblickte man das Bildniß seiner Braut. — Als der Ausgewiesene noch über diese sonderbare Idee nachdachte, fesselte ein anderer Theil des Zimmers seine Aufmerksamkeit. Es war ein prächtiger Schrank mit Büchern gefüllt, der augenscheinlich nicht in Fort Gibson verfertigt war, und der mit dem übrigen Meublement der Stube seltsam contrastirte. — Aber des Ausge-

wiesenen Herz bebte vor Freuden, als er auf dem Schranke die Büste Shakespeares und daneben die unseres Goethe erblickte. Es ward ihm zu Muthe, als wenn ein Sonnenstrahl plötzlich in einen finstern Kerker zu ihm gedrungen wäre; und dies kann nicht befremden, denn er hatte seit seiner Ankunft in Amerika die Amerikaner als schreckliche Illiteraten kennen gelernt; und jetzt plötzlich in den Hinterwäldern des Westens unter Indianern und Farmern einen Mann anzutreffen, der die Büste Goethes auf seinen Schrank gestellt hatte, war sicher ein erfreulicher Gedanke. Er öffnete hastig, ohne zu fragen, den Schrank und fand darin eine ausgewählte Sammlung von englischen, französischen und deutschen Classikern, nicht übersetzt, sondern in den Original-Sprachen. In seiner Freude drückte er Hoskius die Hand, der ihn verstand und seinen Händedruck herzlich erwiderte. Jetzt konnte er sich auch das Dasein von Miß Juliens Hut erklären: sie hatte ohne Zweifel die Bibliothek ihres Erkorenen benutzt und mußte die Kopfbekeidung vergessen haben. Als der Ausgewiesene den Lieutenant auf den Uebelstand aufmerksam machte, bemühte sich dieser mit ängstlicher Genauigkeit den Schaden wieder herzustellen, und

da es ihm nicht gelang, legte er ihn mit schmerzlicher Miene wieder hin und bat den Deutschen, sich zu Tische zu setzen, um Frühstück einzunehmen.

Auf der Mitte des Tisches dampfte ein ungeheurer Rehbraten, so schön wie er nur jemals den leckersten Gaumen eines Gourmand in Versuchung gebracht hat, umgeben mit süßen Kartoffeln und frischem Maisbrode. Ihm zur Seite stand eine Schüssel mit dem berühmten Chicken-Firings bestehend in einem Huhn, das ohne Rücksicht auf Anatomie in möglichst kleine Stücke zerschnitten und in Eierteig gebacken war; und neben diesem beliebten amerikanischen Gerichte prangte eine Schüssel voll Eichhörnchenfleisch. Auf einem Stuhle standen zwei große steinerne Krüge, wovon der eine mit Whiskey und der andere mit Applejack (Cider) gefüllt waren. Aus diesen guten Sachen bestand das Frühstück der Beiden. Hoskius empfahl dem Ausgewiesenen den Cider; und nachdem ein Theil des Bratens verzehrt und der Cider vortrefflich befunden war, wurde die Aufmerksamkeit des Letztern durch einen großen Neufundländer in Anspruch genommen. Dieser Hund trug den Namen „General Jackson.“ Der General hatte seinen Kopf auf den Tisch gelegt und blickte

seinen Herrn bittend an. Dieser willfahrte indessen seinen Wünschen nicht, sondern als wenn ihm plötzlich eingefallen wäre, erhob er sich vom Tische, ergriff den schon besprochenen Hut seiner Braut, wickelte ihn sorgfältig in einen Boden Schreibpapier ein und schrieb mit Bleistift folgende Worte darauf:

Theure Julie! General Jackson hat Schläge verdient, weil er Deinen Hut als Ruhebett benutzt hat; deshalb schicke ich ihn zu Dir, damit Du die Strafe an ihm vollziehest. ꝛc.

Dies ließ er dem Ausgewiesenen lesen und gab dann das Paket dem Hunde zum Ueberbringen an seine Eigenthümerin. Das gelehrige Thier verstand, was es zu thun hatte, und als ihm Hoskius die Thür geöffnet hatte, begab es sich mit wedelndem Schweife auf seine Gesandtschaft.

„Aber der arme General“, sprach der Ausgewiesene im mitleidsvollen Tone, „er wird nun für Euren Fehler herhalten müssen!“

„Nein, nein“, erwiderte der Lieutenant lachend, „sie wird ihn nicht anrühren — im Gegentheil ..... vielleicht einen Fuß auf seinen schwarzen Pelz drücken

..... welches mich oft neidisch auf den General gemacht hat ...."

Hoskius erröthete bei diesen Worten und stockte. Er setzte sich nieder an den Tisch, schüttete dem Ausgewiesenen und sich selbst ein Glas Whiskey aus und brannte eine Cigarre an; und nachdem er auch seinen Freund damit versehen hatte, legte er die Beine auf den Tisch, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und schuf bald eine dichte Rauchwolke rings um sein Haupt. Bei diesem Versuche sich's bequem zu machen, fiel ein kleines Buch vom Tische auf die Erde, welches der Ausgewiesene aufhob und dessen Titel „Travels through Italy" lautete.

„Sehr gutes Werk das", bemerkte der Offizier, „habt Ihr auch Italien bereist?"

Der Deutsche bejahte die Frage.

„............ Hätte wohl Lust dazu, eine solche Reise zu unternehmen, denn sechs bis acht Monate Urlaub kann ich jetzt, da wir in Friedenszeiten leben, immer bekommen, aber ich glaube, daß der Schmerz, den man bei einer Reise durch die von der Natur gesegneten Fluren dieses Landes, empfinden muß, reichlich die Genüsse, welche die Schönheiten der Natur, die Denkmäler der Kunst und die

Trümmer vergangener Herrlichkeit darbieten, aufwiegen wird."

„Von welchem Schmerze sprecht Ihr?" fragte der Deutsche.

„.................. Ist es nicht ein göttlicher Anblick, zu betrachten, was der Himmel für dieses gesegnete Land gethan hat? Welche Früchte blühen auf jedem Baume, welche Aussichten breiten sich über den Gebirgen aus! Betrachtet die malerischen Abhänge der italienischen Alpen, die Thäler, welche gleich Paradiesen zwischen den Felsen wie hingezaubert erscheinen, blickt hinauf zum Himmel und betrachtet das dunkelblaue Zelt, das sich über das Ganze ausbreitet, spiegelt Euch in den klaren Gewässern der Bäche ...... und Ihr werdet ausrufen: „majestätisch!" .... Wendet Eure Schritte nach Rom, der Residenz der Cäsaren; bewundert hier die Kunst, die Denkmäler edler Thaten, deren Erinnerung reich wie kostbare Edelsteine in den Herzen der Menschheit aufbewahrt wird, bewundert eine glorreiche Vergangenheit noch in ihren Trümmern ...... und Ihr werdet ausrufen: „erhaben!" .... aber dann blickt auf die Sclaven, welche von solchen herzerhebenden Scenen umgeben

sind, wie ein Stückchen schlechten Glases in einer goldnen Einfassung; die kriechend die Hand ihrer Unterdrücker lecken oder den Pantoffel eines alten Mannes küssen! Betretet den Boden, wo ein Tacitus schrieb und ein Cicero redete, wo ein Brutus und Cato für die Freiheit sich opferten, und schaut herab auf die zerlumpten zigeunerartigen Gestalten, die Euch umringen und Eure heißen Träume mit dem Eise der elenden Gegenwart erstarren! Schaut auf das unwissende, bigotte und aller erhabenen Gefühle unfähige Volk — dann auf die im Uebermaß des Genusses schwelgende Aristokratie, die um ihr Bischen Ansehen zu erhalten, ängstlich an den modernden Gerechtsamen einer Hierarchie festhält! — .... Verbittert Euch dieser Gedanke nicht jeden Genuß der Natur, den Kunst und Erinnerung einer hehren Vergangenheit Euch darbieten?“ —

„Allerdings, eine solche Betrachtung ist schmerzlich; aber ein Herz, das des Schönen empfänglich ist, ein Geist, der die Kunst zu würdigen weiß, muß für die Zeit seines Aufenthalts in Italien den traurigen Aspect der Gegenwart vergessen. — Wenn er in der Absicht hinreist, um sich geistigen Genuß zu verschaffen, so kann seine Philosophie ihn leicht

über das Elend, das er überall erblickt, hinaus-
setzen.“

Hoskius schüttelte schwermüthig den Kopf.

„Also um Genuß zu haben, wollt Ihr Gefühle
fortphilosophiren, die Euch als Mensch doch nur zur
Ehre gereichen können. Ihr müßt über das trau-
rige Loos eines Volkes weinen — und Ihr trocknet
diese Thränen und nehmt ein erzwungenes Lächeln
an, um für einige Tage oder Monate Genuß zu
haben. Das ist egoistisch; — stimmt aber mit dem
ganzen Benehmen der jetzigen civilisirten Menschen-
race überein, die zwar auf eine gewisse Culturstufe
emporgestiegen ist, aber dennoch in Gefühlen unter
den Naturmenschen steht, und mir eben durch das
Krankhafte ihrer Verbildung, durch die falsche Rich-
tung, die Civilisation ihren Gefühlen gegeben hat,
ganz zuwider geworden ist.“

„...... Cultur — Civilisation — die Worte
werden oft verschieden ausgelegt“, versetzte der Aus-
gewiesene ausweichend, weil er ihn nicht vollkommen
verstanden hatte.

„Ich nenne erst dann ein Volk civilisirt, wenn
seine wissenschaftliche Bildung im Verhältniß mit
der Vervollkommnung der Eigenschaften des Herzens

steht; wenn der Arme nicht so weit in der Bildung hinter dem Reichern zurück ist, und wenn diese Vervollkommnung des Geistes sich nicht blos auf einzelne Theile des Wissens erstreckt, sondern wenn das Volk auch zur Kenntniß seiner politischen Wichtigkeit gelangt ist. — Aber um dies zu erlangen, soll von Vereinen auf das Volk gewirkt werden; die Bemühungen Einzelner sind von wenig Erfolg. Dies kann man mit Recht von den Reichen als eine Pflicht fordern; und wäre es je geschehen, so sähe man jetzt nicht das traurige Beispiel, daß in unsern Staaten sich Tausende von einem einzigen Fanatiker bethören und ins Verderben stürzen lassen; und in Europa wieder Tausende zum Vortheil einiger Pfaffen ihren letzten Heller geben, um eine Reliquie zu beschauen. — Aber die Beispiele von der erschrecklichen Unwissenheit des gemeinen Volkes in Europa sind zu zahlreich und zu allgemein bekannt, als daß es nöthig wäre, sie aufzuzählen. — Kann man sich also beklagen, wenn bei Gelegenheit einer Revolte Greuel verübt werden, deren sich Mongolen und Baschkiren schämen würden? Wir haben Missions-Gesellschaften, deren Mitglieder mit seltener Aufopferung die Kunde von dem Evangelium in ferne Gegenden

tragen, die Millionen und abermals Millionen auftreiben, um das Wort des Herrn den Indianern, den Hindu u. s. w. zu predigen; — warum aber wendet man diese Summen nicht zur Bildung des Volkes an, das uns am nächsten steht? — Ich denke, Mitgefühl ist am besten da angewandt, wo es am meisten Noth thut."

General Jackson, der nunmehr von seiner Botschaft zurückkehrte, veranlaßte, daß das Gespräch eine andere Wendung bekam. Der Lieutenant hatte sich zu einem zweiten Glase Whisky verholfen, in welches er einige große Stücke Zucker warf, diese mit dem Griff seines Jagdmessers zerstieß und etwas Wasser hinzu goß. Dann nahm er seine vorige Stellung wieder an und fuhr fort:

„Aber ich vergesse darüber den reisenden Prediger; Ihr sagtet, er sei ein Mörder, und ich glaub's Euch, denn ich selber kenne ihn."

„Wie? Ihr kennt ihn?"

„Es war vor ungefähr acht Jahren, ehe ich mich von Uncle Sam engagiren ließ, als derselbe Kerl in meiner Heimath dem Staate Maryland sein Unwesen trieb. Er ist einer jener unnützen Predi-

ger, die oft unter verschiedenen Namen das Land durchziehen, um von anderer Leute Gutmüthigkeit zu zehren, und zum Dank dafür Vater und Sohn, Mann und Frau, Bruder und Schwester gegen einander aufhetzen, wie sie sagen: um sie mit sich zum Himmel zu führen. Damals kramte der Schurke seine Teufeleien in unserm kleinen friedlichen Orte aus, und ich will gehenkt werden, wenn nicht meine zwei Schwestern. .... Doch genug davon. — Er hatte den Strang verdient und entkam; diesmal soll es ihm aber nicht gelingen, das schwöre ich Euch!"

Bei diesen Worten schlug er seine geballte Faust mit einer Gewalt auf den Tisch, daß das eichene Meubel bebte und die Schüssel und Teller klirrten.

„Gut", versetzte der Ausgewiesene, „aber warum kann man ihn hier nicht verhaften und den Civil-Behörden ausliefern?"

„Wir wohnen in der Mi tte der Cherokees-Nation, und das Gesetz der Vereini gten Staaten hat hier keine Kraft, eben weil bei den Indianern nur ihre eignen Gesetze gelten, und daß diese nicht ausliefern, muß Euch bekannt sein. Auf diesem kleinen Stück-

chen Terrain, auf welches Fort Gibson erbaut ist und das sich die Regierung reservirt hat, gilt nur das militairische Gesetz. Und dennoch steht es nicht in unserer Macht, einen Bürger der Vereinigten Staaten, selbst wenn er innerhalb dieser Reservation ein Verbrechen begangen hat, vor ein Kriegsgericht zu stellen, sondern wir sind verpflichtet, ihn den Gerichten des nächstliegenden Staates auszuliefern. Da nun Elliott oder Griffith, oder wie er sonst noch heißen mag, den Mord im Staate Louisiana verübt hat, so liegt kein juristisch zulässiger Grund dar, ihn zu verhaften; und unser commandirender General würde, im Fall Ihr einen Antrag dazu machen solltet, denselben zurückweisen."

Der Ausgewiesene berichtete nunmehr in kurzen Worten dem Lieutenant das Verbrechen, welches der reisende Prediger auf der Plantage verübt hatte, und in Folge wessen er in Baton-rouge des Mordes schuldig befunden worden sei. Hoskins sann eine Weile nach. Ehe er sich aber noch gegen seinen Gast aussprechen konnte, trat Capitain Moor ins Zimmer. Den Ausgewiesenen riefen Geschäfte in sein Bureau und er nahm deshalb die Gelegenheit wahr, sich zu empfehlen. Capitain Moor blieb in-

dessen über eine Stunde bei dem Lieutenant, und was der Gegenstand und das Resultat ihrer langen und eifrigen Unterredung gewesen war, das werden die nächst folgenden Capitel darthun.

VIII.

Es war gegen eilf Uhr Abends. Mißtreß Moor war auf dem Sopha eingeschlummert, nachdem sie lange vergebens auf ihren Ehemann gewartet hatte, der sonst so späte Stunden nicht zu halten pflegte. Des jungen Weibes Haupt ruhte auf ihrem rechten Arme, der in der Stellung, in welcher der Schlummer sie überrascht, über der Seite des Sophas hing. Die Hand dieses Armes, dessen untere Hälfte die Aermel des blendend weißen Negligées nicht bedeckte, war erschlafft und ein Buch religiösen Inhalts, das auf dem Boden lag, schien, als der Schlaf über sie gekommen, dieser kleinen Hand entfallen zu sein. Ihre Füße, von welchen das lange Gewand nur die niedlichen Spitzen blicken ließ, waren auf eine Wiege

gestemmt, in welcher der Knabe längst eingeschlafen war. Eine feierliche Ruhe herrschte in dem halb erleuchteten Gemach. Nur ein schüchternes Nachtlüftchen, welches sich durch das geöffnete Fenster eingeschlichen hatte, wagte es, einen Theil der Locken, die unter ihrem Nachthäubchen hervorquollen, in Unordnung zu bringen und über ihr Gesicht zu wehen. Außer dem leisen Rauschen der seidenen Robe, das durch das Auf- und Niederwallen ihres Busens entstand, hörte man keinen Laut. Es war eine athemlose Stille.

Capitain Moor trat in das Zimmer, ohne daß seine schlafende Gattin von dem Geräusch seiner Fußtritte erwachte. Er öffnete das Fenster und schaute hinaus in das stille ruhige Mondlicht, das gleich der Heiligkeit des Sabbaths über der duftigen Erde lag. Aber sein Erscheinen bildete einen schroffen Gegensatz zu der friedlichen Stille, die draußen sowohl wie in dem einfachen Gemache herrschte. Seine Augen glühten in einem unheimlichen Feuer, seine Hand war krampfhaft geballt, ohne daß ers vielleicht selbst wußte, und die andere hatte die Lehne des Sessels gepackt. — In seinem Innern tobte das Feuer wilder Eifersucht und der Rache.

„........ So bin ich denn entehrt.... sprach er in sich hinein .... habe kein Recht mehr, gleich Andern meine Stirn aufrecht zu tragen .... soll mich entehrt zum Grabe schleppen! ..... Aber zum Wenigsten will ich Rache haben ...... ihm soll ein Loos werden .... Qualen soll er dulden, wie sie noch nie die menschliche Natur trug! ....“

Auf diese Weise quälte sich der Gatte, nicht fern von dem Sopha sitzend, auf welchem das Wesen, worauf alle seine Hoffnungen, alle seine Freuden für eine ganze Lebenszeit gebaut waren. Er wollte sie fragen — aber er zitterte vor ihrer Antwort — und konnte es nicht über sich bringen, sie aufzuwecken.

Er blickte hin. Das Mondlicht, welches um den Mund der schönen Schläferin spielte, beleuchtete ihr Antlitz. — Könnte Schuld in jenen jetzt geschlossenen Augen liegen, deren Licht so oft Seligkeit in seine Seele gegossen? unter diesem weißen Busen, an dem sein schmerzendes Haupt so oft die Ruhe gefunden hatte, die nur das Bewußtsein, „geliebt zu werden“, giebt? — Sollte jener Mund lügen können, der ihm feierlich und fest den Schwur der ewigen Treue zugehaucht hatte? — Nein, nein! es ist

unmöglich, und er wollte aufspringen und seine Frau mit Küssen wecken .... Allein plötzlich schoß wieder der Gedanke an Griffith wie eine Furie mit brennender Fackel durch seine Seele ..... er erblickte sie in den Armen des Verführers .... und im wahnsinnigen Schmerze sprang er von seinem Sessel auf; — wieder glühte sein Auge und wieder ballten sich seine Hände. — Sein Blick schweifte, als wenn er irre, von der Gestalt seiner Gattin, in die mondbeleuchtete Nacht, dann auf ihr Potrait, welches er selbst gemalt hatte, und blieb endlich auf einen Punkt, nicht fern von diesem theuern Bilde, fixirt. Es waren ein Paar Pistolen, worauf sein Auge starr geheftet war. —

Doch vor seinen eignen Gedanken zurückschaudernd, sprang er von dem Sessel auf, lief aufgeregt im Zimmer auf und ab und machte seinem Schmerze in Ausdrücken wilder Leidenschaft Luft. Darüber erwachte Mißtreß Moor. Er blickte hin und begegnete ihren Blicken, die Hülfe suchend auf ihn gerichtet waren.

„Oh Heinrich, Heinrich, wie froh bin ich, daß Du es bist — welch schrecklicher Traum quälte mich!“

„Ja wohl schrecklich! Gott gebe, daß die Wirklichkeit nicht noch schrecklicher als der Traum werden wird ...."

Das junge Weib sah ihren Gatten staunend an, sie traute kaum ihren Sinnen, solche Worte von seinem Munde zu hören. Als sie aber sein leuchtendes Auge gewahrte, sein ungewohntes aufgeregtes Wesen, mit welchem er in einer ungeheuren Beklommenheit mit großen Schritten das Zimmer maß — da kam ein Schatten von Beängstigung über ihre Gesichtszüge; und als er sich endlich mit einem unheimlichen Ausdruck im Blick vor ihr auf einen Stuhl niederließ und sie fest ins Auge faßte, rieselte eine unbeschreibliche Furcht durch ihr Herz. Die Sprache fehlte ihr, Todesblässe überzog ihr Gesicht, und wie von einer unwiderstehlichen Gewalt gedrängt, sank sie in das Sopha zurück. — Lange beobachtete sie der Capitain und redete sie dann mit schneidender Stimme an:

„......... Liebst Du jenen Mann, der sich Griffith nennt und sich für einen Verkündiger des Evangeliums ausgiebt?"

Nach dieser Frage machte er eine lange Pause, hielt sie aber während derselben noch fest im Auge.

Die unglückliche Gattin versuchte ihrer Beklommenheit in Thränen Luft zu machen; aber die unbeschreibliche Angst, die sie bei den furchtbaren Worten ihres Ehemanns empfand, versiegten die Quellen derselben, und man hörte nur ein krampfhaftes Schluchzen.

„...... Liebst Du diesen Versucher, der meine Liebe und mein Glück zu vernichten sucht? — Nein, sprich nicht — höre mir zu — ich will nicht, daß eine Lüge Deine Lippen beflecken soll, und Deine ....“

Das Wort Schande schwebte auf den Lippen des Capitains, aber ein schmerzliches Oh, das die Geängstigte endlich hervorbrachte, ließ es ihn nicht aussprechen.

„Schweig! .... ich weiß Alles .... das Flüstern im Omnibus .... der Sturm .... die Umarmung! Alles, Alles!“

Es entstand wieder eine lange peinliche und ängstliche Pause, die zuletzt durch einen Strom Thränen unterbrochen wurde, deren reichliche, aber lange zurückgehaltene Flut den Augen der Bangen jetzt entquoll. Damit kehrte auch der Gebrauch der Sprache zurück.

„Ihn lieben!" kreischte sie in unaussprechlichem Schmerze ...... „oh Heinrich, was habe ich verbrochen? ..... Er sprach zu mir von Liebe ... ja, ... von der Liebe Christi, von Gott, vom Himmel, von seinen Engeln. Er sagte, daß alle Menschen sich lieben müßten .... sprach von der Liebe der Heiligen! ...."

Und unter diesen Worten schlang sie ihre weißen Arme um den Nacken ihres Gemahls und weinte an seiner Brust.

Capitain Moor stieß sie nicht von sich; im Gegentheil, es überlief ihn ein unbeschreiblich wonniges Gefühl, als er vernahm, daß sein Verdacht ungegründet und daß seine Gatitn nur das Opfer der ruchlosen Absichten des reisenden Predigers sei.

„Aber warum soll ich ihn nicht lieben, wie die andern Männer, die sich für unsere hehre Lehre aufopferten? ....

„Nicht weiter ...... mit einem Wort, Du bist betrogen worden .... der Mensch, den Du wie einen Heiligen verehrt hast, ist ein Schurke?"

„Oh thue ihm nicht Unrecht, wenn vielleicht Jemand den guten Mann bei Dir verdächtig gemacht hat. Diese Hingebung, diese Demuth, diese christ-

liche Liebe, die aus seinem Benehmen spricht, wer kann die verkennen? Deine Liebe zu mir hat Dich blind gemacht. Glaube nicht die Verläumdungen, welche die Vernünftler von diesen oder jenen Männern, die sich der Verkündigung des Evangeliums gewidmet haben, ausbreiten ...."

„Ich wiederhole es, Du bist grausam getäuscht worden und in der verabscheuungswürdigsten Absicht. Ich sagte, der Mann sei ein Schurke, und auch das wiederhole ich!"

Dies sprach der Capitain in einem so festen und sichern Tone und mit einer solchen Ruhe und Ueberzeugung, daß bei seiner Gattin zum ersten Male ein vaguer Zweifel über die Integrität des reisenden Predigers auftauchte. — Zwar kannte sie ihren Mann als leidenschaftlich und leicht vom Zorne fortgerissen, aber sie wußte auch, daß sie seinen Worten — wenn er dieselben mit Ruhe äußerte — unbedingten Glauben schenken konnte. — Er faßte ihre Hand und nöthigte sie, sich neben ihm auf das Sopha zu setzen; und hier setzte er ihr in kleinen Umrissen und mit Fassung die Details über den Lebenswandel und über die Schlechtigkeit Griffiths, die wir schon kennen, auseinander; während wel-

cher Erzählung Mißtreß Moor mit ängstlicher Spannung seinen Worten horchte. —

Die kurze bündige Darstellung von wenigen Thatsachen bringt bei uns oft größere Wirkung hervor und macht größere Veränderungen in den Ansichten und Meinungen über irgend eine Person, als ein ganzes Buch voll Argumenten es thun können. — Man pflegt zu sagen, ein Prediger in grünem Kleide wird seine Zuhörer nicht so gut erbauen, wie wenn er seine Rede in seiner schwarzen Ornatskleidung spricht. Man kann dies auch weiter ausdehnen. Sehen wir z. B. einen Menschen, dem wir früher unbedingten Glauben geschenkt haben, des ihn sonst umgebenden Nimbus beraubt, so sind wir geneigt, diejenigen Worte, welche früher keinen Zweifel bei uns auftauchen ließen, in Erwägung zu ziehen, und wenn wir etwas darin finden, das uns nicht glaubwürdig erscheint, sie zu bezweifeln. Eine ähnliche Umgestaltung erlitten die Ansichten der Mißtreß Moor. Sie war überzeugt, daß ihr Gatte unfähig war, eine Unwahrheit auf Kosten irgend eines Menschen zu äußern; und in dieser festen Versicherung erschien ihr das ganze Benehmen des reisenden Predigers als ein anderes. Sie gab zu,

daß sie betrogen sein könne; — als sie, ihr Gesicht mit den Händen bedeckt, ferner darüber nachdachte, schien es ihr sogar wahrscheinlich, daß er sie getäuscht. Sie blickte nach einer langen Pause ihren Gemahl wieder an, und da sie in dessen Blick, der jetzt gefaßt und mitleidsvoll auf sie gerichtet war, eine Bestätigung las, da verwandelte sich ihr Argwohn in schreckliche Gewißheit. — Verschiedene Gefühle machten jetzt in kurzer Zeit eines dem andern Platz. Zuerst Scham über ihre Leichtgläubigkeit, dann Haß gegen den Betrüger und zuletzt Reue über ihr schuldiges Benehmen und tiefer Schmerz, den sie um ihren beleidigten Gatten empfand.

„Oh Heinrich, Heinrich!“ Und bei diesen Worten umklammerte sie seine Kniee. „Ich habe sehr gefehlt ..... kannst Du mir's verzeihen? ..... meine Leichtgläubigkeit .... oh jetzt sehe ich Alles klar und deutlich ... aber vor Gott und vor Dir, den ich so tief beleidigt habe, schwöre ich es, daß nie ein böser Gedanke meine Seele erfaßte ..... Kannst Du mir vergeben? .... Unterwirf mich jeder Strafe, jeder Buße und Du wirst sehen, daß meine Liebe zu Dir ....“

Ihr Schluchzen erstickte die folgenden Worte.

Moor hob sie vom Boden und bedeckte sie mit Küssen. Sein Mißtrauen war verschwunden; er sah nur sein geliebtes treues Weib und vergaß, in der Seligkeit, in welcher er jetzt seine erhitzte Stirn an ihrem Busen kühlte, den Verdacht, den er noch wenige Minuten gegen sie gehegt hatte. — Aber bald gaukelten die schwarzen Bilder von Neuem um seine Phantasie; er erblickte wieder den Heuchler in seiner widrigen Scheinheiligkeit, die Scene im Omnibus .... die Umarmung ....“

Seine Stirn bewölkte sich, und als wenn er sich etwas vergeben hätte, verließ er plötzlich ihre Seite und maß mit raschen Schritten das Zimmer. Dann blieb er vor ihr stehen.

„Ich glaube Dir! Aber bedenke, wie sehr Du geirrt hast; und deshalb muß ich für die Zukunft die Gewißheit haben, daß Du nicht länger in den Netzen liegst, die dieser Teufel um Dich gewebt hat, dieser Bube, der es wagte, das Weib meines Herzens zu berühren und seinen verpestenden Athem in ihr Ohr zu hauchen. Er soll dafür büßen, und auch Du bist mir einen Beweis Deiner Liebe und Treue für Deinen Fehltritt schuldig!“

„Oh jeden, jeden, den Du von mir verlangst!“

„Höre mir also zu und beachte jede Sylbe meiner Worte! .... Deine Liebe zu mir muß innig sein, um diese Prüfung zu bestehen .... aber nur von der glücklichen Ausführung des Planes hängt meine und Deine Ruhe für die Zukunft ab! ...... Bist Du bereit? ...

Die Augen des zerknirschten Weibes hingen mit ängstlicher Spannung an den Lippen ihres Gatten, und während ihr Busen unter der Last der einstürmenden Gefühle wogte, hauchte ihr bleicher Mund ein zitterndes „Ja."

„Morgen wird er Dich besuchen", fuhr der Capitain mit hohler Stimme fort .... Erschrecke nicht .... Du sollst seine Anträge erlauben, annehmen, ja ermuthigen!"

„Oh Gnade, Verzeihung .... ich vermags nicht ...."

„Laß ihm nur das Gewand der Heuchelei abwerfen, ich weiß dann, was ich zu thun habe. — Fürchte nichts, ich werde während der Zeit in Deiner Nähe sein ...... Warum zitterst Du? ....

„Kannst Du mir das nicht erlassen?" fragte bebend das arme Geschöpf, Furcht und Schrecken im brechenden Auge.

„Nein, nein!“ schrie ihr der erzürnte Gatte — denn sein Rachegefühl hatte ihn taub gemacht für alles Bitten und Flehen seines Weibes — und fügte in einem höhnischen Tone bei: „zögerst Du? ..... warst ja sonst nicht so abgeneigt, mit ihm Dich zu unterhalten!“

„Vergieb, vergieb! .... Ich will es thun, Alles, was Du verlangst!“

Bei diesen Worten warf sie sich schluchzend an seinen Hals und wollte den Kuß der Versöhnung auf seine Lippen pressen. Aber Moor wandte sich nicht ohne bedeutende Ueberwindung von ihr ab.

„Nicht eher, bis Du diese Buße, welche ich Dir auferlegt habe, bestanden hast. — Bereite Dich also darauf vor und bedenke, daß mein und Dein Frieden davon abhängt, wie Du Deine Rolle spielst. — Keine Schwäche! Sei ein Weib .... und ich werde Dein liebender Gatte bleiben.“

Mißtreß Moor sank auf das Sopha zurück und erwartete mit peinigender Angst den Anbruch des verhängnißvollen Tages.

IX.

Neben dem Wohnzimmer der Familie Moor befand sich ihr Schlafgemach und in diesem, wozu eine Thür in das Wohnzimmer führte, waren am nächsten Morgen gegen zehn Uhr ungefähr fünf bis sechs Offiziere der Armee und Beamten der Regierung versammelt. Capitain Moor, der in ihrer Mitte stand, stellte ihnen in kurzen Worten dar, daß seine Frau eine Beleidigung von dem reisenden Prediger hatte erfahren müssen, wobei er ihrer nur mit möglicher Schonung erwähnte. Auch schilderte er den Charakter Griffiths nach dem, was er von Hoskius von ihm in Erfahrung gebracht hatte.

„Freunde", fügte er hinzu, „wenn ihr meine wahren Freunde seid, so helft mir diese Schmach rächen. Bald wird er erscheinen um, wie er

hofft, seine höllischen Pläne gegen mein schwaches Weib zu Ende bringen zu können. Diese weiß, was sie zu thun hat; und wenn ich mich nicht irre, so wird er heute die Maske der Scheinheiligkeit abwerfen und sich in seiner ganzen Niederträchtigkeit zeigen. — Und dann ...."

Ein geheimnißvoller Blick fiel auf seine Freunde, welche schweigend mit dem Kopfe nickten.

„Gut, ich sehe, Ihr habt mich verstanden! doch kommt, das Spiel hat begonnen."

Leise trat einer nach dem andern an die Thür, in welcher sich eine Oeffnung befand, die mit einem schwarzen Flor bedeckt war, so daß man zwar nur die Umrisse der Gegenstände und Personen im Wohnzimmer erblickte, aber jedes Wort, was gesprochen wurde, hören konnte. —

In dem Wohnzimmer saß Mißtreß Moor wieder auf dem Sopha. Diesmal war sie mit äußerster Sorgfalt gekleidet. Ihr Haar war in Zöpfe gewunden und wurde durch ein goldgewirktes Band in der Mitte des Scheitels zusammen gehalten. Ein schwarz sammtenes Mieder zwängte ihre Taille ein und fesselte ihren Busen, mit dem blendend weißen Halse einen angenehmen Contrast bildend. An die-

ses Mieder schloß sich ein Rock von ebenfalls dunkelm Stoffe, der hier und da ein weißes seidenes Unterkleid durchschimmern ließ; und ihre kleinen Füße waren beschuht mit Stiefelchen von fleischfarbigem Stoffe. So einfach dieser Anzug auch war, so kleidete er sie doch besser wie jeder andere, indem er ihre helle Complexion und das lichte Haar mehr hervorhob. — Ihre Gesichtsfarbe war stets weiß, da aber heute die Röthe fehlte, welche ihre Wangen sonst färbten, so wurde der Ausdruck des Gesichts dadurch leidend. Ihre Augen, welche halb geschlossen und matt gedankenvoll auf die Thüre gerichtet waren, vermehrten diesen leidenden Ausdruck.

Durch die Thür, welche der andern ebenerwähnten gerade gegenüber sich befand, trat jetzt der reisende Prediger Griffith in das Wohnzimmer. Er war mit einem langen schwarzen Rocke bekleidet, dessen Schöße bis weit unter die Kniee reichten und welcher ohne Kragen und Rabats vorne zugeknöpft war bis an das Kinn, und sich da einem Halstuche von weißem Battist anschloß. Des Predigers Gesichtszüge waren durchaus nicht abstoßend, sondern ganz regelmäßig, und trugen eher einen weiblichen Charakter als einen männlichen Ausdruck.

Sein Haar war schwarz und da sein Gesicht nicht wie bei den Südländern dunkel, sondern bleich war, so gab dieser Umstand, verbunden mit einem etwas stieren Blick seiner schwarzen Augen, seiner ganzen Persönlichkeit einen gewissen Anstrich von Schwermuth. Sein Mund war klein und um denselben schwebte oft das höhnische Lächeln, welches er unwillkürlich blicken ließ, wenn er ein neues Opfer in seinem Netze gefangen hatte. Als er in das Zimmer trat, schwebte dieser Ausdruck um seinen Mund, während seine Augen lüstern über Mißtreß Moor's edle Formen flogen.

Er nahm auf einem Sessel in gemessener Entfernung von der Dame Platz und seine durchbringenden Blicke auf sie heftend, fragte er nach ihrem Befinden.

„Danke Euch, ehrw. Herr, ich befinde mich gesund."

„Ist mir angenehm .... aber", fuhr er nach einer Pause fort, „ich meine nicht mich nach dem Zustande des Körpers zu erkundigen, sondern nach dem des Geistes."

Mißtreß Moor zögerte eine Zeitlang. Sie fühlte sich so beklommen, daß es ihr nicht möglich

ward, auch nur eine Sylbe über ihre Lippen zu bringen. Sie faßte sich indeß wieder und es kam ihr der Gedanke in den Sinn, der Scene durch eine entschlossene Erklärung ein baldiges Ende zu machen, aber eingedenk der Pflichten und des Gehorsams, welche sie ihrem Ehemanne schuldete, verwarf sie diesen Plan wieder. Jedoch wollte sie das Ende wenigstens beschleunigen. — Griffith war ihre Aufregung nicht entgangen; er rückte seinen Stuhl dem Sopha näher und ergriff ihre Hand.

„Nun?“

„Oh ich dachte nur! ......“

„Aber Deine Hand zittert, bist aufgeregt?“

„Ich dachte an den Sturm ...... und befürchtete, daß ich mich damals von meinen Gefühlen zu weit fortreißen ließ ...

„Keineswegs, theure Schwester in Christo“, beruhigte sie Griffith, „das waren nicht Deine Gefühle, sondern eine Ausgießung des heiligen Geistes, der mich erwählte als einen Zeugen seiner Größe, dessen schwaches Werkzeug ich bin.“

Mißtreß Moor schaute verwirrt vor sich und der Prediger fuhr fort:

„Es war der göttliche Funke „Liebe“, der Dich beseelte und der die Lehre unseres Herrn wie ein sanfter Zephir überall durchweht.“

„Aber — ehrwürdiger Herr? ......“

Hier erröthete sie heftig und wurde so verlegen, daß sie nicht im Stande war ein anderes Wort hervorzubringen, trotz der Instruktionen, die sie von ihrem Manne erhalten hatte.

„Theures Kind,“ hub der Prediger nach einer Weile wieder an, „es war eine Liebe, die wir nach dem Evangelium den Aposteln des Herrn und den Verbreitern dieser göttlichen Lehre schuldig sind; eine heilige Liebe, schuldloser und heiliger als die eheliche!“

Auf diese Worte legte er eine besondere Betonung. Mißtreß Moor, welche zuerst erröthet hatte, wurde jetzt leichenblaß, denn sie vernahm in dem Augenblicke, da der Prediger seine letzten Worte ausgesprochen hatte, ein leises Geräusch in den Nebenzimmer; auch glaubte sie einen unterdrückten Fluch gehört zu haben. Griffith schöpfte keinen Argwohn, obwohl auch er das Geräusch vernommen hatte. —

Da die junge Frau noch immer Schweigen beob-

achtete, so sah er wohl ein, daß sie an diesen Köder nicht beißen wollte, und änderte somit seine Taktik. Er zog aus seiner Tasche eine Art religiöser Flugschrift Tract genannt, deren man in den Vereinigten Staaten in allen Arten in ungeheurer Menge antrifft. Diese Tracts werden von den Hauptleitern der vielen Sekten, wie Baptisten, Menoniten, Mormonen, Milleriten, Methodisten, Universalisten, Unitarier, verfaßt und nicht allein unter die Anhänger dieser religiösen Factionen, sondern auch an alle andern Personen im Bereiche der Vereinigten Staaten unentgeltlich vertheilt. Der Inhalt derselben ist meistentheils eine Vertheidigung der von den respectiven Secten aufgestellten Grundsätze, in welcher die Klopffechter derselben mit rasender Polemik ihre eignen Meinungen anpreisen und alle abweichenden verwerfen und die Ungläubigen zum Beitritt auffordern. Diese Flugschriften werden durch eigens dafür bezahlte Boten im Lande umhergetragen und jeder Person aufgedrungen. Da diese Boten nach der Anzahl der losgewordenen Tracts, bezahlt werden, so werfen sie dieselben oft bei hunderten auf die Landstraßen und geben an sie hätten dieselben vertheilt, so daß man oft die Wege im

bubstäblichen Sinne des Wortes damit bedeckt findet. Bei einem solchen Anblicke kann man nicht umhin das gute Druckpapier zu bedauern, das auf solche Weise verschleudert wird. Andere Tractvertheiler, welche gewissenhafter handeln, werden zuweilen so zudringlich, daß man gewissermaßen gezwungen ist einen dieser Wische anzunehmen um nur den Menschen sich vom Leibe zu schaffen.

Griffith zog ein solches Tract, das von einem der Haupthähne der Milleriten verfaßt war, aus der Tasche und händigte es Mißtreß Moor ein.

„Diese trefflichen Worte,“ sprach er, „sind aus der Feder eines unserer begeisterten Männer entsprossen. Aber was sage ich? Es sind vielmehr Ergießungen, womit der Herr ihn gesegnet hat; Prophezeihungen, welche der Welt zu verkünden der Höchste ihn gewürdigt hat, und die an Werth die Propheten im Alten Testament bei Weitem übertreffen. Lese es nur aufmerksam durch und Dein Herz wird zeigen, daß dies nicht die Sprache der Menschen ist, sondern die des Höchsten. Du wirst finden, daß der verhängnißvolle Tag, an welchem alle unsere Handlungen vor den erhabenen Richterstuhl gebracht werden, nahe vor der Thür ist. —

Und warum soll der Tag der Vernichtung so früh schon über uns einbrechen? Weil das Prinzip der wahren Liebe, welches durch das ganze Weltall weht, nicht mehr in den Herzen der Menschen Platz findet. Ich meine diese innige Liebe, welche uns über Alles gehen muß, wofür wir Freunde, Verwandte, Geschwister, Eltern und Gatten aufopfern sollen, um uns ganz dem Höchsten zu widmen und uns unbedingt den Dienern der Kirche anzuvertrauen!"

„Gatten?" versetzte Mißtreß Moor empört, der es jetzt klar wurde, wohin der Heuchler zielte. Schon schwebte ein Wort der Zurückweichung auf ihren Lippen, aber eingedenk Capitain Moors Worte sprach sie es nicht aus.

„Ja selbst Gatten!" hob der Prediger an. „Weißt Du denn nicht, daß geschrieben steht: Aergert Dich aber Dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf es von Dir; es ist Dir besser, daß eins Deiner Glieder verderbe, als daß der ganze Leib in die Hölle geworfen werde."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so vernahm man im Nebenzimmer abermals ein Geräusch. Diesmal glich es eher dem Gebrüll eines Bären als von Menschen rührend. Griffith sprang etwas er-

schrocken auf und fragte nach der Ursache, worauf ihm die Dame antwortete es müßten wohl Hunde sein, die sich zankten. Der Prediger schien der Sache doch etwas zu mißtrauen, er trat daher ans Fenster um sich von der Ursache selbst zu überzeugen. Und da der Zufall es wollte, daß gerade in derselben Minute zwei große Hunde durch den Garten liefen, so beruhigte er sich vollkommen. Er nahm an ihrer Seite wieder Platz und ergriff ihre Hand.

„Also hat auch der Unglaube und die Götzendienerei in Deiner Seele Wurzel geschlagen, meine Schwester! Ich bekehre Dich, noch ist es Zeit! ... Schon hat der Engel zum siebenten Male posaunt um die Gläubigen auf den Anbruch des verhängnißvollen Tages vorzubereiten und um die Ungläubigen zu warnen, auf daß sie Buße thun, allem Irdischen entsagen mögen und sich in ganzer Liebe den Gesandten des Herrn hingeben. Schon ist das siebente Gesicht vom neuen Jerusalem, von welchem der Prophet Johannes spricht, mehreren unserer heiligen Männer erschienen: und ich sahe einen neuen Himmel, und die Erde verging, und das Meer ist nicht mehr." —

„Ach Theure laß mich Dich umfahen mit den

Armen der Liebe in Christo, laß mich Dich wieder zurückführen zur Heerde, von welcher Du verirrt bist! Siehe, es öffnet sich der Himmel, und die Engel schauen mit Wohlgefallen herab auf meine brüderliche Liebe und auf Deine heiligen Triebe zum Gesandten des Herrn!"

Dies mit einem gewissen frommen Pathos ausrufend, öffnete er seine Arme, um sie an seine Brust zu pressen. Dabei hatte er aber nicht Acht auf das was hinter ihm vorging. —

Wir haben gesagt, daß die Thür, welche zum Nebenzimmer führte, eine Oeffnung hatte, die zur Zeit, da sich die Gesellschaft vor der Ankunft des Predigers in dem Schlafzimmer befand, innen mit einem schwarzen Flur überhangen war. Dieser Flor bewegte sich etwas als Griffith die Hand seines Opfers ergriff, jetzt aber, da er seine Arme ausbreitete um sie zu umarmen, wurde der Flor ganz zurückgeschoben, und aus der Oeffnung ein Kopf gesteckt, dessen glühende Augen wie die eines Basilisk, gierig auf die Scene, welche im Wohnzimmer sich entwickelte, gerichtet waren. — Es war der Capitain, der den Fortgang der Scene beobachtete.

Mißtreß Moor konnte die Weisung ihres Ge-

mahls nicht erfüllen, ehe wollte sie seinem Zorne trotzen als die unehrlichen Absichten des Heuchlers ermuthigen, welche sie jetzt, da ihr der unzweideutige Wink von ihrem Manne gegeben war, durchschaute. In dem Grade wie sich der Prediger ihr also näherte rückte sie auf die andere Seite des Sophas. — Sie wollte ihm zurufen sich zu entfernen, aber das durfte sie nicht. Sie wollte Hülfe rufen, aber der Zorn ihres Gemahls wäre dann gegen sie gerichtet worden. — Griffith näherte sich ihr ...... und ihre Sprachorgane versagten ihr den Dienst; nur ein tiefer Seufzer entquoll ihrer Brust.

Der Prediger nahm dies für ein Zeichen des Eindrucks, welchen seine Worte hervorgebracht — und in dieser Meinung sprach er im leidenschaftlichen Tone: „Und nun bitte ich Dich, Frau (nicht als ein neues Gebot schreibe ich Dir, sondern das wir gehabt haben von Anfang), daß wir uns unter einander lieben*).“

Durch einen neuen Seufzer der Geängstigten glaubte er sich in seiner Voraussetzung bestätigt, und in diesem Irrthum ergriff er ihre beiden Hände und

*) Johannes 2, 5.

beugte sein Haupt über sie ...... und mit thierischer Begierde in Blick ....

Aber noch ehe sein verpestender Hauch um ihre Stirn geweht, noch ehe sein Mund ihre reinen Lippen beflecken konnte, öffnete sich die Thüre .... und heulend vor Wuth, glühend mit Rache stürzte der Capitain ins Zimmer. Wie blutdürstige Tiger folgten ihm seine Freunde auf dem Fuße. — In dem nächsten Augenblicke krümmte sich Griffith am Boden, und die Finger des Beleidigten umspannten seine Kehle. Mistreß Moor aber fiel, überwältiget von der ungeheuren Probe, ohnmächtig in das Sopha zurück.

X.

Den Prediger zu binden war das Werk einiger Minuten. Er wurde in das Nebenzimmer geschleppt und in eine Ecke geworfen, um hier sein Loos aus dem Munde des beleidigten Gatten und seiner Freunde zu vernehmen.

„Zum Pfahl, zum Pfahl!“ hieß es von Einigen. „Zum Strange, zum Strange!“ von Andern. Der Ohnmächtige kreischte vor Wuth da man ihn band, aber als er diese schrecklichen Worte vernahm bemächtigte sich seiner eine unbeschreibliche Angst.

„Ha, ha!“ lachte ihm der Capitain zu, während sich der Heuchler am Boden krümmte und wie eine Schlange, der das Rückgrad zerschlagen ist, vergebens versuchte sich auf seinen Verfolger zu stürzen, „hast gut Bibel citiren um Deine Ruchlosigkeit zu

rechtfertigen; ist Euch diese Stelle auch bekannt: Ich aber sage Euch: Wer ein Weib ansiehet ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen. Hund! Du sollst dafür büßen. Schnell, meine Freunde, zum Pfahl mit ihm, zum Pfahl!"

„Nein, zum Strange, zum Strange!" schrie die Partei der Gemäßigten.

„Leute hört mich an, ehe ihr euch an dem Diener des Herrn vergreift!" stöhnte der Verdammte in schrecklicher Angst. „Wisset ihr nicht, daß ihr in mir die heiligsten Pflichten, welche eure Religion euch gebietet ..... Aber ... ach Hülfe, Hülfe! Wollt ihr mich morden? Ueberliefert mich dem Gesetze, wenn ich etwas verbrochen habe, denn es steht geschrieben: Seid unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen, es sei dem Könige als dem Obersten!"

„Scheusal! Treibe Deine Profanation nicht weiter," schrie ihm der Capitain zu, „denn in derselben Quelle, aus welcher Du Rechtfertigung für Deine Schändlichkeiten zu schöpfen suchst, heißt es wiederum: Nun lehrest Du Andere und lehrest Dich selbst nicht. Du predigst man solle nicht stehlen

und Du stiehlst selber. Du sprichst man solle nicht ehebrechen und Du brichst die Ehe."

Ein höhnisches Gelächter erfolgte dieser Erwiderung.

„Gerechtigkeit! .. Gesetz! .. Leute seid Ihr Wilde? Wollt Ihr mich meucheln? ... Habe ich nicht dasselbe Recht auf ein gesetzliches Verhör, das jeder, selbst der geringste Neger in unsern Staaten verlangen kann?"

„Sollst Alles das haben heiligster Mann," versetzte lachend einer der Beamten. — „Ich war vor einigen zwanzig Jahren einmal Richter im Staate Maryland, und erinnere mich noch genau der Formen. Wenn ihr nichts dagegen habt meine Freunde, so will ich versuchen ob ich mir die technischen Phrasen wieder ins Gedächtniß zurück rufen kann."

„Ja, ja, sollt den Richter spielen Johnson!" schrieen Mehrere. „Der Bursche wird dann, bei seinem Zusammentreffen mit dem Teufel, keine Ursache haben eine Appellation wegen Informalität einzulegen."

Man lachte über diese Bemerkung und ernannte Johnson zum Richter. Dieser trat nun mit einer

Amtsmiene in die Mitte des Zimmers, und ließ den Gefangenen, dessen Glieder so fest zusammengeschnürt waren, daß er sich kaum regen konnte, von zwei Negern vor sich schleppen, und hob dann an:

„Da Ihr, sehr ehrwürdiger Vater, in flagrante delicto bei einer That ertappt seid, die jeden andern Mann zum Schurken machen würde, Euch aber zum Teufel stempelt, so bin ich der Meinung, daß wir Euch so schnell aus der menschlichen Gesellschaft entfernen, wie es vermittelst eines guten hänfenen Stricks nur möglich ist. Und wenn meine Freunde, besonders aber Capitain Moor, damit zufrieden sind, so wollen wir nicht lange mit der Vollstreckung zaudern. Ihr müßt selber einsehen, heiligster Vater, daß unter obwaltenden Umständen ein hänfener Schmuck Euch besser kleidet als einer von Diamanten."

Dies war mit einer beißenden Ironie gesprochen. Und nachdem der Sprecher eine kleine Pause gemacht versetzte er dem Gefangenen einen leisen Tritt, um ihn zur Antwort aufzufordern. Diesem gelang es, sich ungefähr halb emporzurichten und einige unzusammenhängende Worte zu seiner Vertheidigung heraus zu bringen, denn seine Angst, sein Schreck

vermischt mit Wuth, waren dermaßen, daß er nur wenige incohärente Sylben stammeln konnte. Der Capitain hatte durch einen seiner Neger mehrere Stühle, so wie auch einige Erfrischung hinein bringen lassen; und die Gäste unterhielten sich nun, während sie den guten „Brandy“ des Wirthes koste- ten und Cigarren anbrannten, mit einer Kaltblü- tigkeit über das Schicksal des Gefangenen als wenn sie über ein Pferd oder irgend einen andern Gegen- stand gesprochen hätten. — Dem Prediger war es unterdessen gelungen Herr über seine Gefühle zu werden und eine Art Rechtfertigung seiner Hand- lungen herauszubringen. Da er aber dabei in seine Gewohnheit „Bibelstellen zu citiren“ verfiel, so gebot ihm der Capitain Schweigen. Er schwieg eine Zeit lang und begann darauf wieder von Neuem, indem er an die Gerechtigkeit seiner unbe- rufenen Richter appellirte. Es ist merkwürdig und gewissermaßen eine Fügung des Himmels zu nennen, daß er dabei sich auf dieselben Gründe stützte, auf welche er bei der Scene im Zuckerhause dem Aboli- tionisten so empörend geantwortet hatte. Da auch diese Vorstellungen bei seinen Richtern nur taube Ohren fanden, flehte er um Gnade.

„Gnade? Die wollen wir Euch zu Theil werden lassen,“ erwiderte darauf einer der Offiziere, „d. h. solche Gnade, wie man dem Herzog von Clarence werden ließ, indem man ihm zugestand die Art seines Todes zu wählen; und daß dieser, davon Gebrauch machend, sich in ein Faß Malmsy-Wein ertränkte werdet Ihr wohl wissen. — Leider besitzen wir diesen Wein nicht, und wenn dies auch der Fall wäre, so würde ich es Sünde nennen, auch nur einen einzigen Tropfen an Euch zu verschwenden. Wir wollen also in Berücksichtigung dieser beiden Gründe, und wenn die übrigen Eurer gnädigen Richter damit zufrieden sind, Euch die Wahl zwischen „Erhenken“ und „Ersäufen“ lassen.“

Der einzige, der diesem Vorschlage nicht beistimmte, war Capitain Moor, die Uebrigen waren entweder für die eine oder für die andere der genannten Todesarten. Moor meinte dieselben seien zu gelinde für den Schurken; er müsse am Pfahl verbrannt werden. Da sich nun diese drei Parteien nicht einigen konnten, so machte der Beamte, der hier als Richter fungirte, einen Vorschlag zur Ausgleichung.

„Meine Herren,“ sprach er, „wir wollen dem

Delinquenten das Benefiz beider Arten geben, und ich bin versichert, daß er dann keine Ursache hat sich über uns zu beklagen."

Dieser Einfall wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen und gleich in Ausführung gebracht. — Zwei Neger sprangen nun auf den Befehl des Capitains herbei, banden dem Gefesselten einen Strick um den Leib und schleiften ihn, der bei jedem Zuge furchtbar heulte und schreckliche Flüche ausstieß, dem Ufer des Flusses zu.

XI.

Ein Zweig des Ozark-Gebirges, welches den westlichen Theil des Staates Arkansas durchschneidet, endet in kleine Hügel, welche sich in der Nähe von Fort Gibson längs der Ufer des Grandflusses ziehen und bei der Mündung dieses Stromes ganz aufhören. Vom Hause des Capitain Moor mochte es wohl eine Entfernung von zwei englischen Meilen bis zu diesen Hügeln sein. Dahin beabsichtigte man den Unglücklichen zu bringen, weil man in dieser dicht mit Wald bewachsenen Gegend keine Störung zu befürchten hatte; und da der Fluß in unmittelbarer Nähe war, so konnte man das Ertränken des Gefangenen bequem ausführen. Derselbe wurde also von zwei Negern an einem Seile geschleift, aber nur eine kurze Strecke, denn man sah ein, daß

man nach einigen Stunden keinen lebenden Menschen zu hängen haben würde, indem der Weg so holpricht und steinig wurde, daß der Unglückliche jeden Augenblick in Gefahr schwebte, seinen Kopf zu zerschellen. Man machte also eine kleine Pause und gebot einem der Neger, ein Pferd zu holen. Dieser wollte sich eiligen Schritts entfernen, als Capitain Moor ihn noch einige Augenblicke zurückhielt und ihm den Auftrag gab, zu gleicher Zeit auch eine starke Pflugleine und eine Axt mitzubringen. Der Neger kam bald mit einem Ackergaule und einer Pflugleine und Axt zurück, welche er von einem in der Nähe wohnenden Farmer im Namen seines Herrn geborgt hatte. Griffith wurde nun auf den Gaul gehoben, die Hände wurden auf seinen Rücken und seine Füße dermaßen unter dem Bauche des Pferdes befestigt, daß an Flucht gar nicht zu denken war. Dann setzte sich der Zug, nachdem ein Neger den Zügel des Gauls ergriffen hatte, in Bewegung. Bald verließ man den etwas gebahnten Pfad und suchte das Dickicht der Wälder. Der Neger, der das Pferd leitete, hatte die Weisung erhalten, dasselbe durch die dickesten Gebüsche zu führen, so daß der Gefangene, der weder Hände

noch Füße gebrauchen konnte, von den Dornen wilder Rosen- und Brombeersträucher jämmerlich zerkratzt wurde. Auf seine Klagen erschallte jedes Mal ein schadenfrohes Gelächter, und seine Vorstellungen und seine Bitten um Gnade wurden von seinen Executoren mit Spott beantwortet.

Nach einer Stunde gelangte man an einen Ort, der den Offizieren für die Ausführung ihres Planes günstig schien. Er war unmittelbar am Ufer des Flusses gelegen. Zu dieser Zeit war der Wasserstand des Grandflusses ein sehr niedriger, und die Ufer an beiden Seiten von festem rothem Lehm gebildet, erhoben sich mehr als fünfzig Fuß über das Wasser. Auf der höchsten Stelle dieses Ufers stand eine Sycomore, deren Aeste gleich Riesenarme weit über das Wasser ragten, welches in raschem Laufe unter ihnen floß. Man besichtigte diesen Ort, untersuchte die Tiefe des Stromes und maß mit der Pflugleine die Höhe von der Wasserfläche bis zu dem untersten der überragenden Aeste der Sycomore. Alles mußte nach Wunsch befunden sein, denn die Gesellschaft beschloß nach kurzer Berathung die Hinrichtung des Gefangenen hier zu vollziehen. Derselbe wurde also vom Pferde gehoben, man sah seine

Banden nach, schnürte sie fester nnd schleifte ihn dann nach dem Richtplatze.

Bis jetzt hatte die Wuth, welche der Spott seiner Henker in dem Innern des reisenden Predigers erregten, seine Furcht vor dem Tode verscheucht. Jetzt aber, da er sich gebunden am Rande eines Abgrundes erblickte, von welchem man ihm ohne Zweifel in den Strom zu stürzen beabsichtigte, verlor er alle Kraft; schreckliche Todesangst bemächtigte sich seiner. In einem halb drohenden, halb bittenden Tone versuchte er es noch einmal, seine Henker zu bewegen, ihn mit dem schrecklichen Loose zu verschonen.

„Giebt's hier denn keine Gesetze? ....“ schrie er verzweifelnd, „kennt Ihr keine Gerechtigkeit?......

„Vollkommen“, versetzte einer der Beamten, „und wenn Ihr's nicht glaubt ... gut, so sollt Ihr's gleich erfahren!“ Und während er diese Worte sprach, war er emsig beschäftigt, einige Knoten aus dem Seile zu entfernen. Als Griffith das Hohnlächeln auf den Gesichtern seiner Henker bemerkte, versuchte er das Bitten wieder.

„Liebe gute Männer, verschont mich ..... oder überliefert mich den Gesetzen, wenn ich etwas ver-

brochen habe ..... ich verlange ja nur Gerechtigkeit!"

„Ist der Strang in Ordnung?" fragte der Capitain.

„Alles richtig, Massa!" antwortete einer der Neger, während das Weiße seiner Augen, die er ungeduldig auf den Delinquenten gerichtet hatte, hervortrat, das bei seiner schwarzen Haut einen unheimlichen Eindruck machte. — Der Neger zeigte jetzt dem Capitain eine Schlinge, die er, wie er sich ausdrückte, als Probe aus dem Ende der Pflugleine geschlungen habe, damit sie dadurch geschmeidig werde, und um zu sehen, ob er seine Kunst nicht auch vergessen habe. Zu ihrer Verwunderung bemerkten die Anwesenden, daß die Schlinge mit der technischen Kenntniß eines Henkers geschlungen war. Man fragte den Neger, wo er diese Kunst erlangt habe. Dieser warf einen fragenden Blick auf seinen Herrn, und nachdem ihm derselbe die Erlaubniß gegeben hatte, zu erzählen, berichtete er mit Freude im Blick die nähern Umstände, aber in einem solchen Jargon, daß es dem Leser, wenn man es wörtlich gäbe, unverständlich sein würde. Die Sache verhielt sich so.

In den Vereinigten Staaten besorgen die Neger das Amt eines Henkers, weil kein Weißer sich dazu verstehen würde, dasselbe zu bekleiden. Ist zum Beispiel ein Neger wegen Verbrechen zum Tode verurtheilt, so schenkt man ihm, wenn sonst ein Mann zu diesem Geschäfte gebricht, das Leben unter der Bedingung, daß er für eine gewisse Anzahl von Jahren dieses verachtete Geschäft besorge. Er wird alsdann als Gefangener im Gefängniß zurückgehalten und muß bei jeder Hinrichtung die Beförderung vom Leben zum Tode eines Verurtheilten vollziehen. Dieser Neger hatte eine solche Carriere durchgemacht, und wie er selbst behauptete, hatte er das Geschäft so lieb gewonnen, daß er nur mit Widerwillen nach einigen Jahren das Gefängniß verließ. Er erklärte, während er seine großen Augen auf den zitternden Gefangenen gerichtet hielt, daß ihm diese kleine Zerstreuung so angenehm sei, als wenn ihm sein Massa einen Dollar geschenkt hätte.

Diese Rohheit, welche Griffith anhören mußte, wurde von der übrigen Gesellschaft mit lautem Lachen begrüßt.

„Oh Gnade, Gnade!“ schrie er jetzt überwältiget von der ungeheuren Todesangst sich am

Boden windend wie ein Wurm. „Um der Liebe zu . . . .“

„Schweig, Du Heuchler!“ übertönte ihn die Stimme des Capitains, „bald soll Deinem Geplärr ein Ende gemacht werden. — Freunde, der Spaß hat lange genug gedauert, laßt uns den Buben abfertigen!“

Griffith glaubte anfangs, man wollte ihn von dem steilen Ufer hinunter in den Strom stürzen. Darin hatte er sich geirrt. Einer der großen Aeste der Sycomore ragte, wie schon bemerkt, weit über den Strom, so daß die Entfernung von dem äußersten Ende desselben bis zum Wasserspiegel ungefähr sechzig Fuß betrug. Ueber diesem Aste war ein anderer in derselben Richtung gewachsen, und der Raum zwischen den Enden dieser zwei Aeste betrug circa acht Fuß. Beide bildeten die Linie eines spitzwinkeligen Dreiecks, dessen spitzer Winkel durch die Vereinigung der beiden Aeste mit dem Hauptstamme geformt wurde. Diesen Umstand glaubten die Executoren für die Ausführung ihres Planes sehr vortheilhaft, da man, wie der Richter bemerkte, den Delinquenten auf zwei Wegen zu gleicher Zeit zur Hölle spediren wollte. Nachdem man eine Hand

des Gefangenen entfesselt, die andere aber auf seinem Rücken festgebunden hatte — dies geschah in der Absicht, seine Todesqualen zu verlängern — bestiegen die zwei Neger den Baum und erkletterten den schon erwähnten obersten Ast. Hier angekommen, warf man ihnen vom Boden das eine Ende der langen Pflugleine zu, die noch durch das Seil, mit welchem man Griffith zuerst geschleift hatte, verlängert worden war. Die Neger befestigten dies Ende an dem Aste, auf welchem sie saßen, während man das andere dem Verurtheilten um den Leib band. Als dies geschehen, zogen die Neger denselben herauf bis er in der Höhe des untern Astes schwebte. Dann ließ sich derjenige Neger, der aus Langweile schon die Schlinge gemacht hatte, gewandt wie ein Eichhörnchen, zu ihm herunter und zwang ihn, sich auf den untern Ast niederzusetzen.

Während dieser schrecklichen Vorbereitungen, die absichtlich in die Länge gezogen wurden, hörte man beständig das Angstgeschrei des Unglücklichen und das Gelächter seiner Henker, die seine Klagen zu übertönen suchten. Griffith, der jetzt halb ohnmächtig geworden war, mußte dem Neger Folge leisten, denn seine Todesangst war dermaßen, daß

er ganz den Gebrauch seines nicht gefesselten Armes verloren hatte und nicht den geringsten Widerstand leisten konnte. Als ihn der Neger in eine solche Stellung auf dem untern Aste gebracht hatte wie er es wünschte, löste er das eine Ende der Pflugleine von seinem Leibe und schlang daraus und neben dem Delinquenten auf dem Aste stehend, eine Schlinge für dessen Hals. Darauf legte er sie ihm an und zog sie zu.

Die Pflugleine, deren Ende an dem obern Aste befestigt war, reichte genau bis auf den Spiegel des Wassers. Wenn man also den halb bewußtlosen Delinquenten von dem Aste, auf welchem er saß, hinabstieß, so würde derselbe nicht zwischen dem Aste und dem Wasser zu hängen kommen, sondern von den Fluten des Stromes aufgefangen werden. Sinken konnte er nicht, weil durch den Strick, der nur bis auf die Oberfläche des Wassers reichte, sein Kopf über derselben erhalten wurde. Da der Fall durch die Berührung seines Körpers mit dem Wasser bedeutend geschwächt werden mußte, so war es nicht wahrscheinlich, daß ihm das Genick gebrochen würde. Der Unglückliche konnte also in dieser verzweifelten Lage: bis über die Schultern in den Fluten eines

reißenden Stromes begraben und um seinen Hals eine Schlinge, weder ertrinken, noch plötzlich ersticken. Er mußte in seiner Todesangst zappeln bis durch seine Bewegungen die Schlinge allmälig sich fester zusammen zog und er dadurch im buchstäblichen Sinne des Wortes langsam und stufenweise erwürgt wurde. Um seine Qualen zu verlängern, war, wie gesagt, eine Hand von den Banden befreit worden. Es ward ihm dadurch möglich, den Strick, woran er mit dem Halse befestigt war, mit der freien Hand zu ergreifen; aber unmöglich blieb es dennoch, daß er dadurch sich von demselben befreien konnte; wenigstens würde dies Riesenkräfte erfordert haben. Nach vergeblicher Anstrengung dies zu bewerkstelligen, mußten seine Kräfte zuletzt schwinden, und selbst dann konnte es lange dauern, ehe sich die Schlinge fest genug zusammenzog, um ihn zu ersticken.

Dieser Tod war furchtbar, und wie der Richter behauptete, sollte er noch schrecklicher sein als der Feuertod, denn er habe in Maryland mehrere Pferdediebe auf solche Weise hinrichten gesehen.

Der Prediger, welcher kaum einen Laut hervorbringen konnte, ließ sich von seinem Henker zurecht

setzen. Dieser faßte dann seine nicht gefesselte Hand und führte sie nach dem Seile, einige Fuß oberhalb der Schlinge, indem er ihm empfahl, sich auf diese Weise festzuhalten, es sei ihm dadurch wenigstens eine Thür zum Entkommen geöffnet. Der Unglückliche that, was ihm gesagt wurde, nicht bedenkend, daß er dabei seine Qualen nur verlängern würde, denn dieser Umstand mußte den Ruck, der ihm wahrscheinlich das Genick gebrochen haben würde, bedeutend schwächen. — Zitternd erwartete er nun, daß man ihn hinunterstürze. Aber nein, seine Todesangst sollte noch verlängert werden, und zwar dadurch, daß man den Ast, auf welchem er sich befand, vom Stamme trennte.

Der Neger verließ ihn und kletterte zurück in die Krone des Baumes. Hier reichte man ihm die Axt, welche er sofort an den verhängnißvollen Ast legte. Schlag auf Schlag erschallte durch den stillen Wald ... große Spähne flogen davon und bei jedem kräftigen Hiebe zitterte der Ast und mit ihm der Unglückliche. Dieser hatte theilweise sein Bewußtsein wieder erlangt und fühlte nur, wie nahe er dem Tode sei. Ein durchdringender Angstschrei ertönte durch den Forst. Dies machte die Henker vor Freude

hüpfen, und der Richter gab dem Neger ein Zeichen, eine Pause zu machen, denn man wollte den Spaß noch länger genießen.

„Heiligster Mann, wollt Ihr nicht Euer Gewissen entladen, ehe Ihr das Irdische verlaßt? soll ich Euch einen Beichtvater schicken?" schrie einer der Offiziere.

„Gar nicht nöthig", erwiderte der Richter, während er auf einen ungeheuren Alligatoren zeigte, der ganz in der Nähe, wohin der Delinquent fallen mußte, die Hälfte seines häßlichen Kopfes aus dem Wasser gesteckt hatte.

Der Neger legte die Axt wieder an ..... der Ast zitterte ..... krampfhaft hielt der Unglückliche den Strang .... es krachte das Holz ..... noch ein Schrei des Entsetzens übertönte das Hohngelächter der Henker .... noch ein Schlag .... und hinab stürzte der Ast in die brausende Tiefe und mit ihm der arme Sünder.

XII.

Was die Henker mit pünktlicher Genauigkeit berechnet hatten, geschah. Da der Prediger den Strick einige Fuß oberhalb der Schlinge gefaßt hatte, so empfand er, als der Strom ihn brausend empfing und das Wasser bis an den Hals seinen Körper bedeckte, keinen Ruck, der seinem Leben ein schauriges Ende hätte machen können. Wie jeder Mensch, der dem Ertrinken nahe ist, hielt er das Seil fest, hoffend dadurch, dem Tode zu entrinnen. Es entstand nun eine Scene, die wahrhaft empörend ist. An dem Ufer standen und lagen die Offiziere mit dämonischer Lust den verzweifelten Anstrengungen ihres Opfers zuschauend. Bald erhob sich der Unglückliche einige Fuß aus dem Wasser, bald versuchte er es, das Seil mit den Füßen zu erreichen oder auch dasselbe mit

den Zähnen zu zernagen; und jedes Mal ertönte vom Ufer ein schadenfrohes Gelächter über seine mißlungenen Versuche. Vergebens strengte er seine letzten Kräfte an seine auf dem Rücken gebundene Hand zu befreien, denn man hatte die Banden zu fest geschnürt. Während er mit übermenschlicher Kraft arbeitete, daß die Gewässer rings umher bewegt wurden, sprangen Dutzende von Alligatoren aus ihren Schlupfwinkeln und schwammen, eine gute Beute witternd, um ihn herum. Wie lange es dauern würde, bis seine Kräfte schwanden, war gar nicht zu berechnen, denn Griffith war ein starker Mann und konnte sich in dieser Lage noch geraume Zeit erhalten. Es war, als wenn er plötzlich das Vergebliche seiner verzweifelten Anstrengungen eingesehen hätte, denn er machte eine Pause in seinen Bewegungen und sein Auge blickte bittend zu seinen Quälern am Ufer hinüber. Allein in dem Augenblicke schwamm eines der gefräßigen Thiere, welche ihn umzingelten, mit geöffnetem Rachen auf ihn los und drohte ihn zu verschlingen, noch ehe sein Geist geschieden war. — Mit der letzten Kraft machte er eine verzweifelte Bewegung, dem Ungeheuer zu entgehen, während die menschlichen Ungeheuer am Ufer

ein lautes Hurrah erschallen ließen. Er erhob sich durch die Kraft seines freien Armes, dessen Hand noch immer den Strick gefaßt hatte, aus dem Wasser, und durch eine rasche Bewegung brachte er seine Füße so hoch, daß sie wirklich das Seil berührten. Aber weiter brachte er nichts zu Stande, denn dasselbe war durch sein eignes Gewicht so straff angezogen, daß es ihm unmöglich ward, es um seine Füße zu schlingen, um dann seine Hand zur Lösung der Schlinge benutzen zu können. Diese Anstrengung war sein letzter Versuch — seine Kräfte schwanden plötzlich — die Hand löste sich vom Seile und er fiel schwer und anscheinend leblos in das Wasser zurück, jetzt blos durch die Schlinge um seinen Hals empor gehalten. Und dennoch war das Gewicht seines eignen Körpers nicht bedeutend genug, ihm die Kehle ganz zuzuschnüren, denn das Wasser trug den größten Theil des Gewichts. Er lebte noch; aber welches Leben! ... halb todt kann er doch nicht sterben! ... Sein freier Arm war bewegungslos auf der Oberfläche des Wassers; sein Gesicht war dem Ufer zugewandt; ein Gesicht, dessen geöffneter Mund mit herausgesteckter Zunge, dessen stiere Augen, dessen bläuliche Farbe schrecklich anzuschauen war. —

Die Gesellschaft näherte sich jetzt dem Rande des Flusses, und als sie den Unglücklichen bewegungslos erblickten, befahl der Richter dem Neger, der sich noch auf dem obern Aste befand, das äußerste Ende desselben zu erklettern. Dadurch bog sich der Ast herunter, so daß der am Seile hängende einige Zoll tiefer in das Wasser sank. Das Wasser drang in den Mund desselben und dieses Gefühl belebte seine Glieder wieder. Er bewegte Arm und Beine, aber es waren jetzt nicht mehr verzweifelte Anstrengungen, sondern nur die krampfhaften Zuckungen eines Sterbenden. Der Neger mußte sich dann wieder von dem Ende des Astes zurückziehen und der Mund des Unglücklichen ward dadurch vom Wasser befreit. Diese Probe wiederholte man mehrere Male.

Während man mit dieser wahrhaft erfinderischen Grausamkeit die Qualen des Gemarterten noch zu erhöhen suchte, wurde plötzlich an dem jenseitigen Ufer der Fall eines schweren Körpers in das Wasser vernommen.

„Es kommen noch mehr Beichtväter herangeschwommen“, lachte der Richter, weil er glaubte, der Fall rühre von einem Alligator her. Allein bald wurde er enttäuscht. Als der Gegenstand, der

vom jenseitigen Ufer in den Strom gestürzt war, näher kam, erblickte man mit nicht geringem Erstaunen den aus Habichtfedern bestehenden Kopfputz eines Indianers über der Oberfläche des Wassers. Dieser theilte mit rüstigen Gliedern die Fluten und schwamm direct auf den Erhenkten los. Sein Kopfschmuck war der des Krieges: das ganze Haupt war geschoren und nur in der Mitte des Schädels war ein Büschel Haare stehen geblieben; zwischen seinen Zähnen sah man den geschliffenen Tomahawk.

Nachdem die erste Verwunderung über die so wenig erwartete und wunderbare Erscheinung eines Indianers vorüber war, sah man ein, daß er in keiner andern Absicht zu dem Erhenkten herüber schwamm, als um ihn zu befreien. Man rief ihm zu, sich fern zu halten, aber der Indianer achtete der Weisung nicht; man drohte, und der Indianer schwang sein Schlachtbeil.

„Halloh, so stehen die Sachen!“ schrie der Richter, „Capitain, Eure Büchse?“

Allein in der Mordlust hatte man nicht daran gedacht, Büchsen mitzuführen; es war nicht eine einzige vorhanden. Fluchend verwünschten sie ihre eigne Nachlässigkeit. Was war zu thun. Der

Indianer näherte sich mit jeder Minute, und die Stelle, wo der Erhenkte im Wasser hing, war über zwanzig Fuß vom Ufer entfernt und der Strom war hier sehr reißend und tief. Es schien, als wenn keiner große Lust verspüre, einen Kampf mit dem Indianer im Wasser zu wagen. Eine Weile schauten sie sich betroffen an, bis der Capitain und der Richter es unternahmen, dem unverzagten Rothen, der mittlerweile bald den Unglücklichen erreicht hatte, entgegen zu treten. Sie warfen im Nu ihre Röcke ab und waren im nächsten Augenblicke mit Jagdmessern bewaffnet in den Fluten des Stromes. Der Richter war der bessere Schwimmer und kam zu gleicher Zeit mit dem Indianer bei dem Erhenkten an, während der Capitain zehn bis sechs Schritte hinter ihm zurückgeblieben noch gegen die reißende Strömung kämpfte. Der Richter legte seine linke Hand an das Seil und erhob mit der andern das scharf geschliffene Jagdmesser, um es in die Brust des Indianers zu stoßen. Allein dieser war ihm zu gewandt; er fing mit einer Hand den erhobenen Arm in der Gegend des Handgelenks auf ..... und im nächsten Augenblicke hatte sein Beil den Schädel des Weißen gespalten. Für einige Sekun-

den waren die Wellen, die über den Erschlagenen zusammen schlugen, roth gefärbt und dann sank er unter, um das Tageslicht nie wieder zu erblicken. — Ein Ausruf des Schreckens ertönte vom Ufer und der Capitain hielt inne, um Athem zum Angriff zu schöpfen. Allein noch ehe er den Punkt erreichte, hatte der heldenmüthige Retter schon das Seil getrennt und den Erhenkten im Arme, den Rückzug angetreten. Der Indianer war Big-Snake, der Häuptling der Osages.

Alles dies geschah schneller, als Worte es aussprechen können. Der Capitain schwamm dem Indianer noch einige zwanzig Schritte nach, mußte indeß bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß seine Bemühungen, den geübten Schwimmer zu erreichen, fruchtlos waren. Deshalb kehrte er um und erkletterte unter den Verwünschungen und Flüchen seiner Freunde keuchend das steile Ufer, zu derselben Zeit als Big-Snake Fuß an das jenseitige setzte, und bald darauf in dem dicken Gebüsch ihren Blicken entschwand. —

Nach vielen Muthmaßungen, ob der Prediger nach solchen Martern wieder aufleben könne oder

nicht, trat man den Rückweg an, mißmuthig, daß das Unternehmen nur halb gelungen sei.

Sobald sie in dem dunkeln Walde verschwunden und ihre lauten Worte und Flüche verhallt waren, öffnete sich das nächste Strauchwerk und aus demselben trat ein Mann, welcher versteckt die gräßliche Scene beobachtet hatte. Er trat an den steilen Abhang des Ufers, wo man Griffith in die Tiefe gestürzt hatte, und schaute, auf seine Büchse gelehnt, bald zum jenseitigen Ufer hinüber, bald auf die Stelle des Flusses, wohin der Ast mit dem Prediger gestürzt war. Dieser Mann war Farmer Williamson, von welchem der Neger den Gaul, die Pflugleine und die Axt geborgt hatte. Der Indianer-Häuptling war also nicht der einzige, der Zeuge von dieser ruchlosen That gewesen war; daß aber ein zweiter dieselbe beobachtet hatte, davon hatten die unmenschlichen Thäter keine Ahnung.

XIII.

Wir führen den Leser wieder in das Lager der Osages. In der Mitte der vielen kleinen Hütten, aus welchen dasselbe bestand, war das Berathungs-zelt aufgeschlagen, oder Council-room, wie die Grenzbewohner der Vereinigten Staaten, die beständig mit den Indianern in Berührung kommen, es nennen. Dieses Council-room war ungefähr dreißig Fuß lang und eben so breit und auf folgende Art erbaut: vier Hauptpfosten und mehrere kleinere waren in die Erde gerammt und durch Querhölzer mit einander verbunden. Diese Querhölzer bildeten also mit den Pfosten regelmäßige Vierecke, und auf diese hatte man mit hölzernen Nägeln die ungegerbten Häute von Büffel, Rehen und Bären befestiget. Das Dach bestand aus Stangen, ebenfalls mit

Häuten bedeckt und lief in der Mitte spitz zusammen, in Gestalt eines Zuckerhutes. In dieser Spitze des Daches war jedoch ein Loch gelassen, von ungefähr vier Fuß im Durchmesser, das dem Rauche des Feuers, welches sich gerade darunter befand, als Ausgang diente. Das ganze Zelt war zwar leicht gebaut, aber dennoch so dicht, daß kein Regen einen Durchweg finden konnte. Als Thür diente ein Büffelfell von besonderer Größe, das wie ein Vorhang angebracht war. Ueber diesem Eingange bemerkte man mehrere Kopfhäute, Gebeine seltener Thiere, die Flügel eines ungeheuren amerikanischen Adlers, Hirschgeweihe von ausgezeichneter Länge und mehrere andere Insignien, die entweder auf Krieg oder Jagd deuteten. Am dritten Tage nach der Execution des reisenden Predigers waren alle Krieger des Stammes mit ihrem Häuptling, Big-Snake, in diesem Zelte zur Berathung versammelt. In der Mitte desselben prasselte ein hellbrennendes Feuer und rings umher saßen die festlich geschmückten Krieger, auf die Worte ihres ersten Häuptlings lauschend. Ein Veteran, der nur geistig noch wirkte, indem er den Uebrigen seine vieljährigen Erfahrungen zu Theil werden ließ, hatte sich heute die Fül-

lung der Kriegspfeife übernommen, damit der Geist des Kriegsgottes in den Rauchwolken zu seinen rothen Kindern herabsteige und in der Berathschlagung ihren Verstand schärfe*). Diese Pfeife bestand aus einem Kopfe, der mit dem Messer aus einem schwarzen Stein geschnitten war und dessen Form den Gott, welchem sie geweiht war, darstellen sollte. Ein Stück Rohr war die Röhre. — Der alte Krieger füllte den ungeheuren Kopf, der wohl ein viertel Pfund Tabak fassen konnte, mit einem Gemisch von Tabak und Kumickanick (Sumach). Er trat, so bald dies geschehen war, an das Feuer, und legte eine glühende Kohle darauf und händigte sie dem Propheten. Dieser saugte an dem Rohre bis die Kohle den Tabak gezündet hatte und übergab sie dann dem Häuptling Big-Snake. Nachdem dieser ebenfalls einige Züge daraus gethan hatte, reichte er sie zu seiner Rechten. Der Mann aber, der sie aus seinen Händen empfing, war kein Rother, sondern kein anderer als der reisende Prediger Griffith. Wir beeilen uns, mit kurzen Worten zu berichten, wie derselbe hierhin gekommen war.

*) Dies ist der Glaube der meisten nord-amerikanischen Indianerstämme.

Big=Snake hatte mit den ersten Kriegern des Stammes in der Laubhütte mehrere Tage vergebens auf Inspirationen vom heiligen Geiste geharrt, bis ihm in der dritten Nacht eine Vision erschien. Als er den Propheten um Auslegung dieser Erscheinung bat, schüttelte dieser sein graues Haupt und erklärte, daß er nicht im Stande sei, sie zu deuten, wenn auch der Zorn des großen Geistes erst durch das Blut eines Weißen gemildert sei. — Big=Snake erklärte sich daher bereit, dem Gott des Donners diese Sühne zu liefern und begab sich auf den Weg nach Fort Gibson, mit dem Vorsatze, den ersten Weißen, den er antreffe, zu erschlagen. Am selben Tage, da die Offiziere den reisenden Prediger auf die schon beschriebene Weise abfertigen wollten, lag er wie ein Panther auf Beute lauernd, im Gebüsch versteckt, um irgend einen der Colonisten oder Soldaten, die sich in sein Bereich verirren sollten, zu massakriren. Und die Scene, welche er von diesem Verstecke aus erblickte, bot ihm eine günstige Gelegenheit dazu dar. Die Gesellschaft auf festem Boden anzugreifen, war nicht ausführbar, da die Zahl für einen einzigen Krieger zu bedeutend war. Aber er berechnete mit viel Scharfsinn, daß er bei einem Kampfe im Was=

ser, wegen der unbedeutenden Fertigkeit der Weißen im Schwimmen, im Vortheil sein würde. Wenn er es unternahm, den Gehängten zu retten, so würden sich seine Henker in das Wasser stürzen, um ihn an seinem Vorhaben zu hindern, und dann konnte er immer einen abfertigen und sich selbst durch Schwimmen retten. Auch bemerkte sein geübtes Auge, daß keiner der Gesellschaft Büchsen führte. Es war ihm also, indem er dies Unternehmen, wie wir wissen, glücklich ausführte, weniger darum zu thun, den Körper des Predigers, den er übrigens schon todt wähnte, seinen Henkern zu rauben, als um einen Weißen zu tödten, gleichviel, wer er sei. Er würde daher den Körper sobald als er seinen Zweck erreicht hatte, wieder in das Wasser haben sinken lassen, wenn er nicht gehofft hätte, metallene Sachen, wie eine Uhr, Messer u. dergl. worauf die Indianer sehr viel Werth setzen, in seinen Kleidern zu finden. Er brachte ihn ins Dickicht und durchsuchte ihn. Dabei schlug der Bewußtlose die Augen auf. Der Indianer war zu edel, einen Halbtodten zu erschlagen; er half ihm und brachte ihn in die Wigwams der Osages. Diese Handlung war jedoch nicht aus Liebe für irgend einen Weißen

hervorgerufen — denn mehr oder weniger erkennen alle Indianer in den blassen Gesichtern ihre Todfeinde — sondern aus Politik, indem er voraussetzte, daß ein Mann, der eine solche Behandlung von seiner eignen Race hatte erdulden müssen, ein geschworener Feind derselben werden müsse.

Das Gesicht des reisenden Predigers trug, als er in dem Rathzelte neben seinem Retter saß, die deutlichen Spuren der Execution. Es war geschwollen und von bläulicher Farbe und seine Augen mit Blut überlaufen. Um seinen Hals hatte der Doctor des Stammes kühlende Kräuter gelegt, aber seine krächzende Stimme zeugte noch von den schrecklichen Wirkungen der Schlinge des schwarzen Henkers.

Die Krieger, an deren Berathung der Weiße Theil nahm, waren hier versammelt, um einen Angriff auf Fort Gibson zu berathschlagen, dessen Hauptzweck war, die erschossene Tochter des Häuptlings zu sühnen, um dadurch die Gunst des großen Geistes, welche sie verwirkt zu haben glaubten, wieder zu erlangen. Die große Kriegspfeife ging also von Hand zu Hand, und jeder Krieger glaubte seinen Verstand geschärft, nachdem er einige Züge daraus gesogen hatte. Dicke Rauchwolken schwebten

schon über den geschorenen Köpfen der auf der Erde kauernden Indianer, oder vermischten sich mit dem Rauche des hellbrennenden Feuers. — Während dieser Zeit herrschte eine dumpfe Stille in der Versammlung. Selbst draußen hörte man keinen Laut, nicht einmal das Geschrei der Kinder, denn die Squaws hatten dieselben in das nächste Gebüsch gebracht, damit sie den Rath der Krieger nicht störten, und den Frauen selbst war es bei Todesstrafe verboten, sich dem Rathzelte zu nahen.

Als die Pfeife endlich an einen jungen Krieger gelangte, der am untern Ende des eiförmigen Ringes saß, den die Krieger gebildet hatten, gab dieser die Pfeife stillschweigend weiter und berührte sie nicht. Dies verursachte ungeheures Erstaunen unter den übrigen Kriegern, welches sich indeß nur durch einen verstohlenen Blick und ein unterdrücktes „Ugh" bekundete. Jeder schaute dann, als wenn er ärgerlich über das kindische Zeichen ihrer Gefühle, wieder schweigend vor sich hin. Erst nachdem die Pfeife durch alle Hände gegangen war, unterbrach derselbe alte Krieger, der die Kriegspfeife gefüllt hatte, das Schweigen.

„Warum verschmäht es Chingas, an dem Rathe

der Krieger seines Stammes Theil zu nehmen? Ist er nicht bereit, seinen Bogen gegen die frechen Blaßgesichter zu spannen, oder einen Lasso zu werfen?"

Der junge Krieger, der bei diesem Namen angeredet wurde, schaute eine Zeitlang nachdenkend vor sich hin und erwiderte dann dem Alten, ohne indeß seine Augen auf denselben zu richten.

„Der Rath Chingas ist den Kriegern der Osages von wenig Nutzen, denn ein böser Geist hat sein Auge getrübt. — Chingas Bogen ist erschlafft und die Spitzen seiner Pfeile sind abgestumpft. Die Weißen würden ihn belachen, seine Pfeile auffangen und ihn eine Squaw nennen. Nein! er wird weder den Tomahawk schwingen noch den Bogen spannen, denn seine Waffen sind verflucht!"

Diese Worte brachten noch größeres Erstaunen in der Versammlung hervor, als seine erste Weigerung an dem Rathe Theil zu nehmen. Allein dennoch gab sich dieselbe durch keine äußeren Zeichen zu erkennen.

„Und welches Unheil ist dem jungen Krieger widerfahren, das ihn niederzubeugen vermag, wie

eine junge Esche ihr Haupt vor dem Nordwinde senkt?"

„Vater! Chingas Pfeil erlegte einen Hirsch. Er ergriff sein geschärftes Jagdmesser, um ihn zu öffnen und dem Donnergott den ihm zukommenden Tribut zu geben. — Aber in dem Augenblicke springt ein Panther aus den Zweigen des nächsten Baumes auf das schon getödtete Wild — zerfleischt es und raubt den Theil seiner Eingeweide, welche wir dem großen Geiste als Opfer darbringen müssen. Als der Panther mit Blut gesättigt sich langsam in das Gebüsch zurückgezogen hatte, lief Chingas herbei und gewahrte mit Schrecken, daß die Milch fehle. — Seitdem ist sein Bogen erschlafft, seine Pfeile sind abgestumpft und sein Rath ist der eines Kindes!"

Diese Worte mit der den Indianern eigenthümlichen Kürze aussprechend, hatten seine Augen unstät in dem ernsten Kreise umher geirrt; nachdem seine letzte Sylbe verhallt, richtete er seinen Blick wieder auf den Boden.

Aber wie konnte der anscheinend geringfügige Umstand, daß ein Panther die Milch eines durch Chingas erlegten Hirsches getroffen, den jungen Häupt-

ling so niederschlagen? — In den Augen der Indianer war dieser Vorfall nicht geringfügig, sondern ein großes Unglück.

Wenn ein Indianer vom Stamme der Osages ein Reh geschossen hat, so nimmt er zwei Theile aus seinem Körper ehe er die Haut desselben abzieht oder das Fleisch zubereitet. Diese sind das Gehirn und die Milz. Das Gehirn benutzt er zum Gerben der Haut, welche Beschäftigung von den Squaws besorgt wird. Die Milz aber verbrennt er auf glühenden Kohlen als ein Opfer dem großen Geiste dargebracht. Vernachlässigt er es, dieses Opfer seinem Gotte zu bringen, so kann er kein Wild mehr erlegen, bis derselbe auf irgend eine Weise versöhnt worden ist. Sein Bogen versagt ihm den Dienst, seine Pfeile können das Ziel nicht mehr erreichen und sein Schlachtbeil wird abgestumpft. In dem Kriegsrathe verliert sein Verstand seine Schärfe und sein Auge wird von bösen Geistern getrübt, daß er weder den lauernden Feind noch das fliehende Wild gewahren kann.

Als der junge Krieger dies berichtet hatte, entfuhr den hier versammelten Kriegern ein abermaliges tiefes „Ugh“, und es trat die vorige Stille wieder

ein. Die Augen seiner Genossen waren bald auf den Häuptling, bald auf ihn selbst gerichtet, welches er indessen wenig zu achten schien und unverwandt seine Blicke auf den Boden gerichtet hielt. Big-Snake, welcher an der Spitze des Rathes und ihm gerade gegenüber saß, faßte ihn fest ins Auge, und wenn die Gesichtszüge der Indianer überhaupt die Gefühle ihres Innern auszudrücken pflegten, so hätten sie jetzt den Ausdruck von Mißtrauen getragen. Wir wollen jedoch sehen, wodurch dieses Mißtrauen des Häuptlings gegen den jungen Krieger entstanden war.

XIV.

Der Leser wird sich wohl noch Miß Juliens Erzählung eines Angriffes erinnern, den Big-Snake vor etwa sechs oder fünf Jahren auf Fort Gibson gewagt hatte, und wobei er mit Verlust zurückgeschlagen worden war. Außer seiner Tochter, die als Krieger in den Reihen mit gefochten hatte, waren auch vier andere Krieger auf dem Kampfplatze geblieben. Drei davon waren todt und der vierte, zwar schwer verwundet, lebte noch. Es war Chingas.

Bewußtlos hingestreckt, fanden ihn die Weißen und trugen ihn in das Militair-Hospital, welches sich unmittelbar hinter der Wohnung des Doctors befand. Sobald er zu sich selbst gebracht worden war, erwartete er nichts anderes, als daß man ihm

das eben angefachte Leben unter tausend Martern wieder nehmen würde, wie es unter seinen eignen Landsleuten der Fall ist, die jeden Gefangenen einem qualvollen Tode widmen. Aber darin hatte er sich getäuscht. Er wurde mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt: man verband seine Wunden, wachte Tag und Nacht bei seinem Lager und ließ ihm überhaupt solche ärztliche Pflege angedeihen, wie sie ein Kranker in einem militairischen Lazareth nur erwarten kann. Da aber um diese Zeit das kalte Fieber in Fort Gibson und seiner Umgegend, besonders unter dem Militair sich eingestellt hatte, so war das Lazareth überfüllt mit Kranken. Aus diesem Grunde und auch um Chingas größere Aufmerksamkeit widmen zu können, entschloß sich der humane Arzt, ihn in seinem eignen Wohnhause zu verpflegen, bis er im Stande sei, zu seinen Stammgenossen zurückzukehren. Der Arzt würde ihn sicher unter allen Umständen menschlich behandelt haben, was ihn aber bewog, seine ungetheilte Aufmersamkeit diesem Patienten zu schenken und ihn in seinem eignen Hause zu verpflegen, war außer dem eben angeführten Grunde wohl der Schmerz über den Tod des jungen Mädchens, die, wie wir wissen, durch seinen

Schuß geblieben war, indem er an Chingas wieder gut machen wollte, was er an Big-Snakes Tochter verbrochen zu haben glaubte. Ich will damit nicht sagen, daß er sich eines Verbrechens anklagte, denn er war ja vollkommen gerechtfertigt, sein Leben zu vertheidigen; aber auf das Gemüth eines Mannes, der wirkliche männliche Gefühle besitzt, muß es doch immer einen eignen Eindruck machen, wenn er sich sagen muß, „ich habe ein Weib getödtet." — Sein Herz war durch das Unglück erweicht, und diese edlen Gefühle mußte er an irgend Jemand auslassen. Es ist darum nicht zu verwundern, wenn Chingas in den Wigwams der Weißen eine Behandlung zu Theil wurde, die er hier am wenigsten erwartet hatte.

Er ruhte in einem kühlen nnd bequemen Zimmer auf weichem Lager. Es ward ihm die ärztliche Hülfe eines Mannes, der unter seinen Collegen wegen seiner ausgezeichneten chirurgischen Kenntnisse in hohem Ansehen stand. Er genoß Speisen, die seinem Zustande angemessen waren und erfreute sich jeder Pflege, die einem Verwundeten nur gegeben werden kann. — Wie konnte es also anders sein, als daß er, da seine Wunden nicht tödtlich waren, bei einer

gesunden Körperconstitution rasch genesen mußte? — Allein hierzu trug außer der ärztlichen Hülfe des Doctors noch eine andere, zärtlichere viel bei; und diese leistete Miß Julia. —

Miß Julia stand ihrem Vater in seinem Werke getreulich zur Seite; und nie hat eine Schwester ihren Bruder wie eine liebende Braut den Erkorenen ihres Herzens zärtlicher gepflegt, als Miß Julia den verwundeten Indianer. Sie brachte ihm die Speisen und kühlenden Getränke, saß bei seiner Bettseite und fächelte ihm Luft zu, und als er nach einigen Wochen so weit wieder hergestellt war, um das Bett zu verlassen, versuchte sie es, ihm einige Kenntnisse der englischen Sprache beizubringen. Diese Zärtlichkeiten milderten die angeborene Wildheit des Indianers, er ließ sich's gefallen, von einer solchen Lehrerin unterrichtet zu werden, und unterhielt sich mit ihr durch Worte und Zeichen. Dadurch wurde er über manche Sitten und Gebräuche der Weißen, die er bis jetzt nur mit Verachtung betrachtet hatte, aufgeklärt. Dennoch blieb er Indianer, und als er endlich ganz wieder hergestellt war, sehnte er sich zu seinem Stamme zurückzukehren. Er ging; aber mit andern Gefühlen als die meisten Indianer, wenn

sie mit den Weißen in Berührung gekommen sind, in ihrem Herzen tragen. Es waren Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter und Liebe für seine zärtlichen Pfleger, die in seinem Herzen Platz gewonnen hatten; Gefühle, die wie Balsam die Wunden heilten, welche das Geschlecht der Weißen ihm und seinen Stammgenossen geschlagen hatte; Gefühle, die, nachdem sie einmal Wurzel gefaßt hatten, nie bei ihm wieder verwischt werden konnten.

Es würde sonderbar klingen, wenn man in den Vereinigten Staaten, besonders aber im Westen, von Gefühlen der Dankbarkeit spräche, die ein Indianer gegen die Weißen empfunden haben sollte. So scharfe Beobachter die Amerikaner im Allgemeinen sind, so herrscht hinsichtlich des indianischen Charakters doch immer noch das gröbste Vorurtheil unter denselben vor, und gerade am meisten unter denjenigen, die täglich mit den Rothen in Berührung kommen; ich meine die Grenzbewohner der westlichen Staaten. Man spricht den Indianern alle Tugenden, die nur ein Volk zieren können, Treue, Dankbarkeit, Gastfreundschaft u. s. w. ab und legt ihnen jede Schlechtigkeit zur Last, welche man nur erdenken kann, trotz dem daß Schriftsteller, wie

Washington, Irwing und Cooper, über diesen Gegenstand Aufklärung zu verbreiten versucht haben. Ich brauche daher den Leser nicht um Entschuldigung zu bitten, wenn ich auf diesen Punkt etwas umständlicher eingehe.

Das Gemüth des Indianers ist jedes edlen Gefühles, das nur einen Mann zieren kann, fähig. Er ist gastfreundschaftlich, treu, dankbar und ein Feind aller Sclaverei; er ist ein geborener natürlicher Republikaner. Erst wenn er mit den Weißen in Berührung gekommen ist, wird er verderbt. — Indem ich dies behaupte, weiß ich, was ich sage, und werde mich näher erklären, indem meine selbst gemachten Erfahrungen mich in den Stand gesetzt haben, darüber ein unparteiisches Urtheil abzugeben.

Der Indianer lebt im Westen Nordamerikas, von Prairie de chien bis red river in der unmittelbaren Nachbarschaft weißer Colonisten, gemeiniglich Squatters genannt. Er knüpft keine Feindseligkeiten mit denselben an, so lange man ihn in Frieden läßt. Aber leider geschieht dies nicht, leider wird von den Weißen fast immer der erste Anlaß zu Feindseligkeiten gegeben! Es ist lächerlich, behaupten zu

wollen, daß die Raub- und Mordlust der Indianer den Farmer des Westens in fast beständiger Unruhe erhielten. Der Indianer ist viel zu furchtsam, den Weißen anzugreifen, er betrachtet ihn als ein höheres Wesen und er weiß sehr gut, daß er selbst nicht im Stande ist, mit Erfolg gegen ihn zu kämpfen. Ebenso wie die furchtbarsten Schlangen, Tiger und Panther vor dem Menschen fliehen, wenn sie nicht Hunger oder Selbstvertheidigung zur Gegenwehr zwingen, greift der Indianer keinen Weißen an, wenn dieser ihn nicht bis aufs Höchste gereizt, gewissermaßen zur Verzweiflung gebracht hat; wenn er nicht unberufen seine Jagdreviere betreten oder ihn mit gewaffneter Hand zuerst angegriffen hat! — Man kann annehmen, daß die Hälfte der Bevölkerung der westlichen Grenzen von Arkansas, Louisiana und Missouri entweder aus Spielern besteht oder aus Leuten, die wegen Verbrechen die östlichern Staaten haben verlassen müssen. Es ist daher wohl einzusehen, daß Mord, Raub, Pferdediebstähle und andere Verbrechen hier häufiger sind, als in irgend einem andern Theile der Union. Der Thäter eines solchen Verbrechens flüchtet sich, wenn er in Gefahr kommen sollte, zur Rechenschaft gezogen zu werden,

in das angrenzende indianische Territorium. Die Rothen beschützen ihn dann gewöhnlich, welches sie nach ihrer Religion zu thun verpflichtet sind, denn wenn ein Flüchtling einmal die Wigwam eines Indianers betreten oder sich an seinem Feuer gewärmt hat, so darf er ihn seinen Verfolgern nicht in die Hände liefern. Die Weißen aber kehren sich an solche Gebräuche wenig. Zwanzig bis dreißig Farmer ergreifen in einem solchen Falle ihre Büchsen und dringen in das Gebiet der Indianer ein, um des Verbrechers habhaft zu werden, oder auch um gestohlene Pferde oder sonstigen Geldeswerth wieder zu erlangen. Die Rothen kennen keine Auslieferungsverträge, sie widersetzen sich den Weißen, die auf solche unerlaubte Weise in ihr Gebiet dringen und dadurch entwickeln sich die Fehden. Meistens gelingt es den Farmern, ihren Zweck zu erreichen; gelingt es ihnen nicht, so morden und brennen sie aus Rache, eben so schlimm wie diese uncultivirten Völker es thun.

Arkansas, Missouri und Louisiana sind bekanntlich Sclavenstaaten. Der Indianer trotz seiner Rohheit sieht wohl ein, daß es Unrecht ist, die schwarzen Menschen als Sclaven zu halten; und wenn ein

Neger, welcher der Knechtschaft überdrüssig geworden ist, seinem Herrn entläuft — welches sehr häufig ist — so flüchtet er sich ebenfalls in das indianische Territorium, und wird wie jeder andere Flüchtling von den Kriegern beschützt. Dies liefert den Weißen einen andern Grund mit Feuer und Schwerdt in das Gebiet der Indianer einzudringen.

Wenn sich nun solche Gewalthätigkeiten mehrere Male wiederholt haben, so bricht zuletzt die Rache der Indianer wie ein lang unterdrücktes Feuer in helle Flammen aus. — Ihre Krieger sind erschlagen worden, ihre Wohnungen verheert, ihre Töchter entehrt — der große Geist verlangt also Rache — und brennend und mordend fallen sie in ganzen Schaaren in die Colonien der Weißen ein, weder Weib noch Jungfrau, Kind oder Greis verschonend, Alles mit unerbittlicher Rache niedermetzelnd. Und diese Vergeltung von Gleichem mit Gleichen nennen die vielen amerikanischen Zeitungen dann „indian atrocities.“

Aber noch unwürdigere Dinge sieht man täglich an diesen Grenzen geschehen. Ich meine den Verkauf von Whiskey an die Rothen. Leider muß ich

bemerken, daß die Indianer sich in dem Genusse dieses Getränkes gar nicht mäßigen können. Es ist traurig, sagen zu müssen — aber dennoch bleibt es Wahrheit — daß jeder Indianer, beinahe ohne Ausnahme, wenn er Gelegenheit findet, sich Branntwein zu verschaffen, ein Trunkenbold wird; wirklich man kennt nur wenige Ausnahmen von Mäßigung, welche die Rothen in dieser Beziehung bewiesen. — Aus diesem Hange zum Trunke — der bei einem ganz uncultivirten Volke, das mehr nach Gefühlen als nach Ueberlegung handelt und das überhaupt seinen Leidenschaften freiern Lauf läßt, als die Weißen, deren Leidenschaften mehr von ihrer Vernunft beherrscht werden, ganz erklärlich ist — ich sage aus diesem Hange der Indianer zum Trunke, ziehen die Grenzbewohner Vortheil und verkaufen ihnen gegen Geld oder Geldeswerth das so beliebte Getränk. Wenn ein Rother dem Trunke einige Jahre ergeben gewesen ist, so nimmt er alle Laster der Civilisation an und verliert die guten Eigenschaften seiner eignen Nation. Ein solches Wesen ist dann mehr Thier als Mensch. Man stößt ihn vom Stamme aus, zu welchem er gehört — er aber geht dann entweder ganz zu den Weißen über oder vereinigt sich mit den

weißen Flüchtlingen, die in den Gebieten der Indianer herum schwärmen. Diese Vereinigungen von Dieben, Mördern und Trunkenbolden begehen alsdann die schrecklichsten Verbrechen in den Back Settlements (westlichen Colonien) sowohl als auch in den indianischen Gebieten, welche von den Weißen meistentheils den Indianern zur Last gelegt werden.

Von der Regierung der Vereinigten Staaten ist dieser Whiskey-Handel streng untersagt. Allein wie soll er verhindert werden, wie kann man eine Grenze von Redriver bis Java hinauf bewachen? Selbst die Strafe, bei welcher dieser Handel verboten ist, besteht nur in Confiscation des unerlaubten Handelsartikels. —

Man denke sich nur ein Volk, das von seinen Feinden nicht allein aus seinem ihm von Gott angewiesenen Gebiete vertrieben, sondern auch in jeder andern Beziehung gekränkt worden ist — und kann man sich da wundern, wenn Grausamkeiten von ihm verübt werden, welche das menschliche Gefühl empören? Kann man sich wundern, daß ein ewiger, nie zu verwischender Haß gegen seine Unterdrücker sein

Herz erfüllt und alle andern zartern Gefühle daraus verdrängt? — Und dennoch schließen sie die Gefühle der Dankbarkeit nicht aus. Ein schlagendes Beispiel davon: als General Arbucle vor etwa zehn Jahren das Commando von Fort Gibson übernahm, fand er die hier hausenden Stämme der Chippiwahs, Choktaws, die aus Florida vertriebenen Seminolen, Osages u. s. w. im höchsten Grade erbittert gegen die Weißen und jeden Tag bereit, die Fackel des Krieges in die Colonien derselben zu schleudern. General Arbucle behandelte sie human. — Dafür hatte er auch nach einem Jahre das Vergnügen, sich von diesen Stämmen „den weißen Vater" genannt zu wissen. —

Der Indianer ist sehr religiös. Seine Religion schreibt ihm weniger vor, aber Alles, was sie ihm vorschreibt, hält er getreulich. Unsere christliche schreibt uns tausend Lehren vor, wovon nur die wenigsten befolgt werden. Bei allen Indianer-Stämmen ist die Blutrache nicht nur allein üblich, sondern auch eine Pflicht, welche die Religion von ihnen erheischt. Und aus diesem Grunde wird man einsehen, daß mancher Ueberfall, manche grausame Handlung der Indianer nicht durch baare Mordlust

hervorgerufen ist, sondern mit ihren Begriffen von Recht und Unrecht ganz übereinstimmt. — Ein indianischer Krieger wird von einem Weißen erschlagen, und seine Verwandten, ja sein ganzer Stamm ist verpflichtet, seinen Tod zu rächen: es muß ein Weißer dafür fallen, gleichviel, ob er der Thäter ist oder nicht — die Religion gebietet es.

Ein weißer Pflanzer oder Farmer sitzt in seiner Halle und betrachtet zufrieden seine blühende Saat auf demselben Grund und Boden, wo einstens ein zahlreicher und mächtiger Stamm von Urbewohnern lebte und wovon jetzt vielleicht nur einige ausgeartete Subjecte die benachbarten Colonien umschwärmen. Eine solche Creatur zu erschießen, daraus macht er sich eben so wenig, als wenn er die Mündung seiner Büchse auf einen toll gewordenen Hund richtet.

Zur Ehre der Regierung der Vereinigten Staaten sei es indeß gesagt, daß die Offiziere der Truppen, welche die westlichen Grenzen beschützen, die strengste Weisung erhalten haben, die Indianer mit Menschlichkeit und Güte zu behandeln. Es geschieht auch, besonders seitdem der schon genannte General Arbucle das Commando hat. — Außer

Fort Gibson giebt es noch mehrere andere kleine Festen, die den Zweck haben, die Grenzen der westlichen Staaten vor Einfällen der Indianer zu schützen und so viel wie möglich Frieden unter ihnen selbst zu erhalten. Für Louisiana, Fort Lesup und Fort Towson, für Missouri, Fort Leavenworth, für den Nord-Westen (Jowa und Wisconsin) Fort Green und mehrere andere. Fort Gibson ist von diesen das bedeutendste und ist, wie ich schon bemerkt habe, nicht an der Grenze des Staates Arkansas gelegen, sondern mitten unter den verschiedenen Stämmen. Früher waren dieselben in beständigen Fehden mit den hier stationirten Truppen, seitdem aber der mehr genannte General den Befehl übernahm, änderten sich die Sachen. Er behandelte die Indianer menschlich und mit Güte, und erntete dann auch bald die Früchte dafür ein. Er erwarb sich den Namen weißer Vater, und wußte sich ihre Liebe und Achtung in einem solchen Grade zu verschaffen, daß die Häuptlinge zweier feindlicher Stämme ihn oft freiwillig zum Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten wählen.

Die Offiziere, welche die westlichen Grenzfesten befehligen, haben auch die Weisung, streng darauf

zu achten, daß den Indianern von den Colonisten kein Whiskey verkauft werde. Aber man denke sich eine Strecke von Fort Gibson bis Fort Leavenworth von ungefähr 400 und von Gibson bis Towson von circa 300 englischen Meilen — wie kann die gehörig bewacht werden. Attrapirt man einen Farmer mit einer Ladung Whiskey, so wird dieselbe vernichtet. Daraus macht sich aber ein solcher wenig, denn wenn es ihm das nächste Mal glückt, seine Waare abzusetzen, so verdient er so viel daran, um seinen Verlust wieder zu ersetzen. Auch dürfen die Offiziere mit solchen Leuten nicht zu streng verfahren, weil sie immer bedenken müssen, daß sie von den Civilgerichten wegen ihrer Handlungen zur Rechenschaft gezogen werden können; und da nach der Constitution der Vereinigten Staaten das Militair den Civilbehörden unterthan ist, und diese nur zu sehr geneigt, ihre Autorität geltend zu machen, so trifft es oft ein, daß ein Offizier, wenn er seine Instructionen auch nur um ein Geringes überschritten hat, vom Civil-Gericht bestraft wird.

Wenn man also dies himmelschreiende Unrecht berücksichtiget, welches die rothen Bewohner Amerikas von den Weißen gelitten haben und noch immer

leiden müssen, wenn man zu gleicher Zeit Rücksicht nimmt auf die Vorschriften ihrer Religion, die jede Art Rache gut heißen, sogar erfordern, so wird man leicht zur Einsicht kommen, daß die vielen Streifzüge und Einfälle, die mit unerhörten Grausamkeiten begleitet sind, nicht aus Raub und Mordlust geschehen, sondern daß sie dadurch nur Wiedervergeltung auszuüben denken, welche ihre Religion nicht nur allein gutheißt, sondern auch von ihnen fordert. Hunderte von Beispielen haben jedoch gezeigt, daß der Indianer, wenn man ihm einen Liebesdienst erwiesen hat, selbst den ihm angeborenen Haß gegen das Geschlecht der Weißen vergießt, um sich für eine von einem Bleichgesicht empfangene Wohlthat erkenntlich zu zeigen. Man muß ihn nur mit Güte behandeln — und hat man dadurch einmal seine Gunst sich erworben, so ist er treu bis in den Tod.

Der Arzt und seine Tochter, Miß Julia, hatten die Pflege, die sie Chingas hatten zu Theil werden lassen, schon längst vergessen; aber dieser erinnerte sich der ihm erzeigten Wohlthaten noch lebhaft. Und so warm war seine Erkenntlichkeit, daß er eher seinen Kriegsgenossen, seinen Verwandten, ja sei-

nem ganzen Stamme abtrünnig werden wollte, als sich gegen seinen Wohlthäter undankbar zu beweisen. — Man wird sich nun das Betragen des jungen Kriegers im Rathe erklären können.

XV.

Chingas hatte erzählt, daß ein Panther in dem Augenblicke, da er einen Hirsch geschossen habe, über denselben hergefallen sei und ihn zerfleischt habe. Dadurch wäre es ihm unmöglich geworden, die Pflichten zu erfüllen, welche die Religion gebiete. Aber in Folge davon habe der große Geist seinen Bogen erschlafft, seine Pfeile abgestumpft und seinen Verstand verdunkelt. Er sei also weder würdig noch fähig, an dem Kriegsrathe und an irgend einer Expedition Theil zu nehmen. Dieser Grund war der beste, den Chingas nur anführen konnte, denn die Osages würden es gar nicht dulden, daß ein Krieger, der die Ungnade des großen Geistes verwirkt hatte, sie begleiten, indem sie daraus nur Mißlingen ihres Unternehmens vorher gesehen hätten.

Die Krieger schauten erst vor sich hin und warfen nur dann mitleidsvolle Blicke auf den jungen Krieger. Big-Snake aber faßte ihn scharf ins Auge und obgleich seine Gesichtszüge sich gar nicht änderten, so zeigte doch ein kaum bemerkbares Zucken seiner Lippen, daß leidenschaftliche Gefühle sein Innerstes durchbebten. Nach einer langen Pause redete er Chingas an:

„Als der Panther seine Krallen in den Leib des Hirsches schlug und mit seinen Zähnen seine Eingeweide durchwühlte — wo war da das Schlachtbeil des jungen Kriegers? Chingas pflegte sonst weder einen Panther, noch irgend ein anderes Thier, das in unsern Wäldern und Prairien haust, zu fürchten!“

Diese Worte, welche eine Beschuldigung der Feigheit in sich trugen, beleidigten ihn dermaßen, daß er für einige Augenblicke die Fassung verlor. Er warf auf den Häuptling einen herausfordernden Blick und erwiderte mit fester Stimme und stolzer Haltung:

„Chingas fürchtet weder die Thiere des Waldes noch die Feinde seiner Nation. In seinem Wigwam hängen die Zeichen seiner Tapferkeit. Die Skalps

von zwanzig erschlagenen Feinden schmücken seinen Gürtel und Panther-, Bären- und Büffelfelle sind sein Lager. Chingas hat in der Schlacht bewiesen, daß er sich nicht fürchtet!"

„Warum tödtete der junge Krieger den Panther nicht?" fuhr der Häuptling fort, ohne der Erwiderung zu achten und ohne seine Blicke von ihm abzuwenden.

„Warum tödtete der junge Krieger nicht den Panther?" wiederholte ein alter Krieger, der jetzt auch seine Augen forschend und mißtrauisch auf Chingas richtete.

„Im hohen Grase war sein Schlachtbeil verloren gegangen", antworte Chingas mürrisch. — Eine lange Pause erfolgte dann wieder, denn der indianische Krieger spricht sehr langsam und gemessen und ehe er auf eine an ihn gemachte Frage antwortet, überlegt er reiflich seine Worte. Rasch zu sprechen und zu antworten hält er der Würde eines Mannes für nicht angemessen. Big-Snake richtete unterdessen seine Augen bald auf die Versammlung, bald auf den jungen Krieger. Seine Lippen kräuselten sich allmälig und es schwebte ein leichtes

Lächeln auf denselben, während seine Augen glühten.

„Glaubt Chingas, daß die Krieger unseres Stammes Weiber sind? Verliert ein Krieger seine Streitart? Erzählt es den Weibern und Kindern — die werden Euch glauben; wir nicht!“

Chingas Blicke sprühten Feuer. Aber dennoch rührte sich keine Muskel, die von der ungeheuren Aufregung hätte zeugen können, in welche die Worte des Häuptlings ihn versetzt hatten. Er war einer Unwahrheit beschuldigt worden — einer Beschuldigung, die unter den Indianern für die gehässigste gilt, die man gegen sie vorbringen kann. — Er erhob sich von seiner sitzenden Stellung und redete die Versammelten an:

„Krieger! Chingas hat gesprochen — nur die Squaws wiederholen ihre Worte. Chingas wird seine Genossen nicht begleiten nach den Wigwams der Weißen — er wird keinen Bogen spannen gegen die Häuptlinge der Bleichgesichter.“

Nachdem er dies gesagt hatte, verließ er plötzlich das Rathzelt, trat in seine eigne Wigwam, legte seine Waffen an, nahm einen kurzen Abschied von seinen Verwandten, und war, ehe die Krieger noch

Zeit hatten, sich von ihrem Erstaunen über seine sonderbare Handlungsweise zu erholen, auf dem Wege nach Fort Gibson, um seine Wohlthäter von der ihnen drohenden Gefahr zu unterrichten und sie zu retten.

In dem Rathzelte trat nach seiner Entfernung wieder eine tiefe Stille ein. Als aber der Prophet, dessen Aufmerksamkeit jetzt auch erregt worden war, den Häuptling um die Gründe zu Chingas Betragen fragte, erhob sich dieser von seinem Sitze und redete die Krieger an:

„Der junge Krieger ist ein Feigling! Ihr Alle habt es selbst gehört, seine eigne Zunge hat es ausgesprochen. Er floh vor dem Panther, den er tödten sollte und vernachlässigte es, dem großen Geiste den ihm zukommenden Tribut zu entrichten. — Aber statt denselben durch Thatten, die einem Krieger geziemen, wieder auszusühnen, statt ihm andere wohlgefällige Gaben, die Skalps der Bleichgesichter darzubringen, weigerte er sich, an dem Rathe seiner Gefährten Theil zu nehmen und mit denselben unsern Erbfeind, die Weißen zu bekriegen. Krieger! wenn Chingas nicht feig ist, so hat er ein weiches Herz für die Blaßgesichter!“

Big-Snake schaute forschend umher, um zu sehen, welchen Eindruck seine Worte auf die Versammlung gemacht habe. Die Indianer hatten wie aus einer Kehle das bekannte „Ugh", den bekannten Ausruf des Schreckens, des Abscheues, der Verwunderung und der Freude ausgestoßen. Ihre leuchtenden Augen zeigten ihm aber, daß Unwille über Chingas Handlungsweise das vorherrschende Gefühl sei.

Nachdem Big-Snake die günstigen Wirkungen seiner Worte beobachtet hatte, fuhr er fort:

„Chingas hat lange unter den Weißen gelebt, er hat von ihrem Brode und Fleische gegessen, unter ihrem Dache geschlafen und mit ihnen die Friedenspfeife geraucht. Aus diesem Grunde will Chingas nicht gegen die Feinde seiner Nation kämpfen!"

Jetzt wurden die Anzeichen des Unwillens immer lauter.

„Wie? sollte es möglich sein, daß ein Krieger vom Stamme der Osages den Weißen lieb gewinnen konnte?" sprach ein bejahrter Indianer, an dessen Gürtel viele Skalps hingen.

„Wenn einem Krieger der große Geist abhold geworden ist, so sucht er ihn wieder zu versöhnen,

und zwar dadurch, daß er seine eignen und seines Gottes Feinde vernichtet. — Vielleicht liebt Chingas die junge reiche Squaw, die ihn verpflegt hat, und will sie in seine Wigwam führen?"

Der Prophet nahm jetzt wieder das Wort:

„Als mein Arm noch nicht verdürrt war, als er noch kräftig genug war, um den Bogen zu spannen und die Schlinge zu werfen; als mein Auge nach dem Büffel in weiter Ferne in den unermeßlichen Ebenen und das Reh im dichten Walde erspähen konnte, pflegten unsere Krieger jeden aus ihrer Mitte zu stoßen, der sich weigerte, gegen die Feinde des Stammes zu kämpfen!"

„Morgen ziehen die Krieger von dannen", erwiderte Big-Snake, „und wenn Chingas nicht bereit ist, seinen Brüdern zu folgen, so werden wir zeigen, daß wir die Gebräuche unserer Väter nicht vergessen haben."

Die Osages nickten bejahend mit dem Kopfe, und nachdem die Kriegspfeife wieder gefüllt worden war und die Runde gemacht hatte, begann man über das beabsichtigte Unternehmen gegen die Weißen zu berathen. Häuptling Big-Snake, der den reisenden Prediger Griffith vom Tode gerettet und

in seine Wigwam geführt hatte, hatte sich in seiner Vermuthung, daß derselbe von jetzt an ein geschworener Feind seiner Race sein müsse und jede Gelegenheit wahrnehmen würde, sich an seinen Henkern zu rächen, nicht geirrt. Griffith hatte sich erboten, die Rothen zu begleiten und ihnen mit seiner Ortskenntniß in der Ausführung des blutigen Planes behülflich zu sein. Er brannte mit Ungeduld, an dem Capitain und seinen Freunden Vergeltung auszuüben. Er empfand eine teuflische Wonne an dem Gedanken, seinen Dolch in die Brust desselben zu begraben, aber am liebsten schwelgte er in der Hoffnung, seine Wuth an Mißtreß Moor auszulassen, denn gegen diese war sein Haß am erbittertsten. Sie hatte ihn in diese Gefahr gebracht, sein Leben zu verlieren, und da das Verlangen, an dem Capitain sich zu rächen, bedeutend mit Furcht vermischt war, so schwelgte er in dem Gedanken, das schwache Weib der unerbittlichen Grausamkeit seiner rothen Verbündeten preiszugeben und über sie ein Loos zu verhängen, dem ähnlich, welchem er selbst vor Kurzem entronnen war. —

Die Krieger berathschlagten die ganze Nacht hindurch und am folgenden Morgen nur wenige Stun-

den nach der Abreise Chingas und als die Sonne kaum die Wipfel der Bäume geröthet hatte, waren die sämmtlichen Krieger des Stammes zum Abzuge bereit vor dem Rathszelte versammelt. Ihre athletischen Glieder waren mit einem ätzenden Safte tätowirt, ihre Häupter, mit Ausnahme eines kleinen Haarbüschels in der Mitte des Schädels, ganz geschoren, über ihren Schultern hingen Bogen und Pfeile und in ihren Gürteln staken die geschliffenen Tomahawks und Jagdmesser. Der Häuptling Big-Snake trug als Auszeichnung eine schwarze Feder in dem kleinen Haartufte und seine Handgelenke und Fußknöchel waren mit breiten kupfernen Ringen umgeben. In der Nähe standen die kleinen stämmigen Pferde der Rothen, gezäumt und mit den Insignien des Krieges behangen. Vorne an den Sattelknöpfen hingen die furchtbaren Lassos, welche von den Osages nicht allein zum Anbinden ihrer Pferde, sondern auch zum Erdrosseln ihrer Feinde gebraucht wurden. Die Art und Weise, wie diese Waffe angewandt wird, ist wahrhaft schrecklich und man findet sie unter keinem andern Stamme der nordamerikanischen Indianer üblich. Ein solcher Lasso, welcher übrigens auch von den Mexicanern und Texa-

nern zum Einfangen der wilden Pferde gebraucht wird, wird aus Büffelhaut angefertigt, ist ungefähr dreißig bis vierzig Fuß lang und endet an einem Ende in eine Schlinge, die sich zuschließt, sobald man an dem andern Ende zieht. Der Osage-Indianer rennt nun in vollem Gallopp an seinem Feinde vorbei und wirft ihm in dem Augenblicke, da er ihm am nächsten ist, die Schlinge über den Körper. Das andere Ende desselben ist am Sattelknopfe des Reiters befestiget, durch welchen Umstand, und da der Reiter im gestreckten Gallopp weiter sprengt, der in der Schlinge gefangene Feind hinter dem Pferde her und zu Tode geschleift wird, ehe er noch Zeit gewinnt, dieselbe zu durchschneiden. Dieser Lasso wird jedoch nur dann in Anwendung gebracht, wenn der Osage-Indianer alle seine Pfeile verbraucht hat.

Die Krieger bestiegen ihre Pferde. Die gegerbten Büffelhäute, welche von ihren Schultern herab bis über den Rücken der Pferde hingen, die bemalten Gesichter und die athletischen Gestalten, welche sich wie Riesen gegen die kleinen Pferde ausnahmen — denn der Stamm der Osages ist der größte Menschenschlag in Nordamerika, man findet unter den

Männern keinen unter sechs Fuß hoch — verliehen dem Trupp ein unbeschreiblich furchtbares Aussehen. Der reisende Prediger hatte sein Gesicht bemalt wie die indianischen Krieger, aus einer Haut eine Art Steigbügel angefertigt und saß ebenfalls mit einem Büffelfelle überhangen, auf dem muthigen Pferde, welches ihm der Häuptling geliehen hatte. Durch diese Verkappung war der reisende Prediger zwar nicht unkenntlich, allein es war hinreichend, um ihn bei einem Scharmützel mit den Weißen für einen Indianer zu halten.

Der Trupp setzte sich in Bewegung. Big-Snake, der seinem Range gemäß verziert war, und der durch seinen befederten Kopfputz über alle andern Krieger hervorragte, war an der Spitze desselben. Geräuschlos durchritten sie die Prairie, deren feuchter Boden unter den elastischen Schritten der kleinen Pferde wich. Mit Leichtigkeit über Gräben, Baumstämme und andere Hindernisse des Waldes wegsetzend, glich der Lauf dieser edlen Thiere eher den flüchtigen Springen des Rehes, als dem Gange eines Streitrosses. Unermüdlich durchdrangen sie die pfadlosen Urwälder und durchschwammen die reißenden Ströme sich nach ihren Herren in das Wasser stürzend, die es

verschmähten, auf dem Rücken ihrer Thiere zu bleiben, wenn das Wasser zu tief zum Durchwaten war.

Die Krieger fanden ohne Mühe ihren Weg durch die ungeheuren Wälder und pfadlosen Ebenen, die sich zwischen Gibson und den Wigwams der Osages ausbreiten. In der Nähe des Forts angekommen, ließen sie ihre Pferde unter dem Schutze einiger alter unerfahrener Krieger in einem dichten Gebüsche zurück und näherten sich noch am selben Abend dem Hause, in welchem Miß Julia mit ihrem Vater sorglos lebte. Kein Zweiglein knisterte unter ihren Mocassins, kein Strauch zerknickte unter ihren Fußtritten. In einer kleinen Entfernung von dem Hause theilten sie sich in zwei Haufen, von welchen der eine von dem reisenden Prediger Griffith geführt, in derselben behutsamen Weise die Richtung nach Capitain Moors Wohnung einschlug, während der andere unter Big-Snake in der Nähe des Arztes Wohnung blieb. Beide Haufen legten sich in Hinterhalt, bis die letzte Fackel in den hölzernen Gebäuden der Weißen erloschen, bis der letzte Laut, der von lebenden Menschen zeugte, verschollen war.

Die Natur war in den dunkeln Schleier der Nacht gehüllt. Eine athemlose Stille herrschte rings

um die kleinen Sommerhäuser bei dem Fort, die man feierlich hätte nennen können, wenn das Dasein der nach Blut lechzenden Krieger ihr nicht eine schauerliche Beklommenheit eingehaucht hätte. Diese lagen im dichten Gebüsch auf den Boden gestreckt, still und bewegungslos wie Leichen, aber ihre etwas erhobenen Häupter und ihre Augen, welche in der Dunkelheit glühten wie feuerige Kohlen und die spähend auf die Wohnungen der Weißen gerichtet waren, bekundeten, daß auch Leben in diesen phantomartigen Gestalten vorhanden sei. Der halbe Mond trat dann und wann hinter den grauen Wolken, welche ihn beschleierten, hervor, und warf ein spärliches Licht auf das Dunkel der Wälder; allein sein Licht war so schwach und bleich, daß die in dem Gebüsche versteckt liegenden Indianer, auf welche von Zeit zu Zeit ein schwacher Strahl fiel, wie Geister der Unterwelt erschienen die nur in einer solchen Nacht ihre unterirdischen Wohnungen verlassen dürfen. Dieses blasse Licht erhöhte das Geisterhafte der Waldgegend.

In der Ferne heulten ganze Heerden kleiner Prairie-Wölfe, die unter der Leitung eines großen schwarzen Wolfes an dem Saume der Prairien um-

her zu schwärmen pflegen und deren Geheul mit dem des bekannten Schakals sehr viel Aehnlichkeit hat. Ganz in der Nähe des Forts hörte man das Bellen von Hunden, welche entweder einen Feind in ihrer Nähe witterten oder vielleicht auch nur das Geheul der Wölfe beantworteten.

Ein Haufe sollte das Haus des Arztes überfallen. Der Häuptling Big-Snake führte diesen selbst an, damit ihm das Opfer, welches er seiner erschlagenen Tochter zu bringen gelobt hatte, nicht entgehe. Er hatte seinen schlanken und geschmeidigen Körper in die Aushöhlung eines Baumstammes gezwängt, der in geringer Entfernung von dem kleinen Garten des Arztes lag und wohin er wie eine Schlange auf Händen und Füßen gekrochen war. Nur seine Augen, die von Zeit zu Zeit forschend über die Umgebungen spähten, glühten aus der Oeffnung.

Der andere Haufe lag in der Nähe des Hauses, welches Capitain Moor bewohnte, ebenfalls im Gebüsch versteckt, mit dem reisenden Prediger in seiner Mitte und erwartete in tiefster Stille auf ein Zeichen vom Häuptlinge, um sich auf die schutzlosen Bewohner der ländlichen Wohnung zu stürzen.

Des Predigers Gefühle waren ein Gemisch von Racheluſt und Furcht. Wenn er an die Unterredung mit Mißtreß Moor dachte, ſo erfaßte ſeine Hand krampfhaft das Jagdmeſſer und ſein Auge brannte vor Begierde, ſie im Blute zu ſeinen Füßen geſtreckt zu ſehen. Aber nein, er wollte dieſe Begierde mäßigen; ſie, die Stifterin ſeines Looſes, ſie, die ihn entlarvt und durch welche ſeine Umtriebe an das Tageslicht gebracht worden waren, ſollte dieſelben, ja ſchlimmere und ausgeſuchtere Martern dulden, als man an ihm vollzogen hatte. — So war der teufliſche Plan des Mannes, der lange unter dem Deckmantel der Religion ſeinen ſchändlichen Lüſten ungeſtraft gefröhnt hatte, und der nun, als man ſeinen Schlechtigkeiten auf die Spur gekommen war, mit Wilden im Verbande, wie ein Tiger im Gebüſche lauerte, um ein ſchuldloſes Weib zu ermorden. Aber die Wonne, die er empfand, wenn er daran dachte, ihr Blut fließen zu ſehen, wurde durch die Furcht, einen Kampf beſtehen zu müſſen, bevor er ſeine Pläne in Erfüllung bringen konnte, bedeutend getrübt. Er zitterte vor dem Kampfe mit einem Mann, wie Capitain Moor, der ſicher ſein Weib und ſeine Kinder, einer Löwin gleich, verthei-

digen würde, denn der Schurke war eben so feig wie schlecht, und besaß nicht einmal jenen störrischen Muth, der selbst den schlimmsten Verbrechern selten mangelt.

Eine Stunde verstrich nach der andern und noch lagen die beiden Haufen der Indianer bewegungslos und geräuschlos im Hinterhalte. Als die zwölfte Stunde nahte, steckte der Häuptling seinen Kopf weiter aus der Aushöhlung und mit feuerigerer Glut spähten seine Augen erst auf die Wohnung des Arztes und ihre Umgebungen. Nichts regte sich, die Hunde hatten längst geschwiegen und Alles in den Häusern und in der nahegelegenen Feste schien sich in die Arme eines festen Schlummers geworfen zu haben. Der Zeitpunkt zum Angriff war günstig und Big-Snake gab das erste Zeichen. Es war ein langgedehnter schriller Ton, den er auf einer Pfeife von Rohr gemacht, hervorbrachte, der zuerst stark und durchdringend durch die Wälder tönte, allmälig schwächer wurde und zuletzt ganz verhallte. Einige noch wachsame Hunde schlugen zwar an bei dem sonderbaren Tone, der weit und breit zu hören war, da er aber nicht wiederholt wurde, senkten sie ihre gespitzten Ohren, steckten die Köpfe zwischen ihre

Pfoten und beruhigten sich. Die Indianer aber richteten sich bei dem wohlbekannten Zeichen geräuschlos empor und näherten sich auf allen Vieren kriechend den beiden Wohnhäusern, in welchen sie den Schlaf mit Tod verscheuchen wollten. Nur die äußersten Spitzen ihrer Füße und Hände berührten den Boden, und jede Stelle, auf welche sie dieselben setzen wollten, wurden zuvor untersucht, damit nicht etwa ein dürres Stückchen Holz zerbreche und das dadurch verursachte Geräusch sie verrathe. Jeder Busch, der in ihrem Pfade stand, wurde langsam und sorgfältig beiseite gebogen, der unbedeutendste Gegenstand ohne das mindeste Geräusch fortgeräumt. Keine Schlange konnte ihren geschmeidigen Körper geräuschloser durch das hohe Gras winden und wenn man auch, ganz in der Nähe stehend, die langen Halme sich etwas regen sah, so mußte man diese kaum merkliche Bewegung eher einem leisen Winde, der die Lüfte erregte, zuschreiben, als vermuthen, daß die Gräser durch Menschen bewegt würden. — Nichts regte sich in den Hofräumen, welche die beiden Haufen jetzt erreicht hatten — sie waren unentdeckt geblieben. Ehe sie aber den An-

griff unternahmen, streckten sich die Krieger in der unmittelbaren Nähe der Wohnungen in das lange Gras und verhielten sich hier geräusch- und bewegungslos wie Leichen, bis Häuptling Big-Snake das zweite Zeichen geben werde.

XVI.

Der junge Krieger Chingas hatte die Wigwams seiner Freunde verlassen, um sich den Weißen, den Feinden seiner Nation für empfangene Wohlthaten erkenntlich zu bezeigen. Allein es waren noch andere Gefühle, die ihn mit unwiderstehlicher Gewalt trieben, seine Wohlthäter zu retten. Chingas konnte selbst nicht genau bestimmen, was es sei, das ihn nach dem Hause des Arztes hinzog. Es war schon geraume Zeit, daß er verwundet in seiner Wohnung darniedergelegen hatte, und sonderbar genug erinnerte er sich nicht mehr der Gesichtszüge des Arztes während die seiner Tochter Julia noch so lebendig in seinem Gedächtniß waren, als hätte er sie vor wenigen Monaten erst gesehen.

Wenn er die majestätischen Urwälder durchstreifte, wo kein Weg noch Steg seine Schritte leitete, um das flüchtige Reh zu erlegen, wenn er in den unabsehbaren Prärien auf schnellem Rosse hinter dem wilden Büffel jagte, wenn er auf felsigen Höhen den Panther in seiner Höhle beschlich, — begleitete ihn stets das Bild Juliens. — Bald erblickte er ihre freundlich lächelnden Züge über den Wipfeln der riesigen Sycomoren schwebend, bald gaukelte ihr Bild wie ein leichtes Luftgebilde am fernen Horizont, wo es in dem vergoldeten Saume einiger Abendwölkchen verschmolz. Er erblickte ihre Gestalt wie sie geisterhaft durch die weiten Räume der unabsehbaren Prärien eilte; und in dem Geräusch, welches die vom Winde bewegten Gräser verursachten, glaubte er das Rauschen ihres Gewandes zu hören. Ueberall — überall, im tiefen Schatten der Wälder, in den sonnverbrannten Ebenen und in der traulichen Wigwam begleitete ihn Julia. Sie war an seiner Seite wenn er ermüdet von der Jagd seine Glieder auf den Rasen der kühlen Halde streckte und er sah ihr Bild in dem klaren Spiegel der Bäche. — Kehrte er von einem langen Streifzuge zurück, so trat sie mit ihm in die Wigwam. Legte

er sich Abends ermattet auf sein einfaches Lager von Moos, so wähnte er sie an seiner Bettseite sitzend und ihm wie früher Speisen oder kühlende Getränke anbietend.

Der Häuptling Big-Snake hatte Recht: Chingas liebte die Weiße. — Aber welche Liebe! — Er sehnte sich nach ihr hin, ohne zu wissen warum. Es dünkte ihn, als risse ihn eine unwiderstehliche überirdische Gewalt von seiner Pflicht, von seinen Freunden und Verwandten fort, nach diesem Luftgebilde zu, welches ihn auf allen Wegen umschwebte und das mit der Zeit immer mehr und mehr Wirklichkeit geworden war, bis er endlich nur selten noch daran zweifelte, daß es Julia sei, die ihn so beständig verfolge. Zuweilen, nachdem er in dem dunkeln Walde stundenlang ein Phantasiebild, welches wie ein Gespenst hinter den Baumstämmen tanzte, zu erreichen sich bemüht hatte, oder wenn er in der Prärie Weiten zurückgelegt hatte, um einer Wolke habhaft zu werden, in welcher er die Umrisse der Gestalt Juliens zu erkennen glaubte, erwachte er aus seinen Träumereien; und dann war sein Schmerz ungeheuer. Verzweifelnd warf er den Bogen von sich, stürzte sich auf die Erde und kühlte seine bren-

nende Stirn in dem feuchten Rasen. — Oft streckte er seine Arme aus, um sie an sein Herz zu drücken, sie, die er bei seiner Seite sitzen wähnte; er umfaßte Luft, und verfiel bald darauf wieder in dieselben Träumereien.

Chingas war unglücklich, denn seine Liebe, von welcher nur er selbst wußte, war hoffnungslos. Während er in der Wohnung des Arztes krank gewesen war, hatte Julia das Samenkorn der Liebe in seine Brust geworfen. Und dieses Korn hatte gekeimt, war immer größer und größer geworden, und da es nicht Raum auszuschlagen bekam, um Blüthen und Blätter zu tragen, drohte es seinen Busen zu zersprengen. Seine Liebe war in seiner Brust verschlossen und wurde hier genährt ... von seinen Gedanken allein, ohne Ermuthigung ... ohne Julie, seitdem er Fort Gibson verlassen hatte, je wieder gesehen zu haben .... und ohne Aussicht auf Gegenliebe.

In sich gekehrt und verschlossen, Tag und Nacht über den Gegenstand seiner Verehrung nachdenkend, war diese Idee: „daß die Weiße ihn überall begleitet hatte", bei ihm entstanden und mit der Zeit immer fester Wurzel gefaßt. Diese unglückliche Verirrung

seiner Geisteskräfte, diese Richtung aller seiner Gedanken und Wünsche auf einen Gegenstand den er doch nie besitzen konnte, würde man in der gewöhnlichen Conversationssprache eine fixe Idee genannt haben. Bei Chingas hatte sie solchermaßen Wurzel gefaßt und war mit der Zeit zu einer solch gefährlichen Größe gelangt, daß sie wie Rankengewächse in einem Garten allen noch gesunden Kräften seines Geistes ihre Nahrung entzog, ja seinen Verstand zu zerrütten drohte.

Chingas hatte Augenblicke und Stunden, in welcher er nicht mit dieser Idee behaftet war, und dies waren diejenigen Zeitpunkte, wo alle seine Verstandeskräfte zum Handeln in Anspruch genommen waren. Als in dem Rathe der Krieger ein Angriff gegen die Weißen beschlossen worden war, da sammelten sich plötzlich die Geisteskräfte des jungen Indianers. Er erkannte, daß er treulos handelte, wenn er seine Wohlthäter nicht beschützte, daß das Bild Juliens, welches stets um ihn schwebte und das er lieb gewonnen hatte wie sein eignes Selbst, auf immer aus seiner Nähe schwinden würde, wenn er nicht zu ihrer Hülfe herbei eilte. Er erkannte sehr wohl, welche unerbittliche Rache seine Collegen an ihm nehmen würden

für einen solchen Verrath, er wußte wohl, daß er nie wieder zu seinem Stamme zurückkehren dürfe ... Aber dann dünkte es ihn auch wieder so schön an ihrer Seite zu sterben ... und sein sterbendes Auge von ihren Händen geschlossen zu wissen.

Chingas nahm also einen kurzen Abschied von den Bewohnern seiner Wigwam, sattelte in möglichster Eile sein gutes Pferd und war einige Minuten später auf dem Wege nach Fort Gibson. Er schlug nicht die Richtung ein, welche einige Stunden später Big-Snake mit den seinigen nahm, sondern lenkte den Kopf seines Pferdes, ohne die Prairie zu betreten, dem Grandflusse zu. Die Gegend, die er nun zu durchstreifen hatte, war felsig und für einen Reiter gefährlicher als die Ebne; da er aber dadurch bedeutend abzuschneiden hoffte, so hielt die Gefahr, die er bei einem nächtlichen Ritte durch äußerst steinigen Boden und durch umgestürzte Baumstämme laufen konnte, ihn nicht ab, diese Richtung, in welcher er am ersten zu dem Ziele seiner Reise gelangen konnte, einzuschlagen.

Funken sprühte der steinige Boden als Chingas die Ufer des Grandflusses entlang dahinflog. Gleich dem wilden Jäger, das Haupt nach vorne gebeugt und

die Zügel verhängt, eilte er durch die Wälder und Steppen. Mit sicherer Hand lenkte er sein edles Thier zwischen den dichtstehenden Bäumen; fest im Sattel setzte er über Gräben und Bäche weg, die seine Richtung durchkreuzten. An einen Weg oder Pfad war nicht zu denken; und das bekümmerte ihn auch wenig, denn er kannte ja die Wälder — wer sollte sie besser kennen als er? — Sein Roß gehörte zu jener Race, die man im westlichen Arkansas, in Tejas und Neu-Mejico antrifft und Mustangs genannt werden, die an Kraft, Ausdauer und Wildheit unsere europäischen Racen bei Weitem übertreffen und am ersten der arabischen gleich kommen. Als kluger Reiter hütete er sich jedoch es zu sehr anzutreiben, denn die Strecke, die er zurück zu legen hatte, war lang.

Der Morgen graute ... und die ersten Strahlen der Sonne verwandelten jedes Thautröpfchen, das an den Blättern der Baumwipfel hing, in Diamanten ... Die dicken Nebel, welche ihre rothe Scheibe umgaben, hatten sich zertheilt, und allerlei groteske Figuren bildend, schienen sie sich mit den waldbegränzten Höhen vereinigt zu haben, während die Morgensonne, die sie geschaffen hatte, aus ihrer

Mitte empor stieg. Chingas, der in östlicher Richtung ritt, betrachtete diese Phantome, welche sich jeden Augenblick verwandelten, bald die Form eines Kriegers mit geschwungnem Tomahawk annahmen, bald das Gewühl der Schlacht darstellten, bald Seen und Berge seinen Blicken darboten. Seine Augen waren unverwandt auf diese wunderbaren Figuren gerichtet, und je länger er hinsah, desto bestimmter schienen sich die luftigen Gebilde zu einem Ganzen zu bilden. — In einer dunkeln Wolke glaubte er ein langes Gewand zu erkennen, und in einer kleinen, die darüber schwebte, die Form eines Brustbildes. Auf ein drittes Wölkchen, dessen Saum von der Sonne vergoldet wurde, richtete er jetzt mit ängstlicher Aufmerksamkeit seine Blicke.

Während er unverwandt die Gestaltung der ätherischen Wolken betrachtete, eilte sein Roß unverdrossen vorwärts. Das Terrain war etwas günstiger, und da es Tag war, brauchte er den Lauf desselben nicht mehr so ängstlich zu überwachen. Das Gebilde wurde mit jeder Minute deutlicher ... und bald erblickte er die bestimmten Umrisse einer weiblichen Gestalt .... Sein Athem stockte, mechanisch richtete er sich im Sattel empor und strengte seine

Sehnerven an . . . . es war das Bild . . . . . das Bild, welches er so oft erblickt in den Prairien und Wäldern . . . . das ihn seit Jahren verfolgt . . . . . . das theure Bild . . . das Bild seiner Julia.

Es strahlte in hellem Glanze von der Morgensonne vergoldet . . . und lächelte ihn an. Allein hinter demselben bemerkte er andere Gestalten die seine Brust mit unaussprechlicher Angst erfüllten. Es waren dunkle Figuren, die dem Bilde der Weißen zu drohen schienen, mit Messern und Streitbeilen bewaffnet. Auch diese Figuren bildeten sich allmälig deutlich aus, und Chingas glaubte den Häuptling Big-Snake und die Seinigen darin zu erkennen.

Halb wahnsinnig streckte er seine Arme nach dem Truggebilde aus, um den Gegenstand seiner Verehrung zu retten, aber die Krieger, welche dem Bilde drohten, schienen über seine armseligen Bemühungen, sie zu erreichen, nur zu lächeln. — Außer sich, mit Besorgniß für Julia und Wuth gegen ihre Verfolger, trieb er sein Pferd zu erneuerter Schnelligkeit an, direkt auf das Bild zu und mit ausgestreckten Armen es zu erhaschen suchend.

Die Schatten der Bäume wurden kürzer . . . . und noch immer eilte Chingas durch die Fluren um

das Bild zu erhaschen. Des Weges achtete er nicht, nur lenkte er zuweilen den Lauf seines Pferdes, wenn es von der Richtung nach den Bildern am Horizont abweichen wollte. Allein die Sonne, welche zuerst die Nebel verscheucht hatte, machte auch diesen wässerigen Erscheinungen ein Ende. Sie wurden unbestimmter in ihren Umrissen, die verschiedenen Wölkchen, welche das Ganze gebildet hatten, vertheilten sich, einige schlossen sich andern Wolken an und einige senkten sich in die Wälder der nahen Gebirgskette. — Es war die eilfte Stunde und die Illusion war gänzlich verschwunden.

Bisher hatte der Gaul unverdrossen seinen Weg durch die pfadlosen Wälder verfolgt, da er aber jetzt durch einen klaren Bach sollte, blieb er plötzlich stehen, als wenn er seinen Herrn fragen wollte, ob es ihm nicht erlaubt sei, seinen Durst zu löschen. Chingas erwachte von seinen Träumereien, blickte umher .... und fand zu seinem Schrecken, daß er sich nicht mehr auf dem Wege nach Fort Gibson befand. Ein kalter Schauder kam über seine Glieder, als er berechnete, daß er schon über sechs Stunden sich von dem Ziele seiner Reise enfernt hatte, statt sich demselben zu nähern. Der Gedanke, daß er zur

Rettung Juliens vielleicht zu spät kommen würde, raubte ihm beinahe die Besinnung. Aber bald kehrte die Entschlossenheit seines Charakters wieder zurück; und durch seine Kenntniß der Gegend, gepaart mit dem den Indianern eigenthümlichen Scharfsinn ermittelte er bald, wo er sich befand. Er warf einen prüfenden Blick auf die Flanken seines Pferdes und trieb es zu erneuerter Schnelligkeit an. — Es ward Mittag und Nachmittag. Die Strahlen der Sonne fielen stechend auf Pferd und Reiter und noch immer eilte Chingas durch Wald und Fluren. Der Schatten der Bäume wurde länger, der Abend graute, die Nacht brach über ihn ein — und noch war das Ziel seiner Tour nicht erreicht. Sehnsüchtig schaute er vorwärts und strengte seine Augen an, um die Dunkelheit zu durchdringen, aber kein Licht, kein Zeichen von der Nähe einer menschlichen Wohnung erspähte sein forschender Blick.

Es gewährt dem einsamen Reiter ein wonniges Gefühl, wenn er nach einem mühseligen Ritt durch die unabsehbaren Wälder des Westens das Krähen eines Huhnes, das Gebell eines Hundes oder das Brüllen des Rindviehs hört. Es bekundet ihm die Nähe einer Colonie, vielleicht des Zieles seiner Reise,

und er versetzt sich schon im Geiste an die Seite des Kamins, im traulichen Gespräch mit den Seinigen bei einem prasselnden Feuer. — Noch freudiger schlagen diese Zeichen an das Ohr des Reisenden, wenn er nach langem Ritte durch wilde Gegenden ohne Pfad und Weg mit Hülfe des Taschenkompasses seine Richtung verfolgend, am Abend des langen Tages besorgt geworden ist, ob er seine Richtung nicht verfehlt habe. Er kennt die Entfernung des Ortes von wo er abgereist ist bis zum Ziele seiner Reise, vielleicht eine neu angelegte Colonie, ganz genau, und überschlägt nun die Zahl der Stunden, welche er schon gebraucht hat, um dahin zu gelangen, mit der Anzahl der Meilen, die man ihm als die Entfernung bis zu der Colonie gesagt hat. Nochmals betrachtet er den Kompaß und wirft einen prüfenden Blick auf die Umgebungen, denn nach seiner Berechnung mußte er das Ziel seiner Reise schon längst erreicht haben. Er schwingt sich also unschlüssig wieder auf den Rücken seines müden Thieres. — Doch kaum hat er eine viertel Meile zurückgelegt, so hört er in der Entfernung das Gewieher eines Pferdes, welchen Gruß sein eignes freudig erwidert. Bald hat er die kleine Entfernung

zurückgelegt und ist unter freundlich Obdach angelangt.

Chingas hörte keines von diesen Zeichen obgleich sein wachsames Ohr jedes Geräusch im Walde außer dem Hufschlag seines eignen Gauls wohl vernahm. Sollte er die Richtung verfehlt haben? — Zwar kannte er die Wälder in einer Entfernung von zwei bis dreihundert Meilen um das Fort, und als Indianer in diesen Wäldern geboren und groß gezogen, war es unmöglich, daß er sich verirren könnte. Allein die Aufregung, in welche ihn das ominöse Bild versetzt hatte, die beständige Angst in welcher ihn der Gedanke an Julia erhielt, konnte seinen Verstand getrübt und seinen Scharfsinn geschwächt haben. Die schreckliche Möglichkeit, daß Big-Snake mit seinen Kriegern schon in der unmittelbaren Nähe der Veste sein könne, vielleicht schon zu einem Angriff sich rüste, trat nun mit den grellsten Farben seiner lebhaften Phantasie ausgemalt, ihm vor Augen. Vielleicht war das Bild das er gesehen, nur eine Abspiegelung von dem, was schon stattgefunden hatte oder noch eintreffen sollte. Vielleicht war in diesem Augenblicke schon der Dolch erhoben der den jungfräulichen Busen Juliens durchbohren sollte;

vielleicht war sie schon jetzt vom tödtlichen Stahl getroffen, oder umfaßte, um Gnade erflehend, die Knie des Würgers.

Der Gedanke machte ihn beinahe wahnsinnig. ... Es drängte ihn vorwärts ... und wild trieb er den Gaul zum rascheren Lauf an. — Das ermattete Thier machte einige kühne Sätze in die Dunkelheit hinein .... dann aber bebten seine Glieder ..... es stöhnte .... und plötzlich wurde sein Lauf auffallend langsamer. Erschrocken stieg Chingas bei diesen untrüglichen Nothzeichen eines überjagten Pferdes ab, und legte seine Hand auf die auf und nieder hebenden Flanken desselben, ängstlich berechnend, wie viele Meilen es noch aushalten könne. Der Zustand des Gauls war in der That bedenklich; entweder mußte er ihm einige Ruhe vergönnen oder Gefahr laufen, daß er unter ihm zusammenbreche. Man behauptet wohl, daß bei thatkräftigen Leuten ihre Ruhe und Entschlossenheit unter dem Drange der Umstände zunehmen, oder mit der Steigerung der Gefahren, die sie bedrohen, gleichen Schritt halten. Dies bewährte sich bei Chingas, denn er sammelte sich rasch und leitete seinen müden Gaul am Zügel weiter.

Aber nicht lange sollte er seinen Weg auf diese Weise verfolgen, denn plötzlich stand das Pferd aus eignem Antriebe still und schlug ein lautes, weit tönendes Gewieher auf. Chingas blickte in das Thal das sich vor ihm ausbreitete, und sah beim schwachen Schimmer des Mondes die weißen Gebäude Fort Gibsons.

Noch einmal nahm er die Kräfte seines Thieres in Anspruch und hatte in wenigen Minuten die Einzäunung, welche des Arztes Garten umfaßte, erreicht. Ehe er jedoch dieselbe überstieg, schaute er prüfend rings umher, ob er nicht Spuren oder Zeichen von dem Trupp des Häuptlings erblicken könne. Er untersuchte den Boden aufs Sorgfältigste und durchstreifte die Gebüsche in der Nähe des Gartens; allein kein Zeichen sprach von dem gefährlichen Dasein des Feindes. Er beruhigte sich also indem er folgerte, daß Big-Snake mit den Seinigen entweder noch nicht eingetroffen oder vielleicht auch gar nicht ausgerückt sei. — Nochmals wandte er sich zur Einzäunung, um in den Garten zu gelangen, aber da erblickte er zwei glühende Punkte am Ende eines, auf der Erde liegenden Baumstammes. Lange betrachtete er diese Punkte, unschlüssig, ob sie die Ueberreste

eines Feuers seien, oder nur zwei Stückchen faulen Holzes. Um sich davon zu überzeugen — denn wenn der Indianer einen Feind erwartet, so schöpft er aus dem geringfügigsten Umstande Verdacht, und untersucht ihn — näherte er sich dem Baumstamme. Allein in dem Grade wie er sich näherte, wurde der Schimmer der zwei Punkte allmählig matter, bis er zuletzt, als Chingas seine Hand auf das Ende des Stammes legte, ganz erlosch. Langsam entfernte er sich nunmehr von demselben, und in demselben Maße schimmerten die zwei Punkte wieder, zuerst matt und zuletzt, als er die Entfernung, von welcher er sie zuerst erblickt, wieder erreicht hatte, mit dem Glanze eines Irrlichts. Dieser Umstand benahm Chingas allen Zweifel, daß die zwei glühenden Punkte nichts als Stückchen Scheinholz seien. Darin hatte er sich jedoch bedeutend geirrrt, denn das, was er für Scheinholz angesehen hatte, war nichts anderes, als die Augen des Häuptlings Big-Snake. Letzteren hatte die Erscheinung Chingas ganz überrascht, so daß er seine Augen nicht schließen konnte, ehe sie die Aufmerksamkeit des jungen Kriegers auf sich gezogen hatten. Er schloß daher seine Augenlieder in dem Grade, wie Chingas sich dem Baum-

stamme näherte, um den Gegenstand zu untersuchen, und öffnete sie, als sich derselbe langsam wieder vom Stamme entfernte. Die Ruhe war ihm gelungen. Chingas aber, ohne auch nur die mindeste Ahnung von der nahen Gegenwart eines Feindes zu haben, stieg über den Zaun und trat in das Haus des Arztes.

XVII.

An demselben Abend, an welchem die Osages im Hinterhalt lagen, saß diejenige, gegen welche der Angriff hauptsächlich gerichtet war, ganz unbekümmert und am wenigsten Unheil ahnend, in dem Wohnzimmer der kleinen Villa des Arztes. Wir haben gesehen, wie Big-Snake in diese Unternehmung, welche seinem Stamme gewiß kein Heil bringen konnte, aus dem einfachen Grunde eingegangen war, seiner erschossenen Tochter ein passendes Opfer darzubringen. Es war, wie wir wissen, Julie, welche der indianische Prophet als ein solches bezeichnet hatte.

Der Tag war schwül gewesen, und da der Abend ziemlich windig war, so hatte Miß Julie Thüren und Fenster geöffnet, um den Abendwind ungehindert

um ihre Stirn wehen zu lassen. Sie saß nicht fern von der Thüre auf einem sogenannten rockimy Chair (Wiegestuhl), welche unter den Damen Amerikas so beliebt sind, und wiegte sich hin und her, an ihren abwesenden Hoskius denkend.

Zu ihren Füßen lag der Neufundländer General Jackson, in dessen schwarzen Pelz ihr kleiner, mit Schuhen von weißem Atlaß versehener Fuß, ruhte. In dem entfernteren Theile des Zimmers stand eine Lampe dem Erlöschen nahe, die das Gemach nur sparsam erleuchtete. Zuweilen wurde die sterbende Flamme durch den Nachtwind etwas angefacht oder auch beinahe gänzlich erlöscht; allein außer dem kaum hörbaren Säuseln des Windes in dem benachbarten Walde, regte sich nichts in der Umgebung der Villa.

Julie erwartete Hoskius, der mit Tagesanbruch auf die Jagd gegangen und noch nicht zurück gekehrt war.

„Witterst Du nichts von Deinem Herrn?“ fragte sie den zu ihren Füßen liegenden General.

Der Hund schaute sie verständig an und legte seinen Kopf wieder zwischen die Pfoten. Um sich etwas Beschäftigung zu machen, holte sie aus dem

Nebenzimmer einige Ueberbleibsel des Abendessens, die sie für den Hund zurückgelegt hatte, und ergötzte sich an den Sprüngen des Thieres, welchem sie die kleinen Stückchen Fleisch in der Hand emporhielt, damit er darnach springe. Das Thier fing einige Bissen und verschluckte sie, hielt aber nach einer Weile plötzlich inne, sich um die Leckerbissen zu bemühen, und begann zu knurren. Julie glaubte, er sei unzufrieden, daß sie ihm die Bissen zu hoch gehalten und gebot ihm Schweigen. Allein General Jackson gehorchte nicht, bellte einige Male laut auf, zeigte sein scharfes Gebiß und war im nächsten Augenblicke mit einem gewaltigen Satze bei der Thür. Ehe Julie Zeit gewann, sich von ihrem Erstaunen zu erholen, erblickte sie schon den Hund im wüthenden Kampfe mit einer dunklen Gestalt, die sie bald für die eines Indianers erkannte. Sie hatte sich nicht getäuscht, denn dieser Indianer war Chingas, der von dem General geworfen war und der sich nun so gut wie er vermochte, gegen das treue Thier wehrte, das in ihm einen Feind glaubte gewittert zu haben.

Wegen des schwachen Lichtes war es nicht möglich, daß Julia ihren frühern Pflegling erkennen

konnte, besonders nachdem sie ihn so lange nicht gesehen hatte.

Nach Hülfe rufend, stürzte sie in das Zimmer in welcher ihr alter Vater, der Arzt, sich schon längst den Armen des Schlafes übergeben hatte. Erschrocken richtete er sich im Bette empor und suchte in den Zügen seines noch sprachlosen Kindes die Ursache des Nothrufs zu lesen.

Mechanisch langte er nach seiner guten Büchse, die über seinem Bette an der Wand hing. Aber noch ehe seine zitternde Hand das Gewehr erreicht hatte und noch ehe Julie ein Wort über ihre Lippen gebracht hatte, sauste ein Streitbeil durch die Luft — schwebte eine Sekunde über dem Haupte des Greises, während die Augen des Rothen glühend mit Rache auf sein Opfer gerichtet waren. Dann aber fiel es mit dumpfem Schalle auf den Schädel des alten Mannes, daß er im nächsten Augenblicke leblos in die Kissen zurückfiel, deren weißes Linnen von seinem Blute gefärbt wurde. Julie fiel ohnmächtig über ihn.

Ein lauter, gellender und durchdringender Schrei ertönte von den Lippen des Indianers der kein anderer war, als der Häuptling Big-Snake. Sein Sie-

gesruf wurde jedoch durch einen kurzen, aber fürchterlichen Kampf unterbrochen, den er in der nächsten Sekunde mit einem nicht verachtungswürdigen Gegner zu bestehen hatte.

Chingas war es bald gelungen, sich aus den Zähnen des treuen Wächters zu befreien, und hatte sich leider, nachdem die That schon geschehen war, auf den Häuptling gestürzt. Die beiden Kämpfer waren handgemein geworden, der Tomahawk wurde von ihnen nicht berührt, nur das Messer sollte entscheiden. Krampfhaft sich umschlungen haltend wälzten sie sich auf dem Boden, bald war der Eine bald der Andere oben. Die Messer zuckten und alle ihre Anstrengungen waren dahin gerichtet, von dem eisernen Griff, womit einer die Stöße des andern aufzuhalten strebte, sich loszumachen, denn ein einzig wohlangebrachter Stich mußte den Kampf entscheiden. — Der treue General, der im andern Zimmer und in demselben Augenblicke, als die beiden Kämpfer auf den Boden fielen, ein lautes Wehklagen erschallen ließ, hatte, sobald Chingas sich von ihm losgemacht, einen neuen Kampf zu bestehen, der jedoch fataler endete, als der erstere. Dem Häuptlinge waren nämlich diejenigen seiner Krieger, die seinem

Versteck am nächsten gewesen waren, auf dem Fuße gefolgt, und diese hatten der Wehr des Generals, der diese neuen Feinde eben so wüthend angriff, wie den ungekannten Freund, durch einen Beilschlag ein Ende gemacht. Sie folgten dann ihrem Häuptling in das Zimmer, wo sie denselben im ebenerwähnten Kampfe mit Chingas erblickten. Dermaßen war aber ihr Erstaunen, diese zwei wegen ihrer Kraft und Gelenkigkeit bekannten Krieger in einem Kampfe Hand an Hand zu sehen, daß es ihnen ganz in Bewunderung vertieft, eine geraume Zeit nicht einfiel, ihrem Häuptling beizustehn.

Chingas lag zufällig unten, als die Krieger eintraten, und nicht sobald hatte er sie bemerkt, als er schon sein Loos voraus sah. Er machte eine verzweifelte Anstrengung, warf seinen Gegner herab, war im nächsten Augenblick auf ihm und erhob seinen Arm, der zu gleicher Zeit frei geworden war, um ihm den Todesstoß zu versetzen. Allein seine bewaffnete Hand wurde aufgefangen, und getroffen von der Streitaxt eines hinter ihm stehenden Kriegers, sank er von dem schon besiegten Häuptling zu Boden. Big-Snake aber, durch die Seinigen von einem unvermeidlichen Tode gerettet, sprang vom

Boden auf, und wandte sich wieder bluttriefend wie er war, dem Bette des erschlagenen Weißen zu, auf welchem Julie eben von ihrer Betäubung erwacht war. Ihr Muth kehrte für eine kurze Zeit zurück. Schluchzend warf sie sich zu den Füßen des Wilden, um das Leben ihres Vaters bittend, denn sie erkannte noch nicht den ganzen Umfang der That, und wähnte ihren Vater blos besinnungslos von dem Schlage.

Big-Snakes Augen waren, während sie bittend vor ihm lag, blutgierig auf sie gerichtet, und unwillführlich näherte er seine Hand dem blutigen Beil das in seinem Gürtel stak. Ehe er jedoch sein Vorhaben ausführte, fielen ihm die Worte des Propheten wieder ein „daß der große Geist ein Opfer verlange für seine eigne erschlagene Tochter." Er lachte wild auf, wandte sich triumphirend an seine Begleiter die jetzt Alle bis auf einige Spione, in das Zimmer gedrungen waren, und befahl ihnen, die Unglückliche zu ergreifen. Ohne im Mindesten ihrer Bitten, ihres Hülfeschreiens und Flehens zu achten, wurde sie aus dem Hause und dem Walde zu geschleppt, bis an die Stelle wo die Osages ihre Pferde zurückgelassen hatten. Man hob sie trotz ihrer Gegenwehr auf eines derselben und band sie darauf

fest; und nachdem Big-Snake den Zügel des Thiers ergriffen hatte, ritt der Trupp mit der Gefangenen von dannen, eben so geräuschlos und schnell wie er gekommen war.

Als ungefähr fünfzehn Minuten später die Truppen des nah liegenden Forts, alarmirt von dem Hülfegeschrei der Entführten, in das Wohnhaus des Arztes traten und die traurigen Zeichen der geschehenen That erblickten, war jegliche Spur von den Osages verschwunden, aber eine weiße und eine rothe Leiche bewiesen den bestürzten Offizieren, daß die Rothen wirklich in der friedlichen Wohnung des erschlagenen Besitzers derselben gewesen seien.

Zur selben Zeit als Big-Snake in das Haus des Arztes stürzte, machte auch der andere Haufe, unter welchem der reisende Prediger sich befand, seinen Ueberfall auf die Wohnung des Capitains, denn der Häuptling hatte, während er aus seinem Versteck, dem hohlen Baumstamme kroch, auch das letzte Zeichen ertönen lassen. Der reisende Prediger kannte die Localitäten des Hauses ganz genau, und damit ihm seine Rache nicht etwa entgehe, hatte er die Vorsicht gebraucht, die Pforte des Wohnzimmers sorgfältig zu verschließen. Schleichend wie ein Dä-

mon der Finsterniß kroch er, sein Messer zwischen den Zähnen, über den weichen Teppich des Zimmers, während seine rothen Bundesgenossen durch die offenen Fenster in das Schlafzimmer des jungen Weibes dringen sollten. Vor der Thür zu derselben hielt der Mörder eine Weile an und fand zu seinem freudigen Erstaunen, daß dieselbe nicht einmal verschlossen war und daß in einem Theile desselben noch Licht brannte. Ehe er sich jedoch erhob, um hinein zu stürzen, bemächtigte sich seiner eine Angst, die seine Glieder beinahe zittern machte; aber er rief alle die Kränkungen, die er von dem Capitaine und seiner Ehehälfte hatte erdulden müssen, ins Gedächtniß zurück, und die Begierde, „Rache an Beiden zu nehmen", ermannte ihn für einige Augenblicke.

Er nahm das geschliffene Messer zwischen seinen Zähnen weg und krallte es krampfhaft mit der rothen Faust. Dann erhob er seinen Fuß und mit einem heftigen Tritte öffnete er die nicht verschlossene Thür.

Allein wer vermag das Entsetzen zu beschreiben, das sich seiner in diesem Augenblicke bemächtigte, als er statt eines Weibes, das er ermorden wollte — statt in den Armen des Schlafes ruhender Wehr-

losen — zwei Männer wachend und bewaffnet vor sich auf dem Sopha erblickte. Eine kurze Zeit war er sowohl, als auch die zwei Männer sprachlos. Allein nicht sobald war er von Beiden erkannt worden, als sie auch zu gleicher Zeit instinktmäßig auf ihn zu sprangen, um ihn zu ergreifen. Griffith dachte jedoch wenig an Vertheidigung, sondern machte, ohne im Geringsten von seinem Messer Gebrauch zu machen, einen Sprung in das Wohnzimmer zurück und war mit einem andern bei der Thür, die nach außen zu seinen rothen Genossen führte. Allein weiter kam er nicht — er war in seinem eignen Netze gefangen — denn er hatte ja selbst die Thür verschlossen. Noch ehe er einen Hülferuf ausstoßen konnte, streckte ihn ein Schlag mit einem Pistolenkolben zu Boden; und diesen Schlag hatte die Hand unsers Ausgewiesenen geführt, der andere Mann war Capitain Moor.

Der Ausgewiesene, auf diese Weise zum zweiten Male zum Schutzengel des jungen Weibes erkoren, war auf ganz natürlichen Wegen und ohne von den Plänen der Indianer und des reisenden Predigers in Kenntniß gesetzt zu sein, hierher gekommen. Man wird sich erinnern, daß Mißtreß Moor, nachdem sie

die durch ihren Gemahl ihr auferlegte Prüfung bestanden hatte, von den heftigsten Gefühlen bewegt, bewußtlos in das Ruhebett zurückgesunken war. Der Capitain, in demselben Augenblicke ganz mit dem Heuchler beschäftigt, hatte nicht bemerkt, daß sein Weib, welches er trotz seiner Rohheit doch innig liebte, der Anstrengung unterlegen war; und Niemand, ausgenommen eine schwarze Sclavin stand ihr in ihrer Ohnmacht zur Seite. — Als der Capitain von der scheußlichen Execution, die wir bereits beschrieben haben, zurückgekehrt war, fand er sein Weib aufs Bett gestreckt und mehrere Aerzte emsig bemüht, sie ins Leben zurückzurufen.

Es ist sonderbar und doch war es so, daß dieser Mensch, der nicht angestanden hatte, dem zarten Geschöpfe, welches er liebte, eine solche Probe aufzuerlegen, jetzt, nachdem er die unseligen Folgen seiner Eifersucht und Rache erblickt, von einem Schmerze ergriffen wurde, der beinahe an Wahnsinn grenzte. Heulend warf er sich vor dem Bette auf die Kniee, zerraufte sein Haar und brachte die ganze Nacht mit ähnlichen Ausbrüchen des Schmerzes zu. Allein dies wilde Benehmen war durchaus nicht geeignet, die Aufregung, welche Mrs. Moor

ihre Krankheit zugezogen hatte, zu beschwichtigen. Deshalb beschlossen die Offiziere und Beamte des Forts, nachdem sie von der Sachlage unterrichtet worden waren, sich im Wachen bei ihrem Collegen abzulösen, um ihn zu hindern, daß er nicht mit seinem geräuschvollen Zeichen der Trauer die Kranke störe, welche der Ruhe doch so sehr bedurfte. Der Ausgewiesene, der in der kurzen Zeit, welche er in Gibson gewohnt, sich bereits vollkommen bekannt gemacht und eingebürgert hatte, schloß sich von diesem Liebesdienste nicht aus. Mißtreß Moor erholte sich nach einigen Tagen sichtlich und in demselben Grade wurde auch das Benehmen ihres Gemahls ruhiger und gefaßter. Er war besonders so in der Nacht, während welcher der Ausgewiesene, an den die Reihe gekommen war, bei ihm wachte. Es war dieselbe Nacht, in welcher die Osages angriffen.

Der Capitain saß in dieser Nacht auf dem Sopha neben seinem Wächter, und in dem Augenblicke, als der reisende Prediger die Zimmerthür mit dem Fuße aufstieß und hineinstürzte, war er eingeschlummert, während die Blicke des Ausgewiesenen nachdenkend auf das Bett gerichtet waren, in welchem die Patientin ruhte. Daß also Erstaunen

über das plötzliche Erscheinen des Mörders für einige Sekunden seine Glieder paralisirten, ist nicht zu verwundern, welcher Umstand dem andern Zeit gab, bis zur Thür zu entkommen. Hier konnte er indeß, in seiner eignen Schlinge gefangen, nicht weiter und ein Schlag des Ausgewiesenen streckte ihn zu Boden, wie wir eben erzählt haben.

Allein ein furchtbares Geräusch, welches er fast in demselben Augenblicke draußen vernahm, zog seine Aufmerksamkeit von dem Prediger ab, der zu seinen Füßen lag und über welchen der Capitain hergefallen war. Das Geräusch rührte, wie man leicht begreifen wird, von den draußen lauernden Indianern her, welche zu ihrem Verdrusse auf ein nicht erwartetes Hinderniß gestoßen waren.

In den süd- und südwestlichen Gegenden der Vereinigten Staaten ist es gebräuchlich, des Nachts die Fenster zu öffnen, da die Nächte, besonders im Sommer, so schwül sind, daß dieser Gebrauch, der in nördlichern Ländern sicher sehr nachtheilige Folgen für die Gesundheit der Schlafenden haben würde, höchst nöthig wird. Da indeß in dem Schlafzimmer des Capitains eine Patientin lag, so hatte man die Fensterläden auf den ausdrücklichen

Befehl des Arztes jeden Abend verschlossen. Und dieser Umstand war das Hinderniß, welches den Indianern, die der Weisung des Predigers zufolge durch die nach hinten öffnenden Fenster einsteigen sollten, entgegen war. Fünf oder sechs stürzten nun, da ihnen von dieser Seite der Eintritt versperrt war, nach der vordern Thür, durch welche der reisende Prediger eingedrungen war, fanden aber auch diese verschlossen.

Der Ausgewiesene erkannte bald die Gefahr, in welcher er selbst, so wie die übrigen Genossen des Hauses schwebten, denn eine einfache Thür konnte eine Horde von zwanzig Indianern nicht so lange vom Eindringen verhindern, bis man Hülfe von Fort Gibson erhalten konnte. Er war daher schnell entschlossen, etwas zu thun. In kurzen Worten bedeutete er dem Capitain, der noch immer seine Wuth an dem am Boden liegenden Prediger ausließ, seine Waffen herbei zu holen, und kniete dann nieder, um den Mörder zu binden. Dies ward ihm ein Leichtes, da derselbe von dem Pistolenschlag sich noch im Zustande der Bewußtlosigkeit befand.

Als er damit fertig war, stand schon Moor mit zwei Büchsen neben ihm. Beide ladeten und zwar

mit einer Ladung Pulver, die auf 300 Schritte berechnet war. Ehe sie jedoch damit fertig waren, dröhnte schon die Thür, gegen welche sieben bis acht Indianer sich gestemmt hatten, um sie einzudrücken. Die Angeln, zwar von geschmiedetem Eisen, dehnte sich unter dem starken Drucke, das Schloß wich und in wenigen Sekunden konnten die Rothen im Zimmer sein. — Aber in diesem kritischen Augenblicke rissen beide Männer auf ein Zeichen des Ausgewiesenen ihre Büchsen an die Backe ...... zwei Schüsse krachten fast zu gleicher Zeit ..... beide Kugeln schlugen durch die Bretter der Thür ..... der Druck ließ augenblicklich nach ... und unter der Thür her rieselte ein Strom warmen Blutes. Die Beiden luden eiligst ihre Büchsen wieder und horchten nun unweit der Thür, um zu erfahren, welche Wirkung ihre Kugeln hervorgebracht hatten. Allein Alles war draußen todesstill geworden, man hörte keinen Schmerzenslaut, kein Wehklagen von dem Verwundeten, denn schwer verwundet war Einer oder vielleicht auch Zwei, das bewies das Bächlein Blut, welches unter der Thür hervorquoll. — Knieend, die Büchsen mit gespannten Hähnen in der Faust, erwarteten nun der Ausgewiesene und der Capitain

einen erneuerten Angriff. Aber nichts deutete darauf hin. Die Indianer mußten sich zurückgezogen haben — und doch hatte man nichts von ihrem Abzuge vernommen. Mehrere Minuten verstrichen auf diese Weise in ängstlicher Spannung, und schon begann der Ausgewiesene zu befürchten, daß die Indianer einen andern Punkt zum Angriff wählen möchten, welchen zu vertheidigen er und der Capitain nicht vorbereitet seien, als ein leises Geräusch, das ihnen vorkam wie das Schleifen eines gewichtigen Gegenstandes über der Erde, ihnen sagte, daß die Rothen noch vor dem Hause wären. Unwillkürlich flogen die Kolben ihrer Büchsen wieder an die Backe — das Stechschloß wurde gesetzt — und zum zweiten Male ertönte die Salve in dem kleinen Zimmer. — Ein langes gedehntes gellendes Geheul, ähnlich dem von Wölfen in der Ferne, erfolgte nach einer ziemlich langen Pause den Schüssen. Es klang, als wenn es in einer Entfernung von ungefähr hundert funfzig Schritten und zwar von vielen Kehlen angestimmt worden wäre, und wurde allmälig entfernter und schwächer, bis es endlich in dem angrenzenden Walde ganz erstarb.

Als aber der letzte Laut verhallt war, vernahmen die Belagerten erfreulichere Töne: Geraffel von Musketen, Zurufen und Worte von Weißen herrührend. Es waren Truppen von dem nah liegenden Fort, welche die Schüsse gehört hatten und zur Rettung herbeigeeilt waren. Die Gefahr war somit verschwunden. Die Indianer, welche einsahen, daß sie nicht Zeit haben würden, die Thüren oder Fenster des Wohnhauses gewaltsam zu öffnen, hatten sich davon gemacht, um sich mit der andern Abtheilung unter Big-Snake, deren Angriff, wie wir wissen, erfolgreicher gewesen war, wieder zu vereinigen, ihre Verwundeten, deren Zahl, nach den Blutspuren zu urtheilen, zwei sein mußten, mit sich führend.

XVIII.

Eine Stunde später saßen die sämmtlichen Offiziere der Garnison in dem Bibliothekzimmer unter dem Vorsitz des alten Generals „Arbucle" im Kriegsrathe. Hoskins, der aber erst von der Jagd zurückgekehrt war, stand in einer Ecke des Zimmers mit verschränkten Armen und den Rücken gegen die Glasthür eines Bücherschrankes gelehnt, wovon er durch das Gewicht seines Körpers schon mehrere Scheiben eingedrückt hatte, dessen er jedoch wenig achtete. Es wäre vergeblich, die Gefühle zu beschreiben, die sein Innerstes durchzuckten. Man denke sich einen Mann von starken Gefühlen, die an Leidenschaften grenzten, obgleich er sie unter einem einfachen Aeußern, das überhaupt den Amerikanern eigenthümlich ist, verbarg; der mit ganzer Seele an

einem Wesen hing, das ihm jetzt so plötzlich geraubt worden war. Man denke sich eine Liebe, die sich zwar nicht in beständigen Liebkosungen u. dergl. an den Tag legte, die aber demungeachtet so innig war, wie sie ein Mensch von nicht verwöhnten und verzärtelten Empfindungen, sondern von gesundem Herzen, nur zu fühlen fähig ist. Hoskius Liebe war vielleicht nicht minder stark als die des Indianers Chingas, den sie zum Wahnsinn getrieben hatte. Er verehrte Julie, betete sie an — und jetzt war ihm auf einmal all sein Glück genommen ..... die Theure, die nur allein die Pforten des Himmels ihm öffnen konnte, sollte sterben ....!

Hoskius war indeß nicht der Mann, der seinem Schmerze in unnützen Wehklagen Luft zu machen suchte; doch stand eins bei ihm fest, „überleben wollte er den Tod seiner Geliebten nicht.“ So war sein Entschluß, und eher hätte das Firmament, das über ihm sich wölbte, zusammenbrechen müssen, als ihn in diesem Entschluß wankend zu machen.

Chingas, der tödtlich verwundet worden war, lag auf einer Matratze in einer Ecke des Zimmers und zwei Chirurgen waren damit beschäftigt, seine Kopfwunde zu verbinden. Jetzt war er besinnungs-

los, aber einige Minuten zuvor hatte er so viel Kraft gehabt, um die Absichten und Pläne der Osages, so wie das Loos, welches der entführten Weißen wartete, dem General auf seine Fragen mitzutheilen. Während man Chingas hierüber befragte, hatte man versucht, Hoskius zu entfernen, allein dieser Versuch war mißglückt und der Lieutenant, der trotz der Bemühungen seiner Freunde im Zimmer verharrte, war dadurch vollkommen von dem Loose unterrichtet worden, welches die Wilden beabsichtigten, über seine Braut zu verhängen. Ohne ein Wort zu sprechen horchte er, anscheinend ohne Interesse, den Verhandlungen und Berathungen zu, welche die Offiziere über die Verfolgung der Indianer pflogen. —

Außer dem reisenden Prediger, der gebunden und von einer Schildwache überwacht bei der Thür stand, war noch eine Person zugegen, die eigentlich nicht an diesem Orte paßte. Diese war Mißtreß Davis, welche der Leser bereits kennt und die es gewagt hatte, auch ihren Witz ohne Honorar als Beitrag zu dem Rathe zu geben, welchen die Offiziere zur Rettung Juliens hielten. Sie befand sich, wie immer, in scandalös mangelhafter Toilette; allein

dieser Umstand erregte hier sehr wenig Aufsehen, da man an ihre Sonderbarkeiten und Launen zu sehr gewöhnt war, um jedesmal davon Notiz zu nehmen. — Nur zuweilen flogen die Blicke einiger junger Offiziere lüstern über ihre üppigen Formen, deren Umrisse die schon früher erwähnte gelbliche Morgenrobe etwas zu deutlich blicken ließ. Ihr Gemahl Master Davis, der Quartier-Meister, stand schläfrig an ihrer Seite.

„Quarter-Master“, sprach nach einer langen Pause der General, „haltet bis morgen früh fünf Uhr Provisionen für zehn Tage in Bereitschaft, ebenfalls eine hinlängliche Anzahl Patronen, die Ihr beim Abmarsch unter die Truppen vertheilen sollt!“

Seine Dame stieß ihn etwas rauh mit ihrem Ellenbogen, damit er aus seinem Schlummer erwache, und nachdem er sich die Worte des Generals hatte wiederholen lassen, nickte er Bejahung.

„Und sechzig Patronen für jeden meiner Dragoner jetzt gleich, Herr Quarter-Master!“ fügte Lieutenant Hoskius hinzu.

Der General schien anfangs hierüber etwas pikirt zu sein; als er aber die Lage des jungen Mannes bedachte, unterdrückte er den Unwillen, welchen

er über seine Eigenmächtigkeit, „dem Quartermaster Befehle zu ertheilen", empfand und begnügte sich damit, die Worte Hoskius einfach zu widerrufen.

„Die Dragoner werden nicht eher ausrücken, bis morgen früh mit der Infanterie", sprach er.

„So? .... versetzte Hoskius mit dumpfer Stimme, „Ihr wollt den Rothhäuten also Zeit geben, meine Julie zu ermorden. Laßt mich ausrücken mit meiner Compagnie Reiter, und ich versichere Euch, daß ich damit alle Indianer zwischen dem Fort und den Rocky-Mountains zusammenschlage. Gebt den Befehl, daß ich abziehe, sonst thue ich es ohne Eure Erlaubniß und nehme die Verantwortlichkeit allein auf mich!"

Mehrere Offiziere drängten sich nach diesen Worten zu Hoskius heran und baten ihn, die Vorschriften der Subordination zu beachten. — Mißtreß Davis aber, die, wie schon gesagt, auch ihr Wort mit sprach, war ganz anderer Meinung.

„Ich ehre ihn seines Betragens wegen", kreischte sie, „ein schlechter Cavalier, der nicht auf der Stelle seiner Geliebten folgt, selbst bis in den Tod — oder der sich durch einige lumpige Vorschriften binden läßt, wenn sein Kleinod ihm geraubt wird!"

Man hörte hier und da ein unterdrücktes Lachen trotz des Ernstes der Scene. Der General aber, welcher der extravaganten Worte wenig achtete, fuhr fort:

„Junger Mann! ich errathe Eure Stimmung und kann nicht mit Euch hadern, wenn die Heftigkeit Eurer Gefühle den mir schuldigen Respect und Gehorsam Euch übertreten läßt. Ich selbst würde vielleicht im selben Falle eben so wenig Mäßigung besitzen. Aber Ihr müßt bedenken, daß eine planlose Verfolgung der Indianer, wie Ihr sie bezweckt, nicht nur allein von gar keinem Erfolg sein kann, sondern auch wahrscheinlich mit der Niedermetzelung des ganzen Corps enden wird. Nur in dem Falle, daß wir morgen mit einem vollständigen Bataillone Infanterie und der sämmtlichen Cavallerie ausrücken, können wir auf Erfolg rechnen. Rittet Ihr z. B. auch jetzt mit einer Compagnie Dragoner aus, so wäre es erstlich sehr fraglich, ob Ihr die Osages einholen würdet, da, wie Ihr selbst wißt, unsere Reiter in den dichten Wäldern nicht rasch vorwärts kommen können, zweitens würden sie sich, im Fall Ihr sie auch wirklich erreichen solltet, in das dichteste Dickicht verbergen und allen Bemühungen Eurer

Reiter hohnlachen. Was aber am bedenklichsten bei der Sache wird, ist die Wahrscheinlichkeit, daß sich die Osages mit andern Stämmen verbunden haben, um diesen Streich, der nach meiner Meinung mehr auf eine Ueberrumpelung des Forts, als auf bloßen Mord berechnet war, auszuführen; — denn ich kann mir's kaum denken, daß sie allein es wagen sollten. Dies ist nicht nur wahrscheinlich, sondern sogar gewiß, und es wäre also, wenn Ihr es wagen solltet, mit einigen Mann Cavallerie sie anzugreifen, nichts weniger vorausgesehen, als die gänzliche Niedermetzelung des Detachements. Und wer anders als ich würde dafür verantwortlich gemacht werden? — Ferner müßt Ihr bedenken, daß es meine, mir von der Regierung auferlegte Pflicht ist, bei solchen und ähnlichen Fehden mit den Indianern zuerst alle möglichen friedlichen Mittel und Wege zu versuchen, ehe ich zu den Waffen greifen darf. — Daher habe ich Folgendes beschlossen: Morgen werde ich selbst mit einer hinreichenden Mannschaft Infanterie und Reiterei aufbrechen, die Indianer aufsuchen, ihnen durch die Anzahl der Truppen Schrecken einjagen und erst dann, wenn sie nicht durch Güte zu Auslieferung der Unglücklichen gebracht werden können,

die Waffen gebrauchen, um sie dazu zu zwingen. — Die wenigen Stunden bis Sonnenaufgang werde ich benutzen, um mit dem indianischen Agenten, Herrn Quarter-Master Davis nähere Rücksprache zu nehmen."

Master Davis, der die zwei Aemter in seiner Person vereinigte, hatte während der kurzen Worte des Generals in einem halb schlummernden Zustande neben seiner Ehehälfte gestanden. Als aber sein Name genannt wurde, erwachte er aus seiner Lethargie. In dem Augenblick flüsterte ihm Mißtreß Davis einige Worte zu, und halb unwillig antwortete er dem General:

„Es ist durchaus nicht nöthig, daß Ihr mit mir berathschlaget, denn ich stimme dafür, daß die Indianer gleich jetzt zu Paaren getrieben werden, durch wen, das gilt mir gleich."

Es wurde auf seine Kosten gelacht — und der General that, als wenn er die Worte nicht gehört hätte.

Während einer langen Pause, die jetzt folgte, waren Hoskius und der Ausgewiesene in ein eifriges Gespräch vertieft.

Die commandirenden Offiziere der westlichen Grenzfesten, denen die Hütung der Grenzen obliegt, haben von der Regierung der Vereinigten Staaten die Weisung erhalten, Feindseligkeiten unter den verschiedenen Indianerstämmen vorzubeugen und durch Güte möglichst zu beschwichtigen. Es ist ihnen indeß nicht unbenommen durch eine passende Entfaltung ihrer Macht die Rothen einzuschüchtern oder ihren Vorstellungen Nachdruck zu geben, und sie dürfen sogar im Nothfall die unter ihrem Befehl stehenden Truppen gegen irgend einen Stamm zu Felde führen, aber nur dann, wenn ein solcher nicht durch Güte zur Ruhe zu bringen ist. Big-Snake's Krieger angreifen zu lassen durch eine einzige Compagnie Dragoner, ehe man den Versuch freundlicher Ueberredung angewandt hatte, dazu glaubte der General seine Zustimmung nicht geben zu dürfen. Die Indianer würden durch einen solchen Angriff nur noch mehr gegen die Weißen erbittert werden, ohne daß vielleicht die Bemühungen der Letztern erfolgreich gewesen wären und die Geraubte gerettet; lange Feindseligkeiten konnten überhaupt die Folgen eines solchen übereilten Schrittes sein.

Hoskius sah wohl ein, daß ihm der General die Erlaubniß, die Indianer auf eigne Faust zu verfolgen, nicht ertheilen würde, und zwar aus den schon genannten Gründen. Er war daher rasch entschlossen: er wollte es dennoch thun. Ohne Wissen und Willen seines Chefs wollte er seine Dragoner aufsitzen lassen, um Julie zu retten, und daß seine Leute ihm freudig folgen würden, davon war er zu fest überzeugt.

Cassation, Gefängnißstrafe, zum wenigsten aber Dispensation vom Dienste für längere Zeit mußten die Folgen eines solch groben Vergehens sein. Aber alles das war dem Lieutenant einerlei, er dachte nur daran, Julie zu retten. Er war bereit, Alles für sie zu dulden .... und hätte der Galgen seiner gewartet .... hätte das Schwerdt des Henkers über seinem Haupte geschwebt .... er hätte sie erretten müssen.

Als das Gespräch zwischen dem Ausgewiesenen und dem Lieutenant beendigt war, drückte ihm Ersterer die Hand, und Hoskius erwiderte den Handdruck mit einer Wärme, die auf innige Freundschaft schließen ließ.

Das Resultat ihrer Unterredung aber war, daß der Ausgewiesene den Lieutenant auf seiner gefährlichen Fahrt begleitete.

Einige wenige Worte an Mißtreß Davis gerichtet, sollten den Unwillen des Herrn Davis besänftigen, welches überhaupt keine schwierige Aufgabe war, und dann schritten die zwei ohne irgend Jemandem etwas davon mitzutheilen, zur Ausführung ihres Vorhabens. Sie verließen das Zimmer, ohne daß man davon auch nur eine Ahnung hatte.

Die Wohnung der Dragoner war einige hundert Schritte von der Garnison der Infanterie entfernt, und die verschiedenen Compagnien derselben wohnten nicht zusammen in einem Gebäude, sondern jede Compagnie einzeln in einem besondern Blockhause. Hoskius konnte also seine Leute aufsitzen lassen, ohne dadurch Aufsehen zu erregen, besonders wenn er ihnen anempfahl jedes Geräusch zu vermeiden.

Er versammelte zu diesem Zwecke die sämmtlichen Unteroffiziere der Compagnie, theilte ihnen seine Absicht mit, und als sie alle ohne Ausnahme ihm zu folgen versprochen hatten, befahl er ihnen, in möglichster Stille ihre Leute zu wecken, Patronen

unter sie zu vertheilen und sie in aller Eile hinter den Ställen zum Abmarsch fertig zu halten.

Seine Befehle wurden vollzogen: ungefähr vierzig Reiter saßen im Sattel und Hoskius und der Ausgewiesene stellten sich an ihre Spitze.

Die Dragoner leiteten ihre Gäule am Zügel durch ein kleines Pförtchen in den Pallisaden hinter den Ställen befindlich, um ins Freie zu kommen. Ihr Anführer gab sich der Schildwache zu erkennen, welche die Reiter einen nach dem andern passiren ließ, hoch erstaunt über die geheimnißvolle Expedition.

Im Freien angelangt, schwangen sie sich in die Sättel, die Führer setzten die Sporen ein, ihre guten Pferde rissen muthig aus und fort ging's donnernd in den dunkeln Wald.

Schauerlich hallte der Hufschlag der eilenden Pferde durch die nächtliche Stille der Wälder. Aufgeschreckt sprangen Hirsche und Rehe von ihren Ruhestätten und entflohen, ängstlich das Dickicht suchend, vor der daher brausenden Schaar. Das mannshohe Gras der Prairien beugte sich unter den Hufen der feurigen Rosse, und ein breiter Streifen, der Spur eines Schiffes auf hoher See ähnlich,

bezeichnete den Weg des fliegenden Trosses in den wallenden Ebenen. Der Wolf entsagte seiner Beute beim Herannahen der nächtlichen Reiter und krächzend flatterte die Eule, gestört aus ihrem Hinterhalte, in den Aesten der riesigen Bäume umher.

XIX.

Bald trat die Sonne aus ihrem waldigen Bette und ihr noch bleiches Licht, das jetzt auf die Hügel und Thäler fiel, beleuchtete auch die blanken Waffen der Dragoner.

Um ungefähr acht Uhr machte man Halt, um ein kurzes Frühstück einzunehmen. Es wurde ein Seil von einem Baume zum andern gebunden und zu beiden Seiten desselben befestigte man die Pferde, die dadurch in zwei Reihen einander gegenüber wie in einem Marsstalle zu stehen kamen. Hoskins und der Ausgewiesene hatten sich in der Mitte der Reiter niedergelassen, um ihr frugales Frühstück zu genießen. Und nachdem der letzte Bissen verzehrt worden war, schien es, als wenn der Lieutenant zum ersten Male anfing, über einen geregelten Plan

seiner bis jetzt noch wilden und vielleicht zwecklosen Jagd nachzudenken. Er rief einen alten Unteroffizier, der in den Hinterwäldern geboren und der nur durch seinen Hang zum Trunke gezwungen worden war, sich in die Armee zu begeben, zu sich heran und befragte ihn, ob die Leute auch Aexte, Lagerkessel, Beile und alles, was zu einem längern Streifzuge gehört, mit sich führten.

Sergeant Symonds, dem seine Offiziere nachsagten, daß er der beste Ranger (Streifzügler) sei, den sie kennten, wenn er keinen Whiskey bekommen könnte, nahte sich dem Lieutenant, schob mit seiner Zunge ein furchtbares Stück Tabak mehrmals von einer Seite des Mundes in die andere, spie es dann aus und hub langsam und gemessen an:

„Ich dachte mir schon gleich, da ich Ordre von Euch erhielt, daß es hieß, den Rothhäuten nachzusetzen, die den alten Doctor erschlagen. Den alten Quacksalber könnten wir schon entbehren, denn er hat ja schon manchen guten Mann von unserm Trupp mit Calomel u. dergl. Kram so vollgestopft, daß Mancher dadurch einige Jahre vor seiner Zeit zum Teufel, oder wie die Pfaffen sagen, zum Himmel befördert worden ist; — aber um das liebe

Ding, Eure Braut, die mir wahrhaftig am Ende lieber wäre, als das leckerste Stück Büffelfleisch ...."

„Genug davon", unterbrach ihn Hoskius ungeduldig. Der alte Sergeant schien sich zu besinnen und fuhr fort:

„Daß wir die rothen Teufel nicht in wenigen Sprüngen — obgleich unsere Pferde gut sind — einholen würden, das wußte ich sehr gut und ließ unsern Leuten daher alles mitführen, was zu einem wochenlangen Streifzuge erforderlich ist."

Der Lieutenant dachte eine Zeitlang nach. Er war selbst ein Mann, der an das Leben in den Wäldern gewöhnt war, und schon manchen Streifzug gegen die Indianer mitgemacht hatte; aber der furchtbare Schlag, der ihn getroffen hatte, der ungeheure Schmerz, den er über den Verlust seiner theuren Julie empfand, hatte ihn bis jetzt alle Ueberlegung vergessen lassen. Wild war er bis jetzt an der Spitze seiner Leute durch den Wald gesprengt und hatte vielleicht nur durch einen glücklichen Zufall die Spur Big-Snakes nicht verfehlt. Als aber das erste Feuer seines Pferdes, das lange im Stalle gestanden hatte, etwas erkühlte, stellten sich auch

kühlere Gedanken bei dem Reiter ein, wie es sehr oft der Fall ist, daß, wenn des Pferdes Muth sinkt, auch der Reiter dadurch bedeutend verliert, eben so wie sich seinem Geiste, wenn er ein feuriges Thier unter sich fühlt, das Feuer desselben mittheilt. — Hoskius war, wie gesagt, zum Nachdenken gekommen, und er sah deutlich ein, daß es jetzt die höchste Zeit sei, an einen geregelten Verfolgungsplan zu denken. — Er dankte also dem Sergeanten für seine Umsicht und bat sich dann seinen Rath über ihre fernere Route aus. Der Ausgewiesene nahm an der Berathung, die jetzt gepflogen wurde, wenn auch nur schweigend Antheil. Und nachdem man nach kurzer Weile darüber einig geworden war, daß man in dieser Richtung zu reiten fortfahren müsse, setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Jetzt ritt man aber nicht im Gallopp, wie zuerst, sondern im Schritt oder langsamen Trabe wie Reisende, die eine Tour von 50 bis 60 englischen Meilen jeden Tag zurücklegen wollen.

Die Spuren der Indianer waren bis jetzt noch ganz deutlich und es schien ihnen gar nicht darum zu thun zu sein, diese zu verbergen. Man kam dadurch auf den Gedanken, daß die Rothen nicht

wüßten, daß sie verfolgt seien; aber aus diesem Irthume wurde man bald gerissen.

Die Ufer des Grandflusses sind nämlich für eine Strecke von 300 englischen Meilen mit Wald bewachsen, und an diesen Wald grenzen die ungeheuren Prairien, welche sich bis ins ferne Oregon-Gebiet erstrecken und in welchen die vielen Stämme der Osages noch in ihrer ursprünglichen Wildheit hausen. Nachdem nun die Dragoner diesen Wald in seiner Breite durchkreuzt und den Grandfluß an einer seichten Stelle durchritten hatten, verfolgten sie die Spuren der Indianer den Saum desselben entlang in nördlicher Richtung, wodurch sie die Prairien links oder westlich erhielten. Da die Prairie hier oft Buchten in dem Walde bildete, wie das Meer längs der Küsten des Festlandes, so glaubte man die Rothen in einer solchen Bucht, wo sie gar keine Fernsicht haben konnten, zu überrumpeln, indem aus der Deutlichkeit der Spuren, welche sie sonst immer zu verbergen suchen, schloß, daß sie gar nicht von unserer Verfolgung wüßten. Allein plötzlich nahmen die Spuren der Rothen eine westliche Richtung in die Prairie hinein, welches den Weißen ein klares Zeichen ward, daß Big-Snake uns

bemerkt haben müsse, denn es war augenscheinlich, daß er sich den Saum des Waldes entlang nicht mehr sicher glaubte, weil er denselben so plötzlich verließ. Die Prairie, auf welcher das Gras zwei und einen halben bis drei Fuß hoch wuchs, war mit kleinen Baumgruppen, in einer Entfernung von einander von zwei oder drei (oft auch nur einer halben und dann wieder von mehreren) englischen Meilen besäet, die sich wie kleine Inseln im großen Ocean in der Ferne ausnahmen, denn wenn der Wind das hohe Gras einer solchen Prairie bewegt, so bietet sie viel Aehnlichkeit mit einer erregenden See dar.

Die Spuren waren auch hier noch sehr deutlich, denn selbst dem Scharfsinn der Rothen möchte es schwierig sein, in diesen Prairien Spuren von Pferden zu verbergen; und Sergeant Symonds vermuthete deshalb, daß das Verbergen der eignen Spur wohl im nächsten Walde anfangen würde, sobald man ihren rothen Häuten etwas näher gerückt sei. Von der Hauptspur, welcher man ohne Mühe folgen konnte, zogen sich Fußstapfen in verschiedenen Richtungen nach mehreren der eben erwähnten Baumgruppen zu, welcher Umstand den Lieutenant veranlaßte, einen Halt zu machen.

Fragend und bedenklich schaute er Symonds an, der verwundert darüber, zu ihm heranritt. Hoskius deutete mit Besorgniß im Blick auf die Fußtapfen, welche aber Symonds schon längst bemerkt zu haben schien.

„Spione, um uns zu beobachten!“ bemerkte er ganz kurz, und deutete den Leuten an, weiter zu reiten.

„Spione?“ wiederholte der Ausgewiesene, „aber die Indianer waren sämmtlich zu Pferde, und hier bemerke ich nur Fußtapfen?“

„Der gewöhnliche Kniff,“ versetzte Symonds, diese Spürer lassen ihre Pferde hinter den Baumgruppen zurück, beobachten unsere Bewegungen zu Fuße im hohen Grase und kehren, wenn sie ihren Zweck erreicht haben, zum Haupttrupp zurück; die Gäule folgen ihnen dahin, aber nicht in derselben Fußspur.“

Der Tag näherte sich seiner Mitte, und die Sonne warf ihre Strahlen mit versengender Kraft auf Menschen und Pferde. Symonds, der eine Zeitlang vorausgeritten war, stieg jetzt vom Pferde, die übrigen Reiter thaten dasselbe, um ihre Thiere so viel wie möglich zu schonen, denn von derselben hängt

in der unermeßlichen Prairie das Wohl oder Weh des Reiters ab. — Es wurde Nachmittag, ohne daß man den Indianern sichtlich näher gekommen war, welches man aus den Spuren leicht beurtheilen konnte. Um fünf Uhr wurde daher Halt gemacht und die Vorbereitungen zum Nachtlager getroffen, wozu man mehrere Stunden bedurfte, denn jedes Lager mußte gegen nächtliche Ueberfälle förmlich befestigt werden, ehe Jemand es wagen konnte, sein Haupt zum Schlummer niederzulegen.

Zuerst las Sergeant Symonds zwölf Namen von der Namenliste seiner Compagnie ab. Diese zwölf Gerufenen nahmen ihre kurzen Büchsen wieder zur Hand, bestiegen ihre Pferde und ritten, in zwei Haufen getheilt, in die Prairie zurück. Es waren diejenigen, welche der Compagnie Fleisch für den Abend und den folgenden Tag beschaffen sollten. Die übrigen Reiter nahmen die Aexte und fingen damit an, eine Anzahl Bäume niederzuhauen, aus welchen die Befestigung für die Nacht bestehen sollte. Von dieser Arbeit schloß sich Niemand aus, weder der Lieutenant noch sein Freund, der Ausgewiesene. Dies zu thun, fällt auch nie einen amerikanischen Offiziere ein, d. h. beim Marsche im Walde oder in

der Prärie, da man hier, wo der Mensch ganz auf seine eignen physischen und geistigen Kräfte zu seiner Subsistenz verwiesen ist, und wo ihm keine Dienstboten zu Gebote stehen können, es gleich bedeutend verspüren würde, wenn auch nur ein einziger die Hände in den Schooß legen wollte. Auch ist das Beispiel, daß der Offizier sich keine Bequemlichkeiten als diejenigen, die der gemeine Mann sich auch verschaffen kann, zu Gute kommen läßt, sehr heilsam: es ermuntert die Leute und ermuthigt sie, die ihnen gebotenen Beschwerlichkeiten zu überwinden. Und wahrlich sind keine geringen Kräfte nöthig, um eine solche Expedition in den unabsehbaren Ebenen und Wäldern zu vollführen, denn der Mensch hat hier gegen Hindernisse zu kämpfen, die eine wilde Natur ihm darbietet — mit seinem Pferde, seiner Büchse und Jagdmesser nebst Ammunition ist er darauf angewiesen, sich seine Nahrung und überhaupt Alles, was zum Leben nöthig ist, selbst zu verschaffen und sich zudem noch gegen die Anfälle feindlicher Indianerstämme zu vertheidigen.

In kurzer Zeit war eine Anzahl von ungefähr fünfundzwanzig bis dreißig junger Fichten und Eichen, deren Stämme durchschnittlich circa vierzig

Fuß lang waren und über ein und einen halben Fuß im Durchmesser maßen, niedergehauen worden, und zwar die meisten in der unmittelbaren Nähe der Stelle, wo man die temporäre Befestigung für die Nacht anlegen wollte, so daß dieselben nur wenige Schritte in ihrer Lage gebracht zu werden brauchten. Die Stämme wurden mit den Enden derselben auf einandergelegt, grade wie man bei der Erbauung eines Blockhauses verfährt und so nah wie möglich in Form eines regelmäßigen Vierecks. Diese Einfriedigung wurde ungefähr sechs Fuß hoch, so daß ein Mann bequem innerhalb des Vierecks, dessen Seiten vierzig Fuß lang waren, stehen konnte, ohne von Außen von einem Pfeile oder einer Kugel getroffen werden zu können. Zwar blieben hie und da große Oeffnungen in den Wänden, da das Holz weder behauen, noch geschält wurde, allein diese stopfte man mit Spähnen zu, deren man durch das Abhauen der Stämme reichlich erhalten hatte.

In dieser Einfriedigung sollten die Pferde sowohl, als auch die Mannschaft für die Nacht Platz finden, und das ging sehr gut an. Man band die Pferde, deren Anzahl einige vierzig war, an die Seitenwände der Einfriedigung, und als dies gehörig

arrangirt worden war, blieb noch ein Raum von circa fünfhundert Quadratfuß in der Mitte der Einfriedigung für die Männer übrig, denn man hatte angenommen, daß ein Pferd etwas mehr als den Raum von zwei Menschen zum Schlafen bedürfe.

In die Mitte dieses, für die Mannschaft gelassenen Raumes, schleppte man alsdann eine Quantität guten und harten Holzes, zu welchem Geschäfte ebenfalls ein Jeder seinen Antheil beitrug. Allein damit war es noch nicht zu Ende, denn es mußte noch Gras für die Pferde geschnitten werden, welche bis zur Zeit, als man sie in die Einfriedung brachte, zwar an Lassos im Walde geweidet, allein damit für die Nacht noch nicht genügend Futter bekommen hätten. Wenn kein Feind in der Nähe ist, so pflegt man sie die ganze Nacht hindurch in der Prairie am Lasso, einem, aus Ochsenhaut gedrehten, zwanzig bis dreißig Fuß langem Stricke, weiden zu lassen, welches für das Pferd besser ist und für den Reiter bequemer. Hier ging dies indeß nicht an, da man befürchten mußte, sie von den Osages erschossen oder verwundet zu sehen. Auch diese Arbeit ging schnell von Statten, da Jedermann wußte, was er zu thun hatte, und Dasjenige was er that, allein für

sich selbst und nicht für andere zu verrichten brauchte.

Ziemlich ermüdet kehrte nun der Deutsche, nachdem alle Vorkehrungen zum Nachtlager, welche ziemlich zahlreich und mühselig waren, in die Einfriedigung zurück, und bemerkte hier zu seiner nicht geringen Freude, daß die sechs Jäger, welche Sergeant Symonds ausgesandt hatte, schon längst mit einem schönen Büffel bereichert zurückgekehrt waren. Eben war man damit fertig geworden, die ungeheuren Stücke Fleisch zu reinigen. Dann scharrte man die glühende Asche des hellbrennenden Feuers auf einen Haufen, schlug an jeder Seite dieses Haufens einen dicken Stab, dessen Ende zu einer Gabel gewachsen war, in die Erde und legte eine Querstange darüber, welche aber zuvor durch mehrere Stücke Büffelfleisch gestochen wurde. Auf diese Weise wurde das Wild zubereitet, und obschon manche Köchin das schöne Fett bedauert haben würde, welches durch diese Art verloren ging, so wird dieselbe doch für Büffelfleisch am schmackhaftesten gehalten. Freilich auf andere Weise konnt' es ja auch nicht bereitet werden, wenn man sich nicht mit Bratgeschirr u. dergl. belästigen wollte; und je weniger Gepäck man außer dem ganz nothwendi-

gen bei einem solchen Streifzuge führt, desto besser ist es für Mann und Pferd.

Sobald mehrere Stücke gebraten waren, wurden sie auf die innere Seite eines umgekehrten Sattels gelegt, Reiter schritten dazu und schnitten sich nach Belieben herunter, wie z. B. Stücke von zwei bis drei Pfund, denn weder an Büffel noch Bärenfleisch kann man sich je zu Schaden essen, gleichviel, wie bedeutend das Quantum ist, welches man davon verzehrt. — Immer frische Stücke erschienen an dem Bratspieße und immer wieder verschwanden sie in unglaublicher Schnelligkeit, sobald sie gebraten auf den allgemeinen Tranchirteller, den umgekehrten Sattel, gelegt worden waren.

Als endlich jeder gesättigt, warf man noch einige Scheite Holz auf das Feuer, daß es das Dunkel des Waldes auf achtzig bis neunzig Schritt, sowie die angrenzende Prairie beleuchtete. Kein Lüftchen bewegte sich in der Atmosphäre und die prasselnden Flammen, die senkrecht emporstiegen, schienen die Wipfel der das Bivouac überragenden Aeste von alten Eichen, Sycomoren, Buchen, Eschen und Bauwollenbäumen die hier wild durch einander wuchsen, berühren zu wollen.

Es war mittlerweile zehn Uhr. Die Leute suchten ihre Pferdedecken und Mäntel hervor, und streckten sich zur Ruhe neben ihren kurzen aber guten Büchsen, und nur von dem besternten Firmamente und dem laubigen Zelte des Waldes bedeckt. Einige sieben bis acht der Aeltesten, bei denen sich der Schlaf nicht sobald einstellen wollte, saßen indeß noch um das Feuer, eine Pfeife Tabak rauchend, und sich Geschichten erzählend. Hoskius und auch der Ausgewiesene hatten eben eine solche zu Ende gehört, worüber der letztere noch mehrere Fragen sich erlaubte, als der alte Symonds ihm lächelnd zuwinkte.

„Habt wohl einen solchen Zug noch nicht mitgemacht? — Glaubt mirs, es wird Euch noch manches spanisch vorkommen .... Mir gings ebenso als ich zuerst unter General Coffee nach Arkansas kam und eigentlich erst einen Begriff kriegte von einer Prairie .... Es fällt mir die Geschichte jetzt eben wieder bei .... es war schon gleich am ersten Tage jener Expedition, als man mich als einen der Jäger, welcher die Compagnie mit Fleisch versorgen sollte, auswählte ... Aber die Geschichte ist zu merkwürdig ...."

„Erzählt sie denn!“ ersuchten ihn mehrere, unter welchen auch der Ausgewiesene. Der alte Symonds spürte in der Luft umher wie ein Spürhund, der in dem Felde den Geruch des Wildes verloren hat und nun in dem Winde darnach wittert.

„Glaube nicht, daß die Herrn Rothhäute mich stören werden —“ sprach er halblaut.

„Ei bewahre,“ versetzte einer der Leute, „erzählt!“

Symonds legte eine glühende Kohle auf seine Pfeife und erzählte.

XX.

Es mögen wohl mehr denn zwanzig Jahre verflossen sein, hob er an, als General Coffee zuerst den jetzigen Staat Arkansas betrat, der, wie Ihr Alle wißt, damals noch Territorium war, hatte sich mein Vater unter die Volontaire, welche der General commandirte, einrangiren lassen. Auch ich ließ mich einschreiben, nicht aber weil mein Vater mich etwa dazu überredete — nein, ganz aus eignem Antriebe und aus baarer Neigung, mich einmal mit den Rothen und ihren Vettern den Büffeln zu versuchen.

Ich bin in Kentucky geboren — und bedarf ich noch demnach zu sagen, daß ich wußte mit der Büchse zu hanthiren! Mein Alter war ein noch leidenschaftlicherer Jäger als ich — ein Beispiel davon:

Er hatte mir, als ich das vierzehnte Jahr erreicht, eine kleine Büchse machen lassen, mit der ich wohl ein Eichhörnchen von den Aesten einer Eiche, wenn sie nicht zu hoch war, herabholen konnte, oder auch wohl einen Coon des Abends beim Mondenschein — allein das war ungefähr Alles, was ich damit zu treffen im Stande war; einem Hirsch konnte ich ich nie nah genug kommen, denn in Kentucky hält es schwer, einen auf kürzere Distanz als 200 bis 250 Schritt zu schießen. Ich hatte schon manchen Schuß gethan, aber die Kugeln erreichten diese Entfernung nicht, und mißmuthig warf ich das Spielzeug in die Ecke und schwor, es nicht wieder anzurühren. Aber einen Hirsch wollte ich dennoch schießen. Ich nahm daher die lange Rifle meines Alten, eine Büchse, die ihres Gleichen sucht und die er vor vielen Jahren einem indianischen Häuptling abgenommen hatte. Doch Ihr Alle kennt sie ja. Die Waffe war gut, aber leider für meinen jungen Arm zu schwer. Dennoch nehme ich sie auf die Schulter, und suche das Weite.

Erst nach drei oder vier Stunden, nachdem ich bereits vom Tragen der langen Büchse ganz ermüdet war, gewahrte ich ein Geweide. — Ich schleiche mich

heran und komme bis auf 200 Schritt Schuß. — Mit vieler Anstrengung gelingt es mir, den langen Lauf empor zu bringen, aber ihn zum Zielen still zu halten, das war mir unmöglich, denn mein Arm war ohnehin schon ganz ermüdet. — Demungeachtet drückte ich los und es fällt der Hirsch!

„Ha, ha," lachten mehrere, „das hätte er eben so gut bleiben lassen können, wenigstens war's nicht Eure Schuld, daß er fiel."

„Zufall allerdings, aber rathet, wo ich ihn getroffen."

„Hinterm Blatt, wo sonst? — Hattet ihm gewiß den Rückgrad gebrochen!" riethen einige.

„Nein, nein! Denkt Euch, ich hatte ihm beide Hinterläufe abgeschossen!"

„Pfui Teufel, das war ein Sauschuß!" schrieen Mehrere, „Ihr verdientet Schläge!"

„Und die kriegte ich auch — und wie!" versetzte der Sergeant schmunzelnd, „gut daß es vorüber ist, ich schwöre bei Davy Crochett, der Pelz juckte mir acht Tage später noch davon."

„Das war eigentlich zu arg; jetzt fühlt Ihr sie indessen nicht mehr, erzählt also die Geschichte von General Coffee."

„Ich wollte durch diese Episode nur zeigen, daß ich schon damals, obgleich noch sehr jung, dennoch kein Greenhorn im Jagen war,“ hob Symonds wieder an. „Wir waren zu jener Zeit, da ich als Volontair im Rifle-Regiment des Generals stand, auf einem Streifzuge gegen die Rothen begriffen, und schon am ersten Tage, an welchem wir Fort Coffee verließen (unser General hatte es erbaut und nach seinem Namen benannt) begegneten wir ungeheuren Heerden Büffeln, die wir aber natürlich während des Marsches nicht anrühren durften. Abends um fünf Uhr an der Lagerstelle angekommen, kommt mein Alter, welcher diensthuende Unteroffizier (du jour) in der Compagnie war, zu mir.

„Du verfluchte Alligatorbrut,“ sprach er, hast so sehr darnach verlangt Büffel zu schießen! Gut, heute Abend sollst Du nun Deine Spunk mal zeigen. Ich habe Dich zur Fleischlieferung commandirt, obgleich die andern Kerle sich nicht viel daraus machen, einen Gelbschnabel wie Du bist, mitzunehmen. Also fort mit Dir. — Höre, schießt Du mir keinen Büffel, so gebe ich Dir ähnliche Prügel, wie damals, als Du den Sauschuß thatest; — Du weißt, ich kann's noch immer!“

Ich ziehe ab. Vor den Schlägen war mir zwar nicht bange, denn das war nur eine eitle Drohung meines Alten, aber man hätte mich ausgelacht, wenn ich, ohne einen Büffel erlegt zu haben, zurückgekommen wäre. Nachdem ich einige Zeit durch die Prairie vergebens mich geschlichen hatte — denn die sich bewegenden hohen Grashalme verriethen den Büffeln immer meine Nähe — suchte ich den Wald wieder auf, in der Hoffnung, irgend einen bei einer Quelle anzutreffen. Und ich war auch glücklich.

Auf dem grünen Ufer eines klaren Baches, unter den weit sich ausbreitenden Aesten einer Sycomore steht eine wundervolle junge und fette Büffelkuh, die sich in der frischen Quelle labte; da ihr Kopf mir ababgewendet war, so läßt sie mich auf fünfzehn Schritte nahen, ehe ich sie bemerke.

Ich knie also nieder, lege an, setze das Nachschloß und warte bis sie den Kopf aus dem Wasser hebt, um sie abzufassen. Aber als ich so warte, höre ich ein Geräusch über mir im Laube der Sycomore. Ich blicke hinauf und sehe zu meinem Entsetzen einen Panther von ungeheurer Größe, der seine glühenden Augen bald auf mich bald auf den Büffel richtet, als wenn er unschlüssig wäre, auf wen er springen sollte.

Symonds machte hier eine kleine Pause, hielt seine Nase etwas empor, und witterte zum zweiten Mal den Wind, ähnlich einem Bracken, der die Spur verloren hat.

„Hoffe nicht, daß die Rothhäute die Geschichte stören werden,“ sprach er, und schaute rings umher in den Wald hinein.

„Nur weiter, nur weiter, was thatet Ihr, als Ihr den Panther zum Sprunge bereit erblicktet?“ schrieen Mehrere ungeduldig werdend; Symonds klopfte die Asche aus seiner Pfeife, steckte sie in seine Tasche, schob ein Stück Kautabak an ihrer Statt in den Mund und fuhr dann fort.

Unwillkührlich richtete ich die Mündung meiner Büchse von dem Büffel auf den Panther ....“

Dem Tabak des Sergeanten mußte sich irgend eine fremdartige Substanz beigemischt haben, denn er nahm das Stück wieder aus seinem Munde und substituirte ein anderes. Den Zuhörern aber wurde die Zeit lang.

„Nun, was thatet Ihr?“ fragte ein junger Kerl, der ganz Ohr gewesen war.

„Ich will wetten, er schoß ihn mit einem Schusse todt,“ beantwortete sein Nachbar die Frage.

„Narr, da hätte ich ja den Büffel verloren!“ versetzte Symonds, ärgerlich über die Unterbrechung.

„Ihr schoßt also den Büffel!“ versetzte der Andere.

„Ha, ha, das wäre noch klüger gewesen. Ich wäre meinen Schuß los gewesen, und Herr Panther hätte mich ohne Gegenwehr abfassen können!“

„Nun denn, welchen von Beiden schoßt Ihr?“

„Keinen. Ich zog mich, den Panther stets im Auge haltend, leise hinter den Baumstamm, neben welchem ich stand, zurück und wartete dann ruhig ab, was er thun würde.

Lange hielt er seine glühenden Augen auf die trinkende Büffelkuh gerichtet, und schaute dann wieder auf mich, um zu sehen, ob ich auch Lust bezeige, ihn in seinem Raube zu stören. Da ich mich aber hinter den Baumstamm verkrochen hatte, so schien er mich ganz zu vergessen und all seine Aufmerksamkeit war nun auf die Kuh gerichtet. —

Endlich ward er einig mit sich selbst .... Er schaute noch einmal rings umher und wedelte mit seinem langen Schwanze .... steckte dann spionirend den Kopf aus dem Laube ....

senkte ihn wieder ... und war mit einem gewaltigen Sprunge ...."

„Alle Teufel," unterbrach sich hier der Sergeant wieder, „was mag in unsre Gäule gefahren sein? Es scheint mir, als wenn sie etwas witterten. —

„Jim, haltet Ihr auch gut Wache?" rief er darauf der Schildwach zu.

„Ja, ja!" war die Antwort von den vier Ecken der Einfriedigung, an welchen Schildwachen standen.

„Hoffe doch nicht, daß die Rothen die Geschichte unterbrechen werden!" hob Symonds wieder an, indem sein Blick noch immer besorgt auf den Pferden ruhte.

„By Jesus Christ" schwor ein Irländer „zum Teufel mit dem rothen Gesindel .... erzählt die Geschichte, ich will schlafen!"

Der Panther sprang und fiel mit dem vollen Gewichte seines schlanken Körpers auf den Nacken der Kuh, die eben ihren Kopf von dem Wasser erhoben hatte. Das arme Thier einen solchen Ueberfall nicht ahnend, sank in die Knie, sprang aber schnell wieder auf, und einer der fürchterlichsten Kämpfe, deren ich je gesehen habe, nahm jetzt seinen Anfang.

Der Panther hatte seine Hinterklauen in das Blatt der Büffelkuh eingekrallt, die Vordertatzen umfaßten den Hals derselben und mit seinen Zähnen zerfleischte er ihren Nacken, während sein Schweif in der Länge über ihrem Körper lag. Die Kuh, welche ein ängstliches Gebrüll ausstieß, stürzte, wie diese Thiere es immer beim Angriffe eines Panthers thun, mit ihm auf den nächsten Baum zu um ihn zu zerschmettern. Allein sie fügte dem Panther dadurch keinen Schaden zu, sondern warf sich selbst zu Boden; sie richtete sich jedoch jedesmal wieder empor und wiederholte dieses Manoeuvre drei oder viermal und immer mit demselben nachtheiligen Erfolge. Als sie dadurch des furchtbaren Umarmens nicht los werden konnte, dessen Zähne und Klauen immer tiefer in ihren Hals und in ihre Seiten eindrangen, stieß sie ein zweites kurzes Gebrüll aus und warf sich auf den Boden, um denselben zu erdrücken. Sie rollte sich über ihn her, so daß bald der Panther, bald sie, selber oben war .... über Baumstämme und Steine weg und durch den Bach, daß ich glaubte, dem Raubthiere müßte durch das wenigstens vierfache Gewicht der Kuh alle Knochen im Leibe erdrückt worden sein. Aber nein.

Die Bewegungen der Kuh wurden allmälig langsamer, und ihre Kräfte schwanden durch den Blutverlust, der sehr bedeutend sein mußte, da der kleine Bach, durch welchen die beiden mehrere Male sich gewälzt hatten, bereits mit ihrem Blute gefärbt worden war. Noch einen verzweifelten und letzten Versuch machte sie, um ihren Würger los zu werden. Sie richtete sich auf ihr Hintertheil um einen Satz nach vorn zu machen, wie ein Pferd sich durch ein solches Manoeuvre oft seines Reiters erledigt. Aber als sie empor gerichtet war, fehlten ihre Kräfte und erschöpft stürzte sie rücklings zu Boden und auf den Panther. Dieser vollendete jetzt in wenigen Minuten sein Werk und wand sich unter der Kuh hervor, um das warme Blut zu saugen, welches aus ihrem zerfleischten Halse strömte. Zuvor aber blickte er sich ringsum, ob nicht Jemand ihn stören könne. Und als er so mit glühenden Augen und blutgefärbten Lippen seinen dicken Kopf nach jeder Seite drehte, da that ich mein Werk.

Während des Kampfes hatte ich immer im Anschlag gelegen, damit, wenn mir die Kämpfer zu nahe kämen, ich mich selbst durch einen Schuß sicher stellen könne. Aber so nah kamen sie nicht. In dem Augen-

blicke, als der Panther nun siegreich um sich blickte, nahm ich ihn gut aufs Korn. Meine Büchse krachte .... und das Uebrige könnt ihr Alle Euch an den Fingern abzählen ..... der Panther sank im Auge getroffen neben der Kuh zu Boden.

Kaum aber hatte der Sergeant die letzte Sylbe über die Lippen, so vernahmen die um ihn liegenden Dragoner einen schwirrenden Ton über ihren Köpfen. Man sprang auf und bemerkte dicht neben dem Erzähler einen Pfeil, der einige Zoll in das Kopfkissen desselben, einen Sattel, gedrungen war. Wenn auch die Reiter durch einen solch unverhofften Angriff nicht bestürzt wurden, so brachte er doch eine augenblickliche Unruhe in dem Kreise hervor. Nur der Sergeant schien ruhig zu bleiben und bemerkte scherzhaft:

„Dachte mirs doch, daß etwas im Werke sei, gut ist es indeß, daß meine Geschichte zu Ende war."

Der Sattel, in welchen der Pfeil gedrungen war, lag in geringer Entfernung von dem Sergeanten, und doch machte dieser nicht die mindeste Bewegung, seine Stellung zu verändern. Langsam

streckte er indeß die Hand nach seiner kurzen Büchse, welche neben ihm lag, und nahm dann den Pfeil genau in Augenschein. Dieser zeigte mit seinem Schafte nach Südosten, und von dieser Richtung her mußte er auch abgeschossen worden sein. Hoskius, der ebenfalls zur Büchse gegriffen hatte, gab ihm durch einen einzigen Blick zu verstehn, daß dies auch seine Meinung sei, und Beide krochen dann auf allen Vieren unter die Bäuche der Pferde weg nach der Einfriedigung zu. Der Ausgewiesene folgte ihnen in derselben Weise.

Hier, von den aufeinandergelegten Baumstämmen beschützt, richteten die drei ihre Blicke auf die benachbarte Baumgruppe, von wo man den Pfeil geschossen haben mußte. Aber auch kein Ast, kein Zweiglein des düstern Laubwerks regte sich in der Gegend; und obgleich das Laub, welches dem Bivouac am nächsten war, wohl schwach von dem Schimmer der Flamme beleuchtet wurde, so war doch das Innere der hohen Baumgruppen in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Lange und ängstlich bewachten die drei das finstere Buschwerk, in welchem hundert Indianer verborgen sein konnten, und ungeduldig wollte Hoskius schon wieder seinen Stand-

punkt verlassen, als man ein leises, kaum merkliches Rauschen in den Blättern vernahm.

Aber auch fast zu gleicher Zeit war die Kugel aus des Lieutenants Büchse und pfiff in die hohe Kuppe hinein. Es erfolgte ein stärkeres Rauschen in den Blättern ..... und nach einigen Sekunden der Fall eines gewichtigen Gegenstandes zur Erde.

„Einen Rothhäuter habe ich doch wenigstens heruntergeholt" schrie der Lieutenant triumphirend.

Symonds, auf dessen Gesicht jetzt das Feuer schien, lächelte kundig bei diesen Worten.

Nicht einen Zoll von einer Rothhaut habt Ihr diesmal geholt, — war nur ein Zweig, den Eure Kugel abgeschlagen hat," sprach er und legte sich wieder auf die Lauer.

„Wißt Ihr nicht," fuhr er bald darauf mit unterdrückter Stimme spechend fort," daß ein Indianer, wenn Ihr ihn auch tödtlich getroffen hättet, nicht vom Baume fallen würde? Die rothen Teufel halten selbst im Tode noch fest. In Florida z. B. fanden wir nach der Schlacht bei Ocochoba ungefähr zwanzig Seminolen todt in den Aesten der Bäume hängen."

Hoskius widersprach ihm nicht, und nach vier

Stunden legten sich die drei wieder zur Ruhe, unbekümmer darumt, ob Indianer in der Nähe seien oder nicht. Das Feuer wurde mit Erde zugedeckt, damit für nächsten Morgen noch glühende Asche unter dem Mantel von Erde vorgefunden werden könne. Die Schildwachen wurden abgelößt und bald nachher war das kleine Häufchen Reiter den Armen des Morpheus übergeben.

Die Nacht verstrich ohne daß die Indianer einen Angriff auf das Lager wagten.

Die Sonne stieg aus einem Meere von Gräsern empor, und die Reiter begannen von Neuem ihren mühseligen und gefahrvollen Marsch durch die unbegrenzte Ebne.

XXI.

Um zehn Uhr, nachdem man die Spuren der Osages wieder aufgefunden hatte, welche in dem Walde, wo die Reiter übernachteten, zum ersten Male sehr schwierig zu erkennen waren, machte man Halt um den Rest des am vorigen Abend gebratenen Fleisches zu verzehren. Als Hoskius seine Taschen durchsuchte, um etwas Salz zu finden, entfiel ihm ein zusammengeballtes Stück Papier, welches der Ausgewiesene aufhob. Nachdem auch er sein Frühstück verzehrt, untersuchte er das Papier, vielleicht aus Langweile, entfaltete es und fand, daß es ein Theil einer Brochüre war, welche die neue Constitution von Texas enthielt, so wie sie dem Congreß der Vereinigten Staaten zur Genehmigung vorgelegt worden war.

Hoskius blickte über die Schultern des Ausgewiesenen und er bat sich die Brochüre wieder zurück; legte sie auf seine Knie, strich mit der flachen Hand die Falten heraus und machte den Ausgewiesenen auf einige Stellen in dieser neuen Verfassung aufmerksam.

„Seht", sprach er, mit der Spitze seines Jagdmessers die Ueberschrift und die ersten Zeilen verfolgend, „unsere Brüder sind ihrem Stamme, der anglosächsischen Race nicht untreu geworden ...... Wir, das Volk von Texas, so heißt es ja, erklären hiermit, daß alle Macht vom Volke ausgeht — daß jeder freigeborene Mann das unveräußerliche Recht hat, sich selbst zu regieren und daß keine Regierungsform oder Verfassung irgend eines Landes gesetzlich ist, die nicht vom Volke sanctionirt worden ist."

„Gut", unterbrach ihn der Ausgewiesene.

„Ferner erklären wir, daß jedes Volk ein Recht hat, seine Verfassung zu ändern, zu verbessern oder ganz zu verwerfen, wie es ihm überhaupt zweckmäßig erscheinen mag."

„Großartig!" schrie der Ausgewiesene wieder.

„Aber gebt noch ein wenig Achtung", hub der Lieutenant wieder an.

„Jeder Bürger oder Bewohner des Landes hat ein Recht, seine Gedanken und Meinungen über irgend einen Gegenstand, welcher Art er auch sein möge, auszusprechen oder durch den Druck zu veröffentlichen, und jedes Gesetz, welches nur darauf hinzielt, die Freiheit der Rede oder der Presse im Geringsten zu beschränken, erklären wir hiermit für ungesetzlich!“

„Unvergleichlich! Also schon im Voraus sichern sie sich gegen die Fesseln oder Beschränkungen, die vielleicht irgend eine Partei, wenn sie gerade in Macht wäre, der Presse auferlegen könnte.“

„Daran thun sie wohl“, versetzte Hoskius, „denn ohne freie Presse kann keine Freiheit entstehen, keine freie Verfassung gedeihen und kein Bürgerwohl aufkommen. Wo die Presse unterdrückt ist, sind die Menschenrechte noch nicht anerkannt. — Ja ich wage im Angesicht der ganzen Welt es zu behaupten: wo die Presse unterdrückt ist, existirt noch das Faustrecht!“

„Ganz richtig“, versetzte der Ausgewiesene, „und dennoch giebt es Gelehrte, die da behaupten wollen, daß eine gewisse Beschränkung der Presse

zum Wohl des Landes durchaus nothwendig sei. In meinem Deutschland haben sogar Majoritäten von ganzen Kammern Anträge um Preßfreiheit zurückgewiesen, worunter sich Leute befanden, deren Verstand und Kenntnissen man wohl Etwas zutrauen darf, ohne ihr Urtheil als erkauft verdächtigen zu können."

„Wenn ich in einer deutschen Kammer stünde, so würde ich diejenigen Abgeordneten, welche gegen Preßfreiheit aufträten, bei ihren wahren Namen nennen und sie als Verräther an sich selbst und als Verräther an ihrem Vaterlande darstellen!"

„Das wäre wohl zu viel gethan", sprach der Ausgewiesene verhöhnend, besonders da die Handlungsweise dieser Abgeordneten doch wahrscheinlich in der Verschiedenheit ihrer Meinungen beruht."

„Nein, nein! Kein vernünftiger und aufrichtiger Mensch kann diese Meinung haben, eben so wenig wie er es gutheißen würde, daß man ihm selbst, wie einem bissigen Hunde, einen Maulkorb anlege." —

„Aber leset die Verhandlungen unseres Congresses durch, ebenfalls diejenigen des englischen Parlaments und Ihr werdet unter all den verschiedenartigen Ansichten der verschiedenen Parteien nicht eine

eine einzige finden, welche Beschränkungen der Presse günstig gestimmt ist. Unter den tausend Anträgen, die seit Jahren gemacht worden, findet Ihr auch nicht einen einzigen, der Preßzwang als eine heilsame Maßregel anempfiehlt."

„Wie kommt es nun, daß Abgeordnete in Eurem Deutschland getheilte Meinungen darüber haben können?"

„Wahrhaftig ich weiß es nicht!" antwortete der Ausgewiesene aufrichtig.

„Sind etwa die Menschen bei Euch aus schlechterem Material als Lehm vom Schöpfer fabrizirt worden?" fuhr Hoskius zu fragen fort.

„Wenigstens scheint es, als wenn die Abgeordneten es wären. — Aber ich kann Euch versichern, daß an vielen Orten die Ansichten der Deputirten mit denen ihrer Wähler gar nicht übereinstimmen, obgleich sie (die Deputirten) nach richtigen Grundsätzen nicht ihre persönlichen Ansichten in der Kammer, sondern die ihrer Wähler auszusprechen haben; oder im Fall sie ihre eignen mit denen ihrer Wähler nicht in Einklang bringen können, zurücktreten müßten." — . . . .

„Aber um wieder auf die Constitution von Texas zurück zu kommen. Ich fühle mich unwillkürlich zu dem Völkchen, das sich erst freischlägt und sich dann eine solch unvergleichliche Verfassung giebt, hingezogen, und möchte gern einige der Verfasser dieser Constitution später einmal kennen lernen; es müssen durchgebildete, ja gewandte Leute gewesen sein."

„Gebildete Leute? Rohe Bauern waren es; — Kerle, die blos Speck und Maisbrod und zuweilen auch eine Hirschkeule essen, und die nicht einen Satz ohne Fluchen über ihre Lippen bringen können; Kerle, in deren Hände Ihr mit Bequemlichkeit einen Pfannekuchen backen könntet."

„Ja, diese Burschen waren es, die erst die mexicanischen Langröcke sammt ihren Candalabern, Weihrauch, Wachskerzen und sonstigem Schmier aus dem Lande jagten und dann der anglosächsischen Civilisation dafür Thür und Fenster öffneten. Solche Burschen waren es, welche die über sie eingesetzten Satrapen verjagten und der mexicanischen Serailregierung ein Ende machten, um das Prinzip, „wir sind die Regierten und wollen die Regierer sein", einzuführen ...."

„Serailregierung? mexicanische Serailregierung! was meint Ihr damit?" fragte der Deutsche.

„Ja, ja, ich sage Serailregierung; denn ob die H...n des Harems oder die Pfaffen (wie in Mexico) das Staatsruder führen, das ist einerlei! Ob ein Volk den zierlichen Schuh einer Maitresse anbeten muß oder ob der alte Sünder zu Rom den Dreck seiner plumpen Pantoffeln über ein Land abkratzt, das ist einerlei. Weiberregierung und Pfaffenherrschaft sind ganz analoge Begriffe!"

Der Lieutenant machte eine kleine Pause, bat sich dann von dem alten Symonds ein Stück Kautabak aus, und nachdem er dasselbe glücklich zu Munde gebracht hatte, fuhr er fort in der Constitution von Texas zu lesen.

„Kein Bürger oder Bewohner dieses Staates kann gezwungen werden zu irgend einem Gebäude, das zur öffentlichen Gottesverehrung bestimmt ist, gegen seinen Willen einen Beitrag zu liefern, noch irgend eine Pfarrerei zu unterstützen. — Alle Religionen, Confessionen und Sekten haben gleiche Rechte. Kein gewisses Glaubensbekenntniß soll zur Erlangung öffentlicher Aemter verlangt werden können. Die Gesetzgebung des Staates ist verpflichtet,

solche Maßregeln zu treffen, welche jedem Bürger oder Bewohner des Staates, die freie und ungestörte Ausübung seiner Gottesverehrung sichern, welcher Art sie auch sein möge."

„Leider", versetzte der Ausgewiesene mit einem Seufzer, „handelt man in meinem verlassenen Deutschland nach einem ganz entgegengesetzten Prinzip. Man nennt eine Confession, zu welcher der regierende Potentat sich bekennt, die Staatskirche, und duldet alle andern nur wenn man sie auch nicht gerade verfolgt. In Preußen, Sachsen, Baden und mehreren andern Ländern findet dies keine Anwendung, aber in Oesterreich, Baiern und in einigen kleinen Kirchspielen (wie Eure Landsleute unsere kleinen Fürstenthümer nennen) herrscht noch dieser finstere Geist. Es ekelt mich wahrhaftig, von den Zwangsmaßregeln, von der unchristlichen Behandlung zu reden, die man noch so oft in meinem Vaterlande an Solchen, welche sich von einer vom Staate protegirten Kirche lossagen, ausübt."

„Allein seit einigen Monaten ist ein Funke von Hoffnung in meiner Brust gezündet worden, denn nach den Berichten einiger deutscher Zeitungen zu schließen, soll man damit umgehen, dem größten

und blühendsten Königreiche in Deutschland eine Constitution zu geben. — Eigentlich weiß ich nicht, was ich davon halten kann, da die Leute, welche die Volksversammlung bilden sollen, von der Gesetzgebung ausgeschlossen sein werden."

Hoskins wollte eben in ein Lachen ausplatzen, als der Sergeant Symonds, der ungeduldig über den langen Aufenthalt, welchen das Gespräch der Beiden verursachte, zwischen sie trat.

„Nun gut, so laßt die Deutschen denn ruhig ihr Sauerkraut essen, wenn sie nichts Besseres haben wollen. Es ist Zeit, daß wir aufbrechen, denn sonst kriegen wir die Rothhäute in Ewigkeit nicht."

Halb ärgerlich darüber, daß er für einige Minuten diejenige, die ihm so sehr am Herzen lag, vergessen hatte, flog Hoskins wieder an die Spitze des Zuges — und die Verfolgung der Osages begann mit erneuertem Eifer.

Alle Spuren, die man fand, waren ganz frisch und verriethen durch mehrere Eigenschaften, die nur den Grenzbewohnern der Vereinigten Staaten und denjenigen Backwoodsmen bekannt sind, welche mehrere Streifzüge gegen die Rothen mit durchgemacht

haben, daß die Osages diesmal von ihren Verfolgern hart gedrängt seien.

Es mochte wohl um die dritte Stunde nach Mittag sein, als der Zug an eine Stelle des Waldes kam, dessen Atmosphäre dermaßen mit Rauch angefüllt war, daß die Reiter kaum zwanzig Schritte vor sich hinblicken konnten. Anfangs glaubte Hoskius, der Rauch rühre von einem gewöhnlichen Waldbrande her, welcher in den westlichen Staaten oft meilenlange Waldgegenden vernichtet und die Umgegend in einem Umfange von zehn bis zwölf Meilen mit Rauchwolken erfüllt. Indessen erhielt man Ursache zu glauben, daß dieser Brand, der, nach der Intensität des Rauches zu urtheilen, nicht ferne sein konnte, eine andere Ursache, als die gewöhnliche, Zufall, haben mußte, denn man bemerkte, als man weiter und dem Hauptfeuer näher kam, daß die Spuren der Indianer in dem niedergebrannten Grase und Strauchwerke sehr schwierig und zuweilen gar nicht zu finden waren.

„Die rothen Teufel haben das gethan, um uns von ihrer Spur zu bringen", sprach Symonds, der schon längst vom Pferde gestiegen war und dieses am Zügel hinter sich her leitend, emsig das Terrain

nach den Spuren untersuchte. „Aber halt, hier sind sie schon wieder aufgefunden; nur vorwärts, Kameraden!" schrie er bald nachher, „diese Richtung! Die Hunde haben ihren Zweck nicht erreicht."

Man verfolgte jetzt die von ihm bezeichnete Richtung, durch welche man sich dem Waldbrande näherte. Immer bedeutender wurden die Verheerungen, welche derselbe in dem dichten Forste angerichtet hatte, immer dicker der Rauch, welcher theils von dem an manchen Stellen noch brennenden Laubwerk und Gras herrührte. Schon stieß man hie und da auch auf lichterloh brennende Baumstämme und nach einer halben Stunde gelangte man an den Ort, wo das Hauptfeuer wüthete. Es war der Rücken eines ziemlich bedeutenden Hügels, der dicht mit Bäumen bewachsen war und vor dem sich ein kleines Thal ausbreitete, welches an der andern Seite wieder von höhern Hügeln mit sehr steilen Abhängen begrenzt wurde.

Welch ein Anblick aber bot sich den Blicken der unerschrockenen Reiter dar! — Unten glimmte und rauchte es. Die höchste Wuth des feurigen Elementes hatte zwar schon ausgetobt, aber die Zeugen

seiner verheerenden Macht, umgestürzte Bäume und Aeste lagen glühend und rauchend überall umher. An vielen Stellen hatten sich die Baumstämme, die von dem Abhange der Hügel herabgestürzt waren, schichtenweis aufeinander gethürmt und schwarzer Rauch entquoll, ähnlich dem Krater eines Vulkans, dem noch glimmenden Busen dieser Holzmassen. Der grüne Teppich, der die übrige Waldgegend bedeckte, war hier in ein schwarzes Bahrtuch verwandelt worden, und der sonst kühle Boden glühte unter den Hufen der Pferde. Ein Bach, welcher in der Länge durch das Thal floß, war durch Stämme und Aeste halb verbrannter Bäume in seinem Laufe gehemmt worden, und zischend und brausend tosten seine sonst friedlichen Fluten über die Hindernisse hinweg, als ob zürnend über den Zwang, der seinem freien Wellenschlag auferlegt worden war. Rings umher, auf den Höhen und im Thale erblickte man nur ein wüstes Chaos — während die Luft mit einem beinahe erstickenden Rauche erfüllt war, der in dichten Massen wie eine schwarze Gewitterwolke über diesem Krater schwebte und sich auch noch meilenweit durch den Wald verbreitete.

Als Hoskius über den Nacken seines Pferdes

sich beugend in das Thal hinab auf dieses Bild der Zerstörung schaute, zuckte plötzlich ein dunkler Gedanke durch seine Seele. Es ward ihm für einige Augenblicke als schnüre man seine Brust zusammen. ..... Krampfhaft hielt er die Mähne des Thieres gepackt und strengte vergebens seine Augen an, um zu sehen, ob seine Ahnung nur trügerisches Spiel seiner erhitzten Phantasie sei oder gräßliche Wahrheit .....

Julie war zum Opfer für den großen Geist bestimmt, das hatte er durch die Aussagen Chingas in Erfahrung gebracht — *und könnten die Indianer nicht diesen Ort zu ihrem Richtplatze gewählt haben?* War dies nicht ein Scheiterhaufen, groß genug für tausend Opfer?

Wie von Furien gejagt sprang er vom Pferde und rannte, wenig des glühenden Bodens achtend, in das Thal, um Gewißheit über die fürchterliche Ahnung zu erhalten, und seine Leute folgten ihm verwundert. Er durchsuchte jeden Trümmerhaufen, warf mit Hülfe seiner treuen Begleiter die schwarzgebrannten und aufeinander geschichteten Stämme umher, ob er nicht vielleicht die Gebeine der Unglück-

lichen darunter begraben finde. Ganze rauchende Haufen wurden umgekehrt und gearbeitet bis die Hitze ganz unerträglich geworden war, aber keine Spur von der theuren Leiche gefunden.

Schweißtriefend, an manchen Stellen verletzt und mit geschwärzten Gesichtern standen sie endlich von ihren vergeblichen Bemühungen ab und Hoskins, der etwas ruhiger geworden war, schwang sich wieder zu Pferde. Nicht ohne einigen Zeitverlust fand man die Spur wieder auf, verfolgte sie einige Stunden, machte dann Halt und traf ganz in der Nähe einer klaren Quelle die gebräuchlichen Anstalten zum Bivouac. Man überlegte, was die Indianer dazu bewogen haben konnte, den Wald anzuzünden, denn von diesen nur und nicht durch Zufall konnte es geschehen sein, und kam zu der Ueberzeugung, daß sie es gethan haben müßten, um ihre weißen Verfolger von ihrer Spur abzulenken, welche in den verbrannten Stellen des Rasens schwierig und oft gar nicht aufzufinden waren. Sergeant Symonds indeß, obgleich er nichts dagegen zu sagen hatte, kam die Sache dennoch verdächtig vor; er schüttelte ungläubig den Kopf und meinte, es müsse doch wohl noch einen andern Grund haben — viel-

leicht liege eine Rühr, die man erst später erkennen würde, dahinter versteckt.

Der Ausgewiesene schickte sich an, den Leuten bei der Errichtung einer Verschanzung, wie man sie am verflossenen Abend aufgeworfen hatte, behülflich zu sein, aber der alte Symonds lud ihn ein, Einer von der Jagdpartie zu werden, welche das Detachement mit Fleisch versorgen sollte; und hierauf ging der Deutsche mit Freuden ein.

XXII.

Die zur Jagdpartie ausgewählten Jäger waren ohne den Ausgewiesenen sechs in Anzahl. In diesen Prairien trifft man schon Büffel in Heerden von zwei bis dreihundert Stück an und aus diesem Grunde wurde beschlossen, eine Büffelkuh zu erlegen, weil das ihnen am bequemsten zu sein schien.

Die Büffeljagd wird von den Jägern auf zweierlei Arten betrieben. Entweder beschleicht man ihn wie den Hirsch oder das Reh oder er wird auf schnellen Pferden gejagt und man schießt ihn dann im Laufen. Die letztere Art ist die gebräuchlichste und sicherste, denn da sich der Büffel in den Prairien aufhält und sich nur selten in den Schatten der Wälder begiebt, so kann man ihm in der Prairie, da die Bewegung der hohen Grashalme ihm das

Herannahen des Jägers verräth, in Schußweite kommen. Das Beschleichen ist auch gefährlicher, weil man auf eine sehr weite Entfernung schießen muß, also Gefahr läuft, ihn blos anzuschweißen, und ein verwundeter Büffel allemal den Jäger attakirt.

Das Jagen ist wie gesagt das beste und sicherste, jedoch dürfen nur Pferde dazu gebraucht werden, die besonders zu diesem Zwecke abgerichtet worden sind.

Die sechs Reiter, welche auserkoren waren, Fleisch für den Abend zu liefern, brachten diese Weise in Anwendung. Sie waren mit kurzen Büchsen, Yagers genannt, bewaffnet, welche viel Aehnlichkeit mit der Buffalorifle haben und ihre Pferde, obgleich dieselben schon einen Tagemarsch gemacht hatten, waren noch gut und kannten ihre Pflicht.

Man brauchte nicht lange zu reiten, als man schon eine Heerde Büffel, die aus ungefähr achtzig Stück bestand, erblickte. Es wurde ein kleiner Halt gemacht und als man das Terrain jenseits der Heerde so gut wie es nur möglich war, besichtigt hatte, beschloß man, die Heerde zu umreiten, weil man glaubte, daß der Boden, auf dem man sich gegenwärtig befinde, für das Rennen der Pferde günstiger

sei. Es gelang auch theilweise, als man sich den Büffeln aber auf eine englische viertel Meile genähert hatte, welches man nicht vermeiden konnte bei dem Umreiten, geriethen sie in Aufregung, verließen ihre Weiden und entfernten sich langsam und dem Bullen, der den Zug leitete, folgend.

Die Jäger folgten ihnen zuerst in gemäßigtem Schritt, wurden allmälig rascher und gingen endlich in scharfen Trott über. Allein bald merkten die Büffel diese größere Schnelligkeit ihrer Verfolger. Der Bull an ihrer Spitze ließ ein dumpfes Gebrüll ertönen und schnaubend stürzte die ganze Heerde mit reißender Schnelligkeit davon, daß die Erde dröhnte und wie ein Sturmwind das beinahe mannhohe Gras der Prairie vor sich niedermähend. Es war ein köstlicher Anblick, wie diese Thiere dahin flogen, von welchen blos der Rücken, der bemähnte Kopf und der empor gerichtete Schweif aus dem Grase hervorragten.

Aber fast zu gleicher Zeit gaben auch die Jäger ihren Pferden die Sporen und schneller noch als die Büffel verfolgten sie die schon geebnete Bahn. Dieser Umstand, daß die entfliehende Heerde ihren Verfolgern die Bahn durch das mannhohe Gras bricht,

kommt letztern sehr zu Statten, denn der Büffel ist sehr rasch und es erheischt kein gewöhnliches Pferd, wenn man ihn einholen will.

Jeder Reiter hatte sich den Büffel, auf welchen er feuern wollte, schon ausgesucht, und als man nun nach einem kurzen, aber scharfen Rennen ganz in die Nähe der Heerde gelangt war, theilte sich dieselbe und jeder Reiter verfolgte alsdann denjenigen Büffel, welchen er sich ausgesucht hatte. Während ein solcher das Aeußerste seines Pferdes hinter einem einzelnen Thiere aufbot, zerstieb die Heerde in verschiedene Haufen getheilt nach allen Richtungen der Ebene.

Der Ausgewiesene hatte sich ein junges Thier zum Schuß auserkoren und verfolgte dies mit all dem Eifer, welchen man meistens bei bloßen Sonntagsjägern (wie man Gelegenheitsjäger zu nennen pflegt) antrifft. Er befolgte indessen diejenigen Instructionen, welche ihm die erfahrenern Jäger über diese Art Jagd gegeben hatten, ziemlich richtig. Sich fest im Sattel haltend, mit verhängtem Zügel und gespannter Büchse in der Rechten, trachtete er darnach, an die linke Seite und schräg dem Büffel gegenüber zu kommen, in welchem Falle er den besten

Schuß auf das Blatt des Thieres haben mußte. Dies schien ihm auch zu gelingen, da das Pferd, welches er ritt, gut dressirt war und seine Pflicht vollkommen kannte. Allein der Deutsche war zu hastig — er wartete nicht ab, bis er in gehöriger Schußweite kam, und auf den Büffel darf man mit den kleinen Büchsen nur von einer kurzen Entfernung (von etwa funfzig Schritt) schießen, wenn man der tödtlichen Wirkung der Kugel gewiß sein will. — Der Ausgewiesene legte an — feuerte — und verwundete blos das Thier.

Kaum hatte aber das Blei das Blut des kräftigen Büffels geholt, so senkte er wüthend seine Hörner nach dem Boden, schüttelte die Mähnen und sprang auf den verfolgenden Reiter los. Der Gaul desselben war jedoch für die Büffeljagd dressirt worden, und nahm daher, sobald er merkte, daß der Büffel nicht tödtlich getroffen war, einen gewaltigen Sprung zu Seite.

In Augenblicken von Bedeutung können oft die anscheinend geringfügigsten Umstände einer Krisis eine günstige oder ungünstige Wendung geben, oder sie auch fatal enden lassen. Hier setzte ein Sattelgurt das Leben des Ausgewiesenen aufs Spiel.

Durch den Sprung, den das Pferd nach der Seite that, brach der Gurt, der Sattel glitt über eine Seite und es stürzte der Reiter zu Boden.

Das durch die Verwundung wüthend gemachte Thier stutzte einige Augenblicke und schien unschlüssig zu sein, gegen wen — das Pferd oder den Reiter — es seine Hörner kehren sollte. Allein der Gaul ließ ihm hierzu nicht Gelegenheit, denn er war in wenigen raschen Sätzen aus der unmittelbaren Gefahr.

Nochmals wühlte der Büffel den Boden auf, ließ ein dumpfes Gebrüll erschallen und stürzte sich auf den besinnungslosen Jäger. — Aber des Ausgewiesenen Stunde hatte noch nicht geschlagen, die Parze schien mit der verhängnißvollen Scheere seinen Lebensfaden zwar schon berührt zu haben, noch sollte es ihr aber nicht erlaubt sein, ihn zu durchschneiden; denn in diesem kritischen Augenblicke krachte eine Büchse ganz in der Nähe des Ortes, wo der Deutsche gestürzt war ..... und als man ihn durch kaltes Wasser endlich wieder zur Besinnung gebracht hatte, erblickte er den Büffel todt an seine Seite gestreckt.

Solche Unfälle, wie derjenige, welcher dem Ausgewiesenen widerfuhr, fallen indeß sehr häufig vor,

und man kann die Büffeljagd im Allgemeinen als eine sehr gefährliche bezeichnen. Es erfordert eine tüchtige Kugel, um den Büffel zu tödten, auch kann man ihm nur im Laufen einen Schuß beibringen, und aus diesen Gründen müssen die Büchsen, welche man dazu gebraucht, kurz und von starkem Kaliber sein. Dadurch wird es aber wieder ganz unvermeidlich, dem gejagten Thiere so nahe wie möglich zu Leibe zu rücken, wodurch auch das Schießen unsicherer wird, indem man vom Pferde und zwar im vollen Rennen feuert.

Tödtet ihn also die Kugel nicht gleich, so springt der verwundete Büffel auf den Jäger ein, und wehe ihm dann, wenn sein Pferd straucheln oder stutzig werden sollte. Man kennt Beispiele, daß ein solchermaßen verwundetes Thier zuerst das Pferd mit seinen Hörnern zerfleischte und darauf auch dem flüchtenden Reiter nachsetzte.

Einer der übrigen Jäger, welcher zufällig in die Nähe gekommen war, in dem Augenblicke, als der Ausgewiesene feuerte, hatte ihn durch einen guten Schuß zur rechten Zeit und am rechten Fleck angebracht gerettet. Noch ein anderer Büffel war getödtet worden. Von diesem schnitt man die besten

Stücke Fleisch, den Höcker und die Keulen herunter und brachte denjenigen, welchen der Ausgewiesene getödtet hatte, ganz ins Lager.

Im Bivouac, welches wie am verflossenen Abend mit Baumstämmen bereits eingezäunt war, brannte ein herrliches Feuer und mehrere Dragoner standen mit ihren Jagdmessern und Bratspießen in Bereitschaft, um das Wild in Empfang zu nehmen und für den Gaumen zuzubereiten. Ein stämmiger Irländer stürzte sein breites Messer in das todte Thier und zog demselben die Haut ab. Für die andern Präparationen waren ebenfalls Einige in Bereitschaft, und diejenigen, die nicht mit dem Häuten oder mit dem Feuer beschäftiget waren, dienten diesen Köchen des Waldes und der Prairie als Handlanger.

Nachdem das Mahl verzehrt worden war, suchte man Ruhe. Allein diese sollte nicht so ungestört und angenehm sein, wie die der vergangenen Nächte, denn ungefähr um Mitternacht fing es an so heftig zu regnen, daß in wenigen Minuten der Raum innerhalb der Einfriedigung so durchnäßt worden war, daß Keiner an Schlaf mehr denken konnte. Alles Holz, welches man nur in der Umgegend vorfand,

wurde herbei geschleppt, um das Feuer zu unterhalten. Ein Jeder ward dermaßen durchnäßt, daß die Hitze des Feuers kaum hinreichend war, seinen Körper vor der Kälte zu schützen; und in diesem Zustande war man gezwungen bis zum Morgen zu verweilen.

Mit dem Aufgang der Sonne änderte sich das Wetter. Sie schien bleich auf das benetzte Laubwerk der Wälder, während die Reiter ihren Weg durch dieselben wieder antraten.

Die Spuren der Osages waren schwierig zu finden, denn der Regen hatte dieselben verwischt. Nach vielem Hin- und Herreden kam man endlich zur Ueberzeugung, daß es ganz vergebliche Mühe sein würde, die kostbare Zeit damit zu verschwenden, und da man vermuthen konnte, daß die Indianer die Richtung, nach welcher ihre Spuren zeigten, nicht verändern würden, so beschloß man, diese Richtung zu verfolgen, voraussetzend, daß man in der nächsten Prairie die Marken ihrer Pferdehufe wohl besser ausfindig machen würde.

Erst gegen Abend erreichte man wieder eine Prairie und Alles zerstreute sich um dieselbe über einen möglichst großen Flächeninhalt zu untersuchen.

Als schon die Sonne sich hinter den Gräsern, deren Ende man nicht absehen konnte, verbergen wollte, fand man auch Spuren. Aber welche! — Es waren nicht die Spuren einiger sechzig bis siebenzig Pferde, sondern die eines einzigen.

Erschrocken rief der Lieutenant den alten Symonds herbei und schaute ihn bedenklich an, während er mit der Hand auf die Marken deutete.

Symonds blieb eine Zeitlang sprachlos, endlich schüttelte er bedenklich den Kopf und sprach, nachdem ihn Hoskius mehrere Male zum Sprechen aufgefordert hatte:

„Dabei ist nichts Anderes zu thun, als umzukehren. Wir sind irre geführt worden von den Rothhäuten und haben seit der Zeit, daß wir die Stelle, wo der Waldbrand wüthete, die falsche Spur verfolgt. Ich traute dem Braten gleich anfangs nicht .... um diese Zeit entzünden sich die Wälder nicht so leicht. — Mit einem Wort: wir müssen zurück bis zu jener Stelle!“ —

Hoskius blickte starr vor sich hin, während der Ausgewiesene und Symonds ihn mitleidsvoll betrachteten. Dann ergriff er die Zügel seines Pferdes und schwang sich schweigend wieder in den Sattel.

— Vergebens bemühte sich der Ausgewiesene ihn zu trösten; vergebens stellte er ihm vor, daß es vielleicht noch immer nicht zu spät sei, seine verehrte Julie aus den Händen der Rothen zu retten; vergebens wandte er alle seine Beredsamkeit an, die Gedanken seines Freundes auf andere Gegenstände zu führen — Hoskius antwortete nicht und ritt ohne eine Sylbe über die Lippen zu bringen, neben dem Deutschen.

Der Ausgewiesene befürchtete aber, daß im Fall es nicht gelingen sollte, Julie zu retten, er zur selben Zeit einen Freund verlieren würde; denn Hoskius wollte sie nicht überleben — seine Liebe für Julie war stärker als für sich selbst.

XXIII.

Wir haben bereits berichtet, wie Julie von dem Häuptling Big-Snake in den Wald getragen worden war, nachdem er ihren Vater erschlagen hatte, und werden jetzt den fernern Verlauf ihres Schicksals erzählen.

Sie wurde an die Stelle, wo die Osages ihre Pferde zurückgelassen hatten, auf ein solches gehoben und auf demselben festgebunden; und als Big-Snake den Zügel des Thieres ergriffen hatte, sprengte er mit seiner Gefangenen von dannen; die Krieger folgten ihm.

Es würde vielleicht fruchtlos sein, den Zustand zu schildern, in welchem sich die arme Jungfrau während dieser Reise befand. Da den Indianern, welche ihr junges Leben dem großen Geiste opfern

wollten, erblickte sie nur Racheboten, denn obgleich sie noch nicht wußte, welches Schicksal ihr bevorstand, so war sie doch im Allgemeinen mit dem rachsüchtigen Charakter derselben wohl bekannt. Zuerst dachte sie indeß wenig an das Loos, welches ihr zu Theil werden könnte, sondern nur an das ihres Vaters, welchen sie von dem Schlage, den er mit dem Beil des Häuptlings empfangen hatte, nur besinnungslos wähnte.

Hierüber sollte sie nun bald Gewißheit erlangen. Der Morgen graute und die Osages, die Spione hinter sich zurückgelassen hatten, welche die verfolgenden Dragoner beständig beobachteten, machten Halt, um ihre Pferde etwas verschnaufen zu lassen. Big-Snake winkte einem seiner Krieger und nahm von seiner Hand einen Gegenstand, welcher der Gefangenen das schreckliche Schicksal ihres Vaters bekundete, und auf eine Weise, welche ihr Blut in den Adern stocken machte.

Dieser grauenerregende Gegenstand war der Skalp des alten Mannes, ihres Vaters. Big-Snake befestigte eine Schnur an denselben und warf sie der Geängstigten um den Hals, so daß die blutige Haut auf ihrem Schooße zu liegen kam.

Ihre Glieder zitterten bei dieser ausgesucht grausamen That — ihr Blick wurde trübe, und ohne Zweifel wäre sie vom Pferde gesunken, wenn Big-Snake sie nicht empor gehalten hätte.

„Die Krieger der Osages erschlagen gewöhnlich nur Männer," schrie er der tief Verletzten zu, „wenn die Weißen aber die Squaws der Rothen nicht verschonen, so soll das Skalpirmesser auch an die Köpfe der alten Blaßgesichter gelegt werden."

Alsdann setzte er ihr in seinem gebrochenen Englisch das Schicksal vor Augen, welches ihrer wartete. Er machte seine wenigen Worte, vermittelst Gebehrden und Gestikulationen so deutlich, daß Julie bald die schreckliche Wahrheit daraus erkannte. Obgleich sie bis jetzt noch wenig an sich selbst gedacht hatte, sondern mit Muth ihrem Tode entgegen gegangen war, so graute ihr doch vor solch einem Ende, wie die Andeutungen des Häuptlings ihr offenbart hatten. Ein Ende, herbeigeführt weder durch die Streitärte, noch durch die scharfen Pfeile der Rothen, sondern durch Martern und Qualen bewirkt unter fürchterlicher Verzögerung.

Welch schreckliche Bilder müssen nicht die Phantasie der Armen, während sie neben ihrem erbar-

mungslosen Sieger durch die Ebnen ritt, umgaukelt haben? Welch fürchterliche Qualen und Martern, welche, wie sie wußte, an ihrem zarten Körper ausgeübt werden sollten, mußte sie während dieses langwierigen Rittes nicht schon im Voraus erdulden? — Dem Tode hatte sie fest und ohne Zagen ins Antlitz geschaut, aber diese Gedanken waren zu viel. Sie ward Weib und warf sich schluchzend zu den Füßen des Häuptlings, diesmal aber nicht um das Leben ihres Vaters flehend, sondern um Gnade für sich.

Julie war schon seit dem Morgen entfesselt worden, und Big-Snake hatte sie genöthigt, ihr Pferd selbst zu lenken, wodurch der Trupp etwas rascher sich bewegte. Vier Uhr Nachmittags, ungefähr um dieselbe Zeit, als Hoskius sich mit seinen getreuen Dragonern durch die Rüsen der Indianer auf eine falsche Spur geführt sah, erblickte Julia die Hütten des Indianerdorfes, in welches wir den Leser schon einmal geführt haben, vor sich ausgebreitet. Es dehnte sich die Prairie gleich einem Ocean gen Westen aus, so weit das Auge nur reichte, in deren ungeheurer Fläche kleine Landseeen wie Perlen ausgestreut waren. Der dunkle Wald mit seinen Riesenbäumen

bildete an der einen Seite die Scheibe, während der Horizont diese unermeßliche Ebne westlich begrenzte.

Die Natur hatte hier im großartigsten Maaßstabe ihre Schönheiten entfaltet. Der Anblick, der das Herz der Armen zu jeder Zeit mit Bewunderung und Wohlgefallen erfüllt hätte, verursachte aber jetzt nur eine schmerzliche Wehmuth. — Sie verglich die Scenerie mit den Umgebungen ihrer eignen Heimath, des sonnigen Louisiana; sie sah die Jugend am Flusse spielen und dachte an die Vergnügungen ihrer eignen Kindheit. Es traten diese Erinnerungen mit so hellen Farben gemalt vor sie hin, daß sie für wenige Minuten vergaß, weshalb man sie hierhin geführt.

Man machte vor dem Wigwam des siegreichen Häuptlings Halt. Julia stieg vom Pferde und wurde der Obhut einer ältlichen Squaw anvertraut. Diese führte sie in eine unbewohnte Hütte, welche am äußersten Ende des Dörfchens gelegen war; sie brachte der Gefangenen Rindfleisch und gerösteten Mais und spreizte Häute und Pelzwerk für ihre Ruhestatt auf den Boden aus. Nachdem sie vergebens durch Zeichen die ihrer Sorge Anvertraute zum Essen genöthigt hatte, warf die indianische Matrone

noch einen mitleidsvollen Blick auf dieselbe und ließ sie allein in der Hütte, während zwei Krieger den Eingang zu derselben außerhalb bewachten.

Die Nacht brach ein, — und Julia, auf ihr einsames Lager gestreckt, versuchte vergebens, den Alles tröstenden Schlaf auf ihre Augenlieder herabzurufen, — aber kein Schlag seiner schwarzen Fittiche wollte die Angst verscheuchen, welche ihre Seele quälte. — Sie setzte sich in den Eingang zur Hütte, stützte das Haupt auf ihre Hand und schaute hinaus ins Freie, hinauf zu den Sternen, ob nicht unter den Myriaden ein Einziger ihr Trost zulächeln wolle.

Allein die Nacht war nicht geeignet, ihr diesen Trost einzuflößen. Es wehte draußen, graue Regenwolken verdunkelten von Zeit zu Zeit die glänzenden Lichter des Himmels; das hohe Gras der Prairie wogte wie die aufgeregten Gewässer des Meeres und in der Ferne vernahm man das Gebrause eines kleinen Gebirgstromes, der an dem Dorfe der Osages vorbeifloß. Unheimlich hauchte der Wind durch die Wipfel der Bäume des benachbarten Waldes und wehte der Gefangenen unheilschwanger um ihre fieberhafte Stirn.

Julia that sich Gewalt an, die finstern Ahnun-

gen zu verscheuchen. Sie versuchte verflossene Zeiten in ihre Erinnerung zurückzurufen, welche ihr Herz mit angenehmen Gefühlen erfüllen mußten. Sie dachte an den grünen Rasen, wo sie in frühester Jugend mit ihren Gespielen so manchen sonnigen Tag und kühlen Abend zugebracht hatte. Sie erinnerte sich der Zärtlichkeiten ihrer längst verblichenen Mutter, der Güte ihres Vaters, der traulichen Portico's, wo sie so manche Stunde sehnsüchtig dem Erkorenen ihres Herzens entgegen gesehen hatte. Es trat dabei das Bild des Lieutenants lebendig vor ihre Phantasie, wie sie so manche Stunde selig in seinen Armen geruht — wie er sie so innig geliebt. — Selbst jetzt noch wähnte sie seine heißen Küsse auf ihren Wangen zu fühlen. — Ihr Herz pochte, ihr Blick verklärte sich und in ihren Zügen malte sich das Entzücken, welches sie durchströmte. — Aber plötzlich durchzuckte ein Dolchstich ihr Herz, mit einem Male ward ihr zu Muthe, als sei ein erdrückendes Gewicht auf ihre Seele gewälzt. —

Dies war der Gedanke an Morgen, der mitten unter diesen lieben Bildern sie überraschte. Morgen schon sollte sie sterben — morgen schon ihrem jungen Leben entsagen, — ja binnen wenigen Stunden

sollte die kaum geöffnete Rose schon entblättert werden.

Wenn sie auch dem Tode, der ihr unvermeidlich dünkte, ziemlich gefaßt ins Auge geschaut, so brach doch die Art und Weise desselben, alle ihre Festigkeit die sie bis jetzt behauptet hatte. Und wie konnte es anders sein, als daß sie vor dem Gedanken an einen solchen Tod zitterte. Vor einem Tode, der durch die peinlichsten Martern, welche die erfinderische Grausamkeit der Indianer nur ersinnen konnte, herbeigeführt und durch ihren Scharfsinn qualvoll verlängert werden sollte.

Schon fühlte sie die schneidenden Banden womit man ihre Arme und Fußgeleken fesseln würde. Schon wähnte sie sich an den Marterpfahl gebunden und sah um ihre Richstätte den Scheiterhaufen errichten, — sie hörte die Messer schärfen .... und ihr Herz zitterte ... ihre Glieder zuckten unter dem geschärften Stahl ... ihre Muskeln schraken zusammen unter der Berührung der glühenden Kohlen .... und ihr Busen ward beengt, sie glaubte im Rauch des mächtigen Feuers zu ersticken ... die Flammen schlugen über ihrem Haupte zusammen und versengten ihr Haupthaar ..... dann hörte sie

noch das gellende Triumphgeschrei ihrer Henker — und Alles war geschehn.

Unter diesen peinigenden Gedanken, welche so lebhaft waren als Wirklichkeit, fiel die Unglückliche auf ihr einfaches Lager zurück, wo endlich Müdigkeit ihre Augen schloß und ein kurzer Schlaf sich ihrer erbarmte.

XXIV.

Wenn man die Behandlung betrachtet, welche wilde Völker ihren in der Schlacht gefangenen Feinden werden lassen, so sollte man auf den Gedanken kommen, daß ein gewisser Grad von Hang zur Grausamkeit dem Menschen eigenthümlich und angeboren sei. So ist es, trotz unserer Eitelkeit, welche das Eingeständniß dieser Schwachheit nicht zulassen mag. Rohe Völker, bei denen die Tugenden und Laster, welche der Menschheit ankleben, noch nicht durch den Einfluß der Civilisation verfeinert sind (denn auch Laster können verfeinert sein), treten damit offen hervor und machen sich eine Ehre daraus, den unglücklichen Kriegsgefangenen möglichst große Schmerzen vor seinem Tode zu bereiten, und zwar aus baarer Lust an ihren Qualen, welchen sogar die

Weiber und Kinder mit einer gewissen Wonne zuschauen. — Es ist ferner erwiesen, daß in vielen Theilen Louisianas und in Cuba, vielleicht ein Viertel der körperlichen Strafen, welche man über Negersclaven verhängt, mehr aus baarer Grausamkeit geschehn, als aus Nothwendigkeit.

Bei dem Weibe scheint dieser Hang vorherrschender zu sein, als bei dem Manne. Dies bestätigt nicht allein die Geschichte, sondern auch Beispiele aus der neuern Zeit. — Wir berühren blos die wohlbekannten Thatsachen von Giftmischerinnen, welche aus keinem andern Beweggrunde ihre Opfer mit Arsenik vergifteten, als um sich an den Qualen derselben zu weiden, und erwähnen ferner noch, daß in dem eben schon genannten Staate Louisiana die Behörden sich genöthigt sahen, Weiber einzuziehen und vor die Gerichte zu bringen, welche ihre Sklaven aus bloßer Mordlust tödteten.

Bei den Indianern tritt dieser Zug des kleinen Ungeheuers „Mensch“ am grellsten an den Tag, und vielleicht nur aus dem einfachen Grunde, weil sie offen damit sind, und diese Schwäche nicht, wie wir Civilisirte, zu verbergen suchen. Aus manchen Grün-

den ist es bei wilden Völkern zu entschuldigen, daß sie dieser Eigenschaft, die den Menschen dem Raubthiere nähert, keine Zügel anlegen, bei der civilisirten Masse aber, kann gar keine Entschuldigung Statt finden. — Und dennoch sind unsere Philosophen in neuerer Zeit mit einem Prinzip an das Tageslicht getreten, welches sich besser für die untersten Regionen des Höllenpfuhls eignet, als für die Erde. Viele unserer Gelehrten haben es gewagt, öffentlich ein System zu vertheidigen, dessen Verfechtung ihnen und der ganzen Menschheit Schande bringt. Ich meine nichts anderes, als das pensylvanische Gefängnißsystem.

In einer halb puritanischen und halb mit Quäkergeist durchdrungenen Stadt an das Tageslicht gefördert, wurde diese Idee nur darum in Ausführung gebracht, um die Verbrechen vor Verführung zu bewahren. Dabei bedachte man aber nicht, welche unseligen Folgen dieses System auf der andern Seite wieder haben würde, indem es den Menschen geistig abtödtet, ihn also nicht bessert, weil ihm der Boden genommen ist, auf welchem der Samen keimen sollte. — Es waren Leute, welche sich fürchteten, das Blut eines Capital-Verbrechers zu vergie-

ßen, weil ihre Religion es ihnen verbot (Quäker) und die nun zu diesem Ausweg griffen, wenig bedenkend, daß ein solches Isolirungssystem noch ärger ist als Mord.

Warum nicht den Körper auf einmal tödten, als ihn Zoll bei Zoll wegsiechen lassen? — Und warum noch den Geist eines solchen Gefangenen auch antasten?

Es bleibt eine Barbarei, unwürdig unserer vorangeschrittenen Zeit, und ist schlimmer und verwerflicher, als die erfinderisch ausgedachten Grausamkeiten der Indianer, von welchen wir jetzt reden wollen.

Die Strahlen der Morgensonne fielen auf Juliens Lager und erweckten sie aus ihrem fieberhaften Schlummer. Sie trat in den Eingang der Hütte und blickte hinaus. Die Wächter, welche vor demselben standen, grinseten sie an und wiesen bedeutungsvoll auf eine Gruppe alter Krieger, die sich auf dem freien Platze, wo vor einigen Tagen das Büffelfest gefeiert worden war, versammelt hatten. Sie beriethen das Schicksal Juliens. Der Prophet in

ihrer Mitte strengte sein schwaches Organ zum letzten Male an den Tod Juliens als das einzige Mittel angebend, um den zürnenden Gott zu versöhnen. Nicht eine einzige Stimme erhob sich, seine Worte in Zweifel ziehend, und nachdem man ihm die getreue Ausführung derselben versprochen hatte, wurde der Alte in seine Wigwam zurückgebracht. — Man traf nunmehr die Vorbereitungen zu dem schrecklichen Schauspiel.

In der Mitte des freien Platzes wurde ein Pfahl in die Erde gerammt und um denselben Schichten dürren Holzes aufgehäuft, und zwar in einer mäßigen Entfernung, indem man mit pünktlicher Genauigkeit berechnete, daß das Opfer durch den Rauch ersticken könne, wenn ihm das Feuer zu nah gebracht würde. Das wollte man nicht, sondern es sollte die Qual eines langsamen Feuertodes mit all seinen Schrecken empfinden. Die Squaws besorgten das Geschäft des Holztragens und die Krieger waren auf dem Rasen gelagert, die Arbeit ihrer Weiber leitend. Auch die Buben sollten an dem schrecklichen Schauspiele mitwirken und hatten auf Befehl der Krieger ihre kleinen Bogen hervorgeholt um damit die Pein der Unglücklichen zu erhöhen. Sie waren

damit beschäftiget, hölzerne Pfeile zuzuspitzen, die wohl schmerzliche Wunden verursachen, aber nicht tödten konnten. Allod hatte sogar, um die jungen Schützen zu ermuthigen, einen Preis für denjenigen Schützen ausgesetzt, der durch einen guten Schuß der Gefesselten einen Schrei entlocken würde. An einem kleinen Feuer brannte man die Spitzen dieser Pfeile an, auch wurden platte Steine dem Feuer nah gebracht und geheizt, welche man unter die Fußsohlen des Opfers zu legen beabsichtigte. Einige der Frauen waren damit beschäftigt, Riemen aus Hirschhäuten zu schneiden, um es zu binden, während Andere Keile und sonstige Instrumente der Tortur zurechtschnitzten, welche nur die erfinderische Grausamkeit der Indianer erdenken kann.

Der Morgen war trübe und unfreundlich. Die Sonne zwar schon hoch am Firmament, hatte sich durch dicke Nebelwolken beschleiert, als wenn unwillig die Gräuel, die man hier verüben wollte, mit ihren Strahlen zu beleuchten. Die sämmtlichen Weiber und Kinder des Dorfes waren um das Schaffot versammelt; ihre Blicke in ängstlicher Spannung und mit zurückgehaltenem Athem auf die hier ausgestellten Instrumente der Tortur richtend. Während

nun die Menge auf die Ankunft der Gefangenen wartete, trat Big-Snake in die Hütte, wo man dieselbe aufbewahrt hatte, um sie zum Tode abzuholen. Er machte sie in kurzen Worten mit ihrem Schicksale bekannt, und bedeutete ihr, daß jetzt die Stunde gekommen sei.

Julie hatte das Schlimmste von der Grausamkeit der Feinde ihrer ganzen Race erwartet, aber dennoch klangen die einzelnen und unzusammenhängenden Worte des Häuptlings, deren Bedeutung sie nur zu wohl verstand, wie Donner in ihren Ohren. Big-Snake bemerkte ihre Schwäche und lächelte höhnisch, denn Nichts gewährt den Indianern höhern Genuß, als wenn sie durch Martern den Muth eines Gefangenen, den sie zum Tode führen, beugen können und jedes Zeichen der Angst, welches derselbe von dem Augenblicke blicken läßt, und jeder Schmerzensschrei, den ihm die Folter seiner Henker erpreßt, wird von denselben mit Jubelgeschrei begrüßt.

Die Unglückliche beugte ihre Kniee und flehte um Gnade. Das war aber eine noch größere Freude für den Unerbittlichen, er lachte laut auf; und in der

Meinung, die Gefangene sei aus körperlicher Schwäche in die Kniee gesunken, beugte er sich zu der schluchzend zu seinen Füßen Liegenden herab, und umfaßte mit rohem Arm ihre edle Form, um sie zum Opferplatz zu schleppen. Allein Juliens Schamgefühl empörte sich gegen die Berührung, und ihn zurückstoßend, richtete sie sich stolz empor und schritt muthig auf die Stelle zu, wo sie ihr Leben enden sollte.

Sobald sie in dem Zirkel, den die Zuschauer um die Stätte gebildet hatten, angekommen war, fielen die Weiber gierig über sie her und eigneten sich ihre Kleider. Die Arme über einander gekreuzt, wurde sie nun zu der verhängnißvollen Stätte geführt, wo unerträgliche Qualen ihrer warteten und wo ein hundertfacher Tod sie umfahen sollte. Ihr langes Haar, das in üppigen Locken entfesselt bis zu ihren Füßen herabfloß, bedeckte, wie ein dunkler Schleier, ihre der gewohnten Hülle beraubten Formen. Ihr Schritt war sicher und ihr Blick, obgleich vor sich auf den Boden gerichtet, stät; als sie sich aber dem Pfahle näherte, erhob sie ihr Haupt und schaute auf die gaffende Menge. Sie erblickte die grimmen Gesichter der Krieger und die der Weiber und Kinder, auf welchen sich grausame Neugier

prägte. Sie gewahrte ganz in ihrer Nähe die furchtbaren Marterwerkzeuge und vor ihr grinseten die häßlich verzerrten Züge Big-Snakes sie an, der mit geheimer Blutlust sie betrachtete, wie ein Tiger, der eben auf seine Beute zu springen im Begriff ist, welche ihm nicht entgehen kann und der sich noch an der Angst weidet, welche dieselbe, bis seine Klauen sie umkrallt haben, empfindet. — Bei diesem furchtbaren Anblick, welcher ihren Augen überall begegnete, schien ihr Muth, den sie bisher behauptet hatte, zu schwinden, ihre Knie zitterten, Angstschweiß befeuchtete ihre Stirn und in ihren Blicken prägte sich das Entsetzen aus, welches ihre Seele empfand.

War denn keine Rettung möglich, da, wo jede Bitte, wie ein Tropfen Oel aufs Feuer gegossen, die Blutgier ihrer Henker nur noch mehr entflammte? Selbst wenn die Verzweiflung an unserm Schicksal am vollkommensten ist, wenn wir sogar klar einsehen, daß eine günstige Wendung des Unglücks, unter dessen Drucke wir ächzen und das uns zu vernichten droht, außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt, so bleibt uns doch noch mitten unter den traurigsten Aspekten ein Funken von Hoffnung,

wenn auch immer so schwach. Und an diesem hält unsere Seele fest in Augenblicken der dringendsten Gefahr, pflegt ihn, facht ihn an bis er zu einer Flamme heranwächst, sollte er auch in der nächsten Minute wieder erlöschen.

Julie dachte in diesem verhängnißvollen Augenblicke an Hoskius und damit kam auch ein Lichtstrahl in ihre Seele. Oh, wenn er jetzt seine Théure sähe, wenn er die Leiden kennte, die sie erduldet hatte und noch erdulden sollte! Wenn er nur hier wäre — und selbst wenn er auch nicht helfen könnte, so würde seine Gegenwart ihr doch die Schreckensstunden erleichtern. — Aber es war noch nicht zu spät, noch konnte er herbeieilen, um sie zu befreien.

Unwillkührlich spähte sie, durch diese Ahnung ermuthigt, am fernen Horizont, ob nicht ein Zeichen, wenn auch immer so klein, die Ankunft ihres Retters verkünde. — Aber die unermeßliche Ebne, der dunkle Wald und das Gewölbe des Himmels darüber erschienen ihr nur wie ein ungeheures Grab, aus welchem kein Ausweg sich findet. In den wallenden Prairien und am Saume des rothgestreiften Hori-

zontes erblickte ihr ängstlich forschender Blick nichts als blutige Gestalten, riesenhafte Bilder des Schreckens, die Gespenstern gleich über der weiten Fläche einherschritten ..... die sich ihr näherten .... die furchtbaren Krallen nach ihr ausstreckten .... und die gräßlichen Rachen öffneten, um sie zu verschlingen. — Immer näher und näher rückten diese Phantome! .... Schon fühlte sie ihren Odem um ihre Stirne wehen und sie ergreifen, als Big-Snake sie aus diesem beängstigenden Schwindel schreckte, indem er mit rauher Hand ihre Glieder anpackte, um sie zu binden. —

Dies war das Zeichen für mehrere andere Barbaren, welche jetzt auch ihrem Häuptlinge beistanden. Man legte aus rohen Häuten geschnittene Banden um ihren Fuß und Handgelenke und schnürte damit die Unglückliche so fest an den aufrechtstehenden Pfahl, daß dieselben tief in ihre zarten Glieder eindrangen und das Blut in dicken Tropfen herausgepreßt wurde.

Ueberwältiget von der Pein und den Schrecken mit denen sie umringt war, blickte sie noch einmal gen Himmel, ... dachte an Hoskius, schloß die

Augen und ließ dann ihr Haupt auf den kaum sich hebenden Busen sinken. Ein weit tönendes Hohngelächter, das die Barbaren dabei ausstießen, bekundete ihre Freude ob der Schwäche des weißen Opfers.

XXV.

Juliens Schwäche war indeß nur vorübergehend, sie erhob ihr Haupt wieder und faßte ohne Zagen die schrecklichen Vorbereitungen um sie her ins Auge. Die Squaws, welche seit einigen Stunden dürres Holz herbeigeschleppt hatten, häuften dasselbe jetzt zu einem Scheiterhaufen auf, in dessen Mitte der Pfahl stand, an den man das Opfer gefesselt hatte. Ein helles Feuer brannte in der Nähe, um den Haufen anzuzünden; und nachdem Alles fertig war, gab Big-Snake den Buben das Zeichen, ihr schreckliches Spiel zu beginnen.

Allein noch ehe ein Pfeil auf die Zitternde abgeschnellt wurde, noch ehe einer der Barbaren mit den fürchterlichen Instrumenten sich ihr genaht hatte, wurde die Aufmerksamkeit derselben durch ein dum-

pfes Getöse in der Ferne in Anspruch genommen. Es war einem fern rollenden Donner ähnlich, aber der Himmel war klar, so weit das Auge reichte, und lange strengten die Krieger vergebens ihre Augen an, um die Ursache desselben zu erforschen. — Schon wollte man des dumpfen Rollens nicht mehr achten und wieder mit dem grausamen Spiel beginnen, als sich Etwas in der Ferne zeigte, wohin jetzt die Blicke Aller spähend gerichtet wurden. Die Prairie am westlichen Saume des angrenzenden Waldes bewegte sich. Es war nicht die wogende Bewegung, welche der Wind, wenn er die Grashalme hin und her wiegt, verursacht. Eher glich sie der einer Heerde Büffel oder eines Rudels Hirsche, die von Wölfen verfolgt, in die Fläche sich geflüchtet hatten, in der ihre Schnelligkeit ihnen von mehr Nutzen ist, als im Walde, wo ihr Lauf oft durch Hindernisse gehemmt wird. Der Gegenstand, der sich durch das lange Gras bewegte, kam immer näher und wurde in dem Maße sichtbarer. Gespannt betrachteten die Indianer denselben und vergaßen darüber ihr schreckliches Geschäft. Auch Julie blickte mit ängstlicher Spannung nach der Gegend hin; eine geheime Ahnung sagte ihr, es müsse Hoskius sein .... ihr

Blick verklärte sich und ihr Herz pochte vor Freude. Sie hatte sich nicht getäuscht, denn bald erblickte man deutlich die Gestalten der Dragoner über dem hohen Grase der Ebene hervorragend.

Die Reiter des Lieutenants näherten sich im gestreckten Galopp, und nicht sobald hatten die Indianer sie erkannt, als sie mit gellendem Geschrei ihre Gefangene ganz vergessend zu den Waffen griffen, um die Weißen, von welchen sie keine friedlichen Absichten ahneten, zu empfangen. Die Dragoner kamen unterdeß näher und schon erkannte Julie ihren Hoskius an der Spitze. Noch einige Minuten verflossen in unbeschreiblicher Angst — dann ertönte ein lautes Hurrah .... ein Washooz .... und um sie her toste das Getümmel des Kampfes.

Die Indianer wehrten sich wacker und ihre Pfeile tödteten und verwundeten Mehrere schon beim ersten Angriff. Aber nur einmal hatten sie Zeit, ihre Bogen mit Erfolg gegen ihre Gegner zu spannen, denn diese hatten eine Cavallerie-Charge gemacht und den Haufen der Osages wie Spreu zerstiebt. Das Streitbeil und der Säbel klangen jetzt gegen einander; aber auch in diesem Kampfe waren die Rothen

bedeutend im Nachtheil, denn die gewichtigen Klingen der Reiter fielen sausend auf ihre Köpfe, während ihre Waffe, das Streitbeil, sie nicht erreichen konnte. Trotz dieser Nachtheile ergaben sich die Osages weder, noch wählten sie die Flucht, sondern fochten Hand zu Hand gegen ihre überlegenen Gegner.

Der heiße Kampf, der von Seiten der Rothen mit Verzweiflung geführt wurde und von den Reitern, die ihrem Befehlshaber, Hoskius, persönlich sehr zugeneigt waren, mit einer Erbitterung, die an Wahnsinn grenzte, wüthete rings um den Pfahl, an welchem Julie befestigt war, die jetzt mit bangen Blicken einen der Kämpfenden verfolgte, der sich mit furchtbarer Wuth Bahn zu ihr heran brach. Es war Hoskius. Die Schläge seines Säbels fielen dumpf auf die entblößten Köpfe der Indianer, daß das Blut der Getroffenen ihr Gesicht bespritzte. An dieser Stelle wehrten sich die Rothen wie Verzweifelte, denn Big-Snake selbst mit den Ausgesuchtesten seiner Krieger focht hier. Mehrmals schon hatte Hoskius einen Hieb nach ihm geführt, dem aber der gewandte Häuptling immer geschickt entwich.

Indessen mußte der Kampf doch bald ein Ende nehmen, da die Ueberlegenheit der Reiter über die Osages zu bedeutend war, als daß letztere ihnen lange hätten Widerstand leisten können. Viele Krieger lagen schon todt oder schwer verwundet am Boden, während der Lieutenant sich immer dem Pfahle näherte, wozu ihm der Häuptling jeden Fußbreit streitig machte. Endlich war er nur noch zwei bis drei Schritte von demselben entfernt und schon lächelte ihm die schöne Gefangene dankend entgegen. Zur selben Zeit befand sich Big-Snake zwischen zwei Dragonern, welche von zwei Seiten ihre Hiebe nach ihm richteten. Man rief ihm zu, sich zu ergeben — aber nein, er wollte dem Kampfe nicht entsagen. Das Beil in der einen und das Messer in der andern Hand, hieb und stieß er wüthend auf die Reiter ein, durch seine eignen raschen Bewegungen aber ihren Hieben und Stößen stets ausweichend. Da erblickte er den Lieutenant wie er vom Pferde gesprungen war und den Säbel erhob, um die Banden, welche die nun Gerettete noch fesselten, zu trennen. Ein dämonisches Lächeln zog sich für wenige Augenblicke über seine Züge ... seine Augen flammten ... und plötzlich schoß er schnell wie ein Pfeil unter dem

Bauche eines Pferdes durch, das zwischen ihm und der Gefangenen sich bäumte .... war im Nu an Juliens Seite und hatte in der nächsten Sekunde sein Messer erhoben, um den Busen des Opfers zu durchbohren.

Wie wenn ein Gewitter, welches lange drohend am fernen Horizont geschwebt hat, plötzlich den Inhalt seiner unheilschwangern Wolken auf die ächzenden Fluren entladet .... so sausete der Säbel des Lieutenants durch die Luft .... fiel klingend auf den Schädel des Häuptlings und streckte ihn leblos zu den Füßen des Siegers.

XXVI.

Ungefähr neun oder zehn Tage nach der glücklichen Rettung Juliens, saß diese in schwarzen Flor gehüllt in demselben Zimmer, in welchem sie in jener verhängnißvollen Nacht von den Osages überrascht worden war. Obgleich sie sich zur Zeit vollkommen wohl befand, so verrieth doch eine Todtenbläſſe, die ihre sonst mit dem Teint der Gesundheit gefärbten Wangen überzog, daß die ungeheure Angst und die geistigen und körperlichen Leiden, welche sie hatte erdulden müssen, nicht spurlos an ihr vorüber gegangen waren. Hoskius hatte sie seit ihrer Rettung nicht verlassen und seine Wohnung in dem Hause des Arztes aufgeschlagen, wo durch den plötzlichen Tod desselben einige Zimmer zu seinem Gebrauch leer geworden waren. Vor dem Hause stand eine

Schildwache, die man aber nicht zum Schutz hierhin postirt hatte, sondern weil über Hoskius seit seiner Rückkunft Untersuchungs-Arrest verfügt worden war. Hiermit hatte es indessen nicht viel auf sich, denn es geschah blos der Form halber, und der Lieutenant wurde, nachdem er eine Entschuldigungsnote an den General geschrieben hatte, wieder in Freiheit gesetzt.

Julie saß neben einem Bette, auf welchem der schwer verwundete Chingas, der seit ihrer Abwesenheit sich gar nicht gebessert hatte, eingeschlummert war. Chingas, dessen unglückliche Liebe zu Julien ihn zum Wahnsinn gebracht, hatte durch das Streitbeil eines seiner früheren Cameraden in dem Augenblicke, da er Big-Snakes Sieger geworden war, eine Kopfwunde empfangen, wozu die Aerzte der Garnison bedenklich die Köpfe schüttelten. Allein die Constitution und der Gesundheitszustand des Indianers waren so gut, daß trotz der Tiefe der Wunde und der gefahrvollen Stelle seine Genesung wohl dennoch stattgefunden haben würde, wenn der Zustand seines Gemüths auch in demselben Grade gut gewesen wäre. Aber an seinem Herzen nagte ein Wurm.

Diese unglückliche Leidenschaft für die Weiße, deren Bild ihn so lange verfolgt, in den Wäldern und Prairien, das er in dem klaren Spiegel der Bäche und in den Lüften erblickte, das ihm in den traulichen Wigwam und in den unabsehbaren Jagdrevieren stets zur Seite gewesen war; diese Liebe zu Julien, für welche er seine Freunde, Verwandte, Jagd- und Kriegsgefährten verlassen, für welche er gegen die angestammten und heiligen Gebräuche seiner Religion sich schwer versündigt hatte, und für welche er in den Tod gegangen war — diese Liebe, von welcher selbst Julie, für die sein Herz schlug, nichts wußte, hatte seine Genesung aufgehalten. Zu dem Wundfieber, womit er behaftet war, hatte sich ein zweites Fieber, die ungeheure Aufregung, in welcher ihn seine unselige Leidenschaft erhielt, gesellt. Nachts schweiften seine Gedanken in seinen wohlbekannten Jagdgründen, wo er sich bald bei einer kühlen Quelle an Juliens Seite sitzend wähnte, bald seine Verehrte von tausend Gefahren umgeben unter seinen rohen Kameraden sah. Er wußte nun ihre Noth und konnte doch nicht helfen.

Tages grübelte er über die Ereignisse, durch welche er aufs Lager geworfen war. Er berechnete

alle Chancen für und gegen die Rettung des Gegenstandes seiner Liebe, der jetzt in einer so drohenden Gefahr schwebte. Und nachdem er überschlagen hatte, wie weit der Häuptling mit seiner Gefangenen gelangen könne und ob Hoskins ihn einholen würde, ehe jener Gelegenheit gehabt habe, sein Vorhaben an der Weißen auszuüben, pflegte er sich in Verzweiflung auf seinem Lager umherzuwälzen, denn er selbst konnte vielleicht am besten beurtheilen, daß es für den Lieutenant beinahe ein Ding der Unmöglichkeit sein müsse, Julie aus den Händen ihres Entführers zu befreien. — Dann klagte er sich selbst an. Er hätte sie ja retten können, wenn er sich nicht von seinen schwärmenden Gedanken hätte fortreißen lassen, die ihn auf einen Irrweg führten, wodurch der Zeitpunkt, Julien vor der ihr drohenden Gefahr zu warnen, verloren ging. Sich selbst verwünschend überließ er sich dem rasendsten Schmerze, wollte keine Speisen genießen und riß mehrere Male die Bandagen weg, die man ihm angelegt hatte. Zum Glück waren stets Wärter in seiner Nähe gewesen, deren schnelle Hülfe ihn vor Verblutung rettete. — Als aber endlich Julie wohlbehalten in Fort Gibson mit ihrem Retter wieder eingetroffen war, als sie ihr

liebevolles Antlitz über Chingas Lager beugte und eine Zähre der Rührung auf seine abgehärmten Wangen fallen ließ, trat ein plötzlicher Wechsel in dem Benehmen des Indianers ein. Aber obgleich er von dieser Zeit an ruhiger zu werden schien, so konnte ein schärferer Beobachter doch bemerken, daß die Veränderung in der Gemüthsstimmung Chingas keineswegs eine günstige sei. Zuvor hatte er wild gerast und jetzt war er mit einem Male anscheinend gefaßt, wenn auch nicht heiter geworden. Wenn man ihn näher beobachtete, so gewahrte man in seinen Augen ein unheimliches Feuer, das von der Glut zeugte, die sein Innerstes verzehrte, und deren Lodern zwar augenblicklich etwas gedämpft, aber durchaus noch nicht erstickt worden war. Chingas scheinbare Ruhe glich jener Stille, die einem schweren Gewitter voranzugehen pflegt, die sich aber bald in furchtbaren Sturm verwandelt.

Julie war von dem auffallenden Betragen des verwundeten Indianers während ihrer Abwesenheit in Kenntniß gesetzt worden und, durchaus nichts von der geheimen Leidenschaft des stillen Dulders ahnend, schrieb sie seinen tiefen Schmerz lediglich seiner Dankbarkeit für die ihm vor Jahren gewor-

dene Pflege zu. — Wieder wie damals wachte sie nun bei dem Krankenbette des indianischen Kriegers, versuchte ihn zu trösten und erwies ihm alle Liebesdienste, die man einem Leidenden nur zu Theil werden lassen kann. Nicht allein zufrieden damit, daß sie ihm alle nur erdenkliche Pflege angedeihen ließ, versuchte sie es auch, ihn zu unterhalten, und dabei wurde es ihr denn bald klar, daß Chingas nicht blos körperlich leide.

An dem Tage, von welchem wir sprachen, saß sie an seiner Bettseite und horchte aufmerksam auf die unzusammenhängenden Worte, welche der Indianer in seinem Paroxismus ausstieß. Allmälig wurden sie jedoch seltener, in dem Maße wie der Indianer ruhig zu werden begann. Endlich erwachte er und richtete seine feuchten Augen auf seine schöne Pflegerin.

„Wovon träumte Chingas? sein Traum war unruhig", fragte sie ihn.

Chingas staunte sie eine Zeitlang an, als wenn er die Worte nicht begriffen hätte, und erst als sie die Frage wiederholt hatte, hub der Indianer in einem schwermüthigen Tone an. Sein feuchtes

Auge war während er sprach traurig vor sich hin gerichtet und nur zuweilen blickte er auf Julien.

„Der große Geist hatte mich abgerufen, träumte ich, um die schlechten Jagdreviere gegen die bessern und ewig grünen zu vertauschen. Ich nahte mich dem Walde des Donnergottes, um meine Wigwam in demselben aufzuschlagen, als in einem Passe, der zu demselben führt, eine Stimme mir gebot, still zu stehen und den Hain, wo der Bogen des Jägers nie erschlafft und sein Pfeil nie stumpf wird, nicht zu betreten. Betrübt frage ich um die Ursache dieser Zurückweisung, indem ich dabei bemerke, daß ich die Pflichten, die der große Geist durch seine Propheten von uns verlangt, stets Genüge geleistet, sowie die gebräuchlichen Opfer ihm jeder Zeit dargebracht habe. Aber ein weit tönendes Hohngelächter erschallt mir entgegen und dann die Worte:

„Chingas ist nicht würdig, die ewig grünen Jagdreviere zu betreten, denn er hat sich mit den Feinden seiner Nation, mit den Feinden des Donnergottes verbündet!"

„Ein furchtbarer Wind erhebt sich und führt mich von dannen, durch Wälder und Fluren, über

Seen, Flüsse und Bäche, ohne daß es mir möglich wurde, festen Fuß zu fassen. An dem Saume eines schönen Waldes, der an eine Prairie grenzte, die sich bis ins Unendliche erstreckte, legte sich der Wind, und bis zum Tode ermüdet, sank ich auf den Rasen der Halde. Allein Ruhe konnte ich nicht finden; beständig tönten mir die Worte: „Chingas hat sich mit den Feinden seiner Nation verbündet", ins Ohr und jagten den Schlummer von meinen müden Augen. — Ich raffe mich wieder auf und streife von Neuem durch die Fluren, denn beständig jagt mich mein eigner Schatten, weil ich mich nicht rein fühlte von der Beschuldigung, die mir die Stimme gemacht. Endlich nach mehreren Tagen des Umherirrens fängt der Hunger an, mich zum Bewußtsein zu bringen. Wild gab es in Menge, und ich spanne meinen Bogen um ein Reh, das zahm ganz in meine Nähe kam, zu erlegen. Zu meinem Erstaunen jedoch fliegt mein Pfeil nach einer dem Ziele ganz entgegen gesetzten Richtung hin. Anfänglich schreibe ich dies Mißgeschick meiner Aufregung und Ermüdung zu und thue einen zweiten Schuß nach einem andern Stück Wild, das mir bald darauf zu Gesicht kam; aber auch diesmal tritt derselbe Fall wieder

ein, indem mein Pfeil mehr als hundert Schritt das Ziel verfehlt. Außer mir vor Schrecken werfe ich mich auf den Rasen und flehe die Hülfe des Donnergottes an, erhalte aber nur dieselben verhängnißvollen Worte zur Antwort. Nach hundert Rehen und Büffeln schieße ich im Laufe mehrerer Tage, aber immer nur mit derselben Erfolglosigkeit."

„Der Hunger, der schon seit einigen Tagen genagt hatte, fängt nun an mit furchtbarer Pein meine Eingeweide zu durchwühlen. Auch konnte ich kein Wasser finden, um meine brennenden Lippen zu benetzen. Unter den furchtbarsten Qualen, die je ein Mensch erduldet, bringe ich viele Tage zu — beständig mir den Tod wünschend, ohne daß ich ihn finden konnte, denn ich war ja in den überirdischen Gefilden. Täglich vermehrten sich meine Leiden und immer noch ertönte die Stimme, die mir spottend jene Worte zurief."

„Endlich, nachdem ich die dritte Nacht in dieser schrecklichen Lage zugebracht hatte, erschien Rettung. Eine Jungfrau trat hinter dem moosigen Schleier einiger Lebenseichen hervor und reichte mir ihre Hand."

„Armer Krieger, sprach sie mitleidsvoll, hast genug erduldet, folge mir!“

„Diese Jungfrau war eine Weiße und von unvergleichlicher Schönheit. Ich folgte ihr und sie führte mich auf kurzen Wegen aus diesen Wäldern zurück in meine eigne Wigwam und unter meine Brüder, die ich für immer verlassen zu haben glaubte.“

„Als ich mich staunend wieder in meiner Hütte sah, wandte ich mich zu der schönen Weißen, um ihr zu danken und bat sie, meine Wigwam mit mir zu theilen. Sie lächelte mich an und verließ meine Hütte.“

„Seit der Zeit mag Chingas den Bogen nicht mehr spannen, noch das Schlachtbeil schwingen — seine Freuden sind dahin und es wäre besser für ihn ....“

„Aber sah Chingas die Weiße nie wieder?“ sprach Julie gerührt, indem sie einen Versuch machen wollte, ihn zu trösten.

Chingas machte eine lange Pause, denn seine Zerknirschung erstickte seine Sprache.

„Ja, ja“, versetzte er endlich mit Schmerz, „ich habe sie oft gesehen ..... geliebt .... und dennoch wird sie sich nie des armen Chingas erinnern. Ihre Liebe ist einem andern zugewandt, einem bessern als dem verlassenen Indianer!“

Unter diesen Worten bedeckte er sein Gesicht mit den Händen, Julie aber beugte sich über ihn, denn ihre Aufmerksamkeit war schon seit geraumer Zeit durch einen Gegenstand gefesselt worden, auf den der Indianer bis jetzt unverwandt seine Blicke geheftet hatte. Kaum traute sie ihren Augen .... doch es war so ... sie erblickte ihr eignes Portrait.

Also sie selbst war der Gegenstand an welchem der Unglückliche so lange gehangen, sie selbst war die Ursache seines Kummers! — Julie verließ das Zimmer in unaussprechlichem Schmerze und gab ihrer Rührung in einer Flut Thränen Luft.

Als sie aber nach einer halben Stunde zum Lager des Patienten zurückkehrte, fand sie den Indianer bewegungslos; sein Kopf war vom Kissen geglitten und sein Antlitz trug die Zeichen des Todes. Seine Binden lagen am Boden und ein Strom

Blut floß über die weißen Dielen des Zimmers. — Chingas, dem das Leben zuwider war, seitdem er Julien geliebt, hatte sich selbst den Tod gegeben durch Abreißen seines Verbandes.

XXVII.

Noch am selben Tage war die sämmtliche Besatzung des kleinen Forts auf einem Platze vor den Gebäuden versammelt worden zu dem Zwecke, ihr die Verhandlungen und Erkenntnisse eines unlängst constituirten Kriegsgerichtes zu publiciren. Von diesem Kriegsgericht war auch Lieutenant Hoskius zu der gelinden Strafe verurtheilt worden, den commandirenden General (Arbucle) wegen des Dienstvergehens oder vielmehr Ungehorsams, den er sich zu Schulden hatte kommen lassen, schriftlich um Entschuldigung zu bitten.

Nachdem das letzte Erkenntniß vorgelesen worden war, ließ der General die Truppen einige Evolutionen ausführen, die indessen nicht viel besser von Statten gingen, als die ersten Uebungen roher

Rekruten. Alles lief zuweilen, wenn es z. B. hieß in Sectionen oder Compagnien zu brechen, wild durch einander, bis man mit vieler Mühe die Linie durch Ablesen der Namen u. s. w. wieder hergestellt hatte. Oft wurde aus der Schlachtlinie ein Knäuel, der auf ähnliche Weise wieder aufgelöst werden mußte. Für die Wälder und Prairien sind die amerikanischen Truppen ganz gut. Sie verstehen es besser als andere, die Spuren der Indianer zu entdecken und zu verfolgen; sie wissen sich durch die schwierigsten Gegenden durchzuwinden; Richtungen nach der Sonne oder dem Taschencompaß zu halten; Brücken über Flüsse zu schlagen und in unglaublicher Schnelligkeit Boote anzufertigen, um Lebensmittel u. dergl. zu transportiren. Allein vom Exercitium kennen sie wenig oder gar nichts. In Gegenden, wohin keine Provisionen geführt werden können, verschaffen sie sich Fleisch vermittelst ihrer Büchsen und Musketen, und campiren ganze Monate hindurch ohne Zelte in der Prairie oder in dem Walde, wobei sie dennoch jeden Tag ihre funfzehn bis zwanzig Meilen durch die wildesten Gegenden zurücklegen ohne besondere Beschwerden. Allein an Disciplin mangelt es unter den Regimentern, die im Westen

stationirt sind, oft so sehr, daß das Wort der Offi- ciere gar nichts mehr gilt. In den Festen wird dann gewöhnlich die Mannszucht, welche während eines lang anhaltenden Streifzuges verloren gegan- gen ist, so gut wieder hergestellt wie möglich.

Der General hatte, wie eben berichtet, diese Ge- legenheit wahrgenommen, einige Manoeuvre durch- zumachen, womit es ihm schlecht gelang. Er com- mandirte deshalb, sobald die Offiziere die verschiede- nen unordentlichen Haufen wieder in Reih und Glied gebracht hatten, „Gewehr beim Fuß“ (order arms) und dann „Präsentirts Gewehr.“

Während dieser Zeit hatte sich der Front gegen- über und vor dem vor der Front stehenden Comman- deur seitwärts ein Hause von etwa sechzig bis sieben- zig Bürgern gebildet, welche die Neugier, den unge- wohnten Paradetanz zu schauen, aus den umliegen- den Colonien herangezogen hatte. Einige alte Far- mer, die dem Bataillone ferner standen, schüttelten bedenklich die Köpfe, denn das Schauspiel, welches hier vor ihren Augen entwickelt wurde, gefiel ihnen nicht — es war ihnen zu militairisch oder, um in der Ausdrucksweise ihrer Nation zu reden, es roch zu sehr nach monarchischen Institutionen. Die

Amerikaner wollen kein großes stehendes Heer, indem sie dadurch für ihre freie Verfassung befürchten, sondern nur so viele Soldaten wie hinreichen, ihnen die lästigen Rothhäuter an der Grenze vom Leibe zu halten. Aus diesem Grunde sehen die Männer alles Gepränge des Militairs sehr ungern, indem sie darin den Uebermuth der Offiziere zu erkennen glauben.

„Wozu dienen so viele Müßiggänger", sprach einer dieser Bauern zum andern, „die Hälfte dieser Kerle wäre genug, um die Indianer im Zaume zu halten. — Wahrhaftig, wenn unser Repräsentant für Congreß nicht bei der nächsten Session einen Antrag um Reduzirung des stehenden Heeres einbringt, so soll er meine Stimme nicht mehr bekommen."

„Habt ganz Recht", erwiderte ihm der Angeredete, „eben so denken noch viele andere Gutgesinnte in unserm Staate. — Wozu sollen wir so viele Faulenzer dulden? denn diese Burschen hier thun den ganzen Tag hindurch nichts anderes, als Pfeifenerde auf ihr Lederzeug schmieren, Whiskey trinken und schlafen."

„Gentlemen! ich merke, Ihr seid noch ein Stück

von dem alten harten Klotze „Independence“, zu dem die Brittischen keinen Keil hart genug finden konnten!“

Diese Worte waren von einem Manne ausgestoßen, der hinter den Beiden stehend ihr Gespräch überhört haben mußte. Derselbe hatte gerade in ihrem Sinne geredet, und deshalb wandten sich die zwei um den Fremden, denn das schien er ihnen zu sein, zu begrüßen.

„Gebt ein Wenig Acht und Ihr sollt sehen, wie ich den Hochmuth dieser Narren in ihren Epauletten mäßige“, fuhr der Fremde den Gruß erwidernd fort, „ich werde ihnen eine Dosis reichen, die wirken soll wie ein Eimer kalten Wassers — nämlich a bit of civil law (ein Bischen Civilgesetz).“

Der Fremde richtete nun seine Schritte auf die Mitte der Front des Bataillons zu, zwischen derselben und dem commandirenden Offiziere seinen Weg nehmend. Da er eine höchst sonderbare Erscheinung darbot, so müssen wir ihn etwas näher betrachten.

Er war mit einem blauen Frack bekleidet, der schon wenigstens fünf oder sechs Jahre gute Dienste geleistet zu haben schien und dessen messingene Knöpfe

schon längst Politur und Ansehen verloren hatten. Unter diesem Frack, der noch nach dem altfränkischen Schnitte, sehr lang und spitz gemodelt war, drängten sich ein Paar Inexpressibles hervor, die aus gelbem Nankin bestanden und eng an die schmächtigen Schenkel des Besitzers sich anschlossen, übrigens aber ihm nur bis zu den Knöcheln reichten. Eine Weste trug der Mann nicht, wahrscheinlich um sein Hemde zu zeigen, welches sehr fein und gut gewaschen und geplättet war. Statt des Halstuches hatte er ein schwarzes seidenes Band, von ungefähr zwei Zoll Breite, zu dem Zwecke, den Kragen vorne zu befestigen, umgewunden. Sein Hut war in jämmerlichem Zustande, sehr abgetragen und unmittelbar oberhalb des Randes, vorne, hinten und an den beiden Seiten mit kleinen Löchern versehen, die der Besitzer zum Durchlassen der Zugluft für den Sommer hinein geschnitten hatte; der Deckel des Hutes war eingedrückt und kaum noch geeignet, Regen von dem Haupte, welches er bedecken sollte, abzuhalten. Die Fußbekleidung desselben entsprach seiner ganzen übrigen Kleidung: seine Stiefeln hatten seit Monaten keine Wichse gesehen. Mit einem Wort: man würde ihn in Deutschland für einen Handwerks-

burschen aus dem vorvorigen Jahrzehnt angesehen haben.

Dieser Mann im blauen Frack, der es wagte, zwischen dem commandirenden General und der Front seiner Truppen einherzuschreiten, hatte, während er keck auf die Mitte der Front losging, ungeachtet des Zurufs vom General, sich zurück zu begeben, seine linke Hand in die linke Tasche des erwähnten Fracks verborgen, aus der rechten Tasche desselben aber guckte eine mächtige Rolle Papier, an deren Ende man die Worte: „United states of America", erblickte.

Der General wurde leichenblaß vor Wuth und schrie dem Manne im blauen Frack zu, sich zu entfernen. Aber ohne auch nur einen Fußbreit von seinem Pfade abzuweichen, setzt dieser seinen Weg fort bis er in die Mitte der Linie gelangt war; hier aber bleibt er stehen und blickt forschend in die zwei Glieder, als wenn er Jemanden ausfindig machen wollte.

Der General, welcher, außer sich vor Wuth, mittlerweile auf ihn los gelaufen kam, schwang den Degen, um dem vermeintlichen frechen Vagabunden eins mit der flachen Klinge zu versetzen. Aber auch

in demselben Augenblicke schien der Mann im blauen Frack denjenigen, den er suchte, gefunden zu haben, denn mit den Worten: „im Namen des Gesetzes, Ihr seid mein Gefangener“, legte er seine Hand auf die Achsel eines Offiziers und zog ihn einige Schritte aus dem Gliede. Dieser Offizier war Capitain Moor.

Der General ob so viel Dreistigkeit läßt erstaunt den Degen sinken und schreit dem Verwegenen zu:

„Wer seid Ihr? was wollt Ihr?“

Der Mann im blauen Frack beschaut den General gleichgiltig von Kopf zu Füßen und antwortet ganz nachlässig, mit einer Hand den Capitain beim Rockkragen festhaltend und mit der andern das schon erwähnte Papier hervorziehend:

„Mein Name ist John Piper, Constabel und Deputy-Sheriff von van Buren County (Arkansas). — Was Eure andere Frage betrifft, so will ich blos meine Pflicht erfüllen, indem ich hiermit Einen, Namens William Moor, Capitain der Vereinigten Staaten Armee arretire, auf den Grund eines Indictments, das bei dem Distrikt-Gericht gegen ihn schwebt.“

Der Konstabel, nachdem er sich zu erkennen gegeben hatte, entfaltete nun als Beweis seiner Aussage die Rolle Papier und und las das ungefähr folgendermaßen lautende:

United States of America

State of Arkansas

We do hereby authorise all authorities, civil and military, sheriffs, Constables and all other persons to whom it may concern, to aprehend the body of William Moor a Captain of the United States army who is charged with having conspired against and having attempled to take the life of one, Griffith, a teacher of the gospel. — The named authorities are directed to bring the said Captain before me, judge of the District Court, or to surrender him to the safe custody of the county Sheriff. All citizens of this and of the United States, likewise all other persons and inhabitants particularey those belonging to the military of the United States are required to give, when called upon, such help and succour to the civil authorities in the apprehension

of the said Captain Moor, as is compasible with the laws now in force in this state.

N. N.

Judge of the District Court.

Given in the year of our Lord ......
and in the year of the independence
of the United States of America
the ....

N. N.

Clerk of the District Court.

Zehnfach war das Erstaunen und der Aerger des Generals als er plötzlich einen seiner Offiziere auf solche empörende Weise aus Reih und Glied geholt sah. Wäre der Constabel zu ihm gekommen und hätte ihm (dem General) davon Anzeige gemacht, oder hätte er den Capitain zu irgend einer andern Zeit, als während der Parade arretirt, so wäre die Sache nicht halb so ärgerlich gewesen, aber ihn ohne Weiteres allen militairischen Gesetzen Hohn lachend, aus Reih und Glied zu holen, das empörte den alten General dermaßen, daß er sich für eine Zeitlang selbst nicht mehr kannte. Außer sich, den Degen einsteckend, schrie er einigen Unteroffizieren zu, den Fremden von

der Front wegzubringen, hinzusetzend, daß wenn er Amtsgeschäfte zu verrichten habe, er solche nach der Parade thun könne.

Mehre Sergeanten machten Miene, diesen Befehl zu vollstrecken; allein der Mann im blauen Frack blieb gefaßt und trat den sich ihm nahenden Soldaten, noch immer den Gefangenen beim Kragen festhaltend, entgegen.

„Leute," sprach er, „bedenket was ihr thut! — Derjenige, der einen Civilbeamten in der Vollstreckung seiner Pflicht hemmt, soll mit der Strenge der Gesetze heimgesucht werden. Bedenket, daß das Militair den Civilbehörden unterthan ist, und daß ihr, wenn die Befehle eures Obern ungesetzlich sind, sie nicht zu vollziehen braucht. Laßt mich also meine Pflicht thun, wozu ich von meinen Behörden angewiesen worden bin."

Unter diesen Worten entfernte er sich langsam mit dem Gefangenen, ohne daß die Soldaten es wagten, einen Mann zu berühren, der zwar nur mit einem abgetragenen Frack, aber auch mit der Macht der Gesetze bekleidet war. Der General wiederholte zwar seinen Befehl, aber die Serganten schüt=

telten bedenklich die Köpfe und leisteten ihrem Vorgesetzten, der, wie sie wohl wußten, nicht im Stande sei, sie vor der Ahndung der Civilgerichte zu schützen, keinen Gehorsam. Das bewirkte die Macht des Gesetzes.

In Deutschland würden die Söldner bei einer ähnlichen Gelegenheit (wenn überhaupt ein Civilbeamter es wagen sollte, einen Offizier vor der Front seines Corps zu arretiren), sich nur nach den Befehlen ihrer Obern gerichtet, um die der Civilgewalt sich aber wenig bekümmert haben, gegen welche sie auch, wenn die Offiziere es verlangen sollten, opponirt hätten. Wie schädlich es ist, daß man die Militairpersonen nur allein von ihren Obern abhängig läßt, davon haben wir in der letzten Zeit in Deutschland schon wieder traurige Erfahrungen gemacht.

Wir haben wiederholt erlebt, daß unschuldige Opfer auf Befehl eines beschnurrbarteten Anführers von Miethlingen gefallen sind, eines Menschen der so wenig Gefühl für seine Mitmenschen hat, als der Stahl, der mit Bürgerblut befleckt, wie ein scharfes Messer in den Händen eines Wahnsinnigen, an seiner Seite hängt.

Wie lange soll es denn bei uns noch dauern, daß jeder beliebige Grenadier den Code-Civil an das Bayonett spießen kann. Wie lange wird es dauern, bis wir eine Verfassung erhalten, deren Bollwerk die Brust eines jeden Bürgers ist, und nicht Musketen!

XXVIII.

Der Constable ging mit seinem Gefangenen auf die Gruppe von Colonisten zu und forderte zwei davon im Namen des Staates auf, ihm bei dem Transport desselben hülfreiche Hand zu leisten. Diese holten dann auch unverzüglich ihre Büchsen herbei, schwangen sich auf ihre Gäule, und begleiteten den Vollzieher des Gesetzes und seinen Delinquenten nach dem fünfzig englische Meilen entlegenen Städtchen van Buren. Allein es wurde noch ein anderer Gefangener dem Capitaine beigesellt, und dieser war der reisende Prediger. Man hatte denselben, nachdem er sich von dem Schlage, den ihm der Ausgewiesene versetzt, wieder erholt hatte, in das Wachthaus der Feste gebracht, wo selbst er in Ketten gelegt und streng bewacht wurde. Sein Prozeß in Louisiana, wo man

ihn zum Strange verurtheilt hatte, ebenfalls seine nachherige Flucht, war durch den Ausgewiesenen ruchbar geworden; und aus diesem Grunde eines Theils, so wie wegen seines nächtlichen Einschleichens in Capitaine Moors Wohnung, hatte sich der commandirende General veranlaßt gefunden ihn gefangen zu halten, und den Civilbehörden davon Anzeige zu machen, mit der Bitte, denselben sobald wie möglich durch einen Gerichtsbeamten abholen zu lassen.

Ungefähr zur selben Zeit wurde aber dem Distriktrichter eine andere Anzeige gemacht, nämlich die von der gräulichen Execution des reisenden Predigers durch den Capitain und seine Helfer. Farmer Williamson, der, wie wir wissen, die Henker bei ihrem verabscheuungswürdigen Treiben im Geheimen beobachtet hatte, war der Anzeiger und Zeuge. Nicht Liebe zur Gerechtigkeit hatte ihn jedoch zu diesem Schritte veranlaßt, lediglich eine Privatrache, die er nun an dem Capitaine ausüben wollte. Wir wollen in kurzen Worten die Ursache davon mittheilen.

In einem der früheren Capitel haben wir bereits berichtet, daß es den Colonisten der westlichen Staaten nicht erlaubt ist, Whiskey und andere Spirituosen

an die Indianer zu verkaufen, daß aber dies Gesetz sehr schlecht befolgt wird. Die Commandeure der verschiedenen Grenzfesten sind instruirt, darauf zu sehen, daß demselben Folge geleistet werde, da man aber sich unter den Bürgern der Vereinigten Staaten nicht viel aus einem Offiziere macht, und denselben, wenn er sich mit einem Civilisten einläßt, in seine Schranken zurückweis't; ferner da sich das Civilgesetz nicht an die Befehle kehrt, welche die Subaltern-Offiziere von ihrer höchsten Behörde zu Washington erhalten, sondern sie als ungesetzlich verwirft, falls sie nicht mit den Civilgesetzen übereinstimmen, so wird es leicht begreiflich, daß die Offiziere nur ungern einen Befehl ausführen, der sie jedesmal mit den Civilbehörden in unangenehme Konflikte bringt. — Es wird z. B. ein Lieutenant von Fort Gibson abgeschickt, um einen Wagen mit Whiskey in Beschlag zu nehmen, dem man auf die Spur gekommen ist. Der vielleicht diensteifrige Lieutenant findet den Wagen und läßt, seiner Instruktion gemäß, das Gift verschütten. Nun aber verklagt mein Bauer den Offizier und fordert einen Schadenersatz. Der Lieutenant wird vom nächsten Friedensrichter vorgeladen und aufgefordert, zu beweisen, daß der Farmer den

Whiskey wirklich zum Verkauf an die Indianer habe verwenden wollen. Das ist dann gewöhnlich schwierig zu beweisen und dem Offizier bleibt also nichts übrig, als sich auf die Befehle zu stützen, die er von seinen Obern empfangen hat. Darob schüttelt aber der Richter meistens bedenklich den Kopf und erklärt ihm, daß eine solche Entschuldigung nicht zulässig sei, indem es dem Militair durchaus nicht gestattet sei, sich in Civilangelegenheiten zu mischen, daß es Sache der Civilbehörden sei, die Handhabung des Gesetzes zu bewachen und nicht des Militairs und daß dieses nur, im Fall es von einem Richter, Sheriff oder Constabel um Hülfe angerufen werde und dann auch nur in der Gegenwart eines solchen Beamten Hand an einen Bürger legen dürfe. Der Offizier beruft sich wiederum auf die Befehle der höchsten Behörde zu Washington, worauf ihm der Richter sagt „nur das Volk der Vereinigten Staaten, im Congreß vertreten, könne Gesetze geben, nicht aber ein einzelner General oder Minister.“ Mit einem Wort: der Fall muß sehr gegen den Civilisten sprechen, wenn einem Offiziere bei einer solchen Gelegenheit Recht gegeben wird.

Vor mehreren Jahren, als Moor seine Charge

als Capitain noch nicht viele Monate bekleidet hatte, war er auf eine ähnliche Expedition abgesandt worden, und zwar gegen den Farmer Williamson, der das Geschäft des Whiskeyhandels mit den Indianern so frech seit mehreren Jahren betrieben hatte, daß er nicht einmal geheim damit that, ja sogar am hellen Tage an dem Fort mit seinen mit Spirituosen beladenen Wagen vorbeifuhr. Moor fand eine große Quantität Whiskey vor und hatte auch das Glück, den Williamson im Verkaufen desselben zu überraschen, weshalb er ihm mehr als fünfzig Fässer verschüttete. Williamson sah wohl ein, daß ihm auch das Civilgericht kein Recht geben würde, da er in flagrant delit ertappt worden war. Er schwieg deshalb; aber obgleich er seinen Aerger verbissen hatte, so kochte doch ein unauslöschlicher Haß gegen den Capitain in seiner Brust, welchen auszulassen er jetzt eine erwünschte Gelegenheit gefunden hatte. — Dies war also der Grund zu seiner Handlungsweise.

Die Anzeige, welche der General dem Gerichte von dem reisenden Prediger gemacht hatte, traf mit der des Farmers Williamson zusammen, und der Constabel der abgeschickt wurde, ihn in Empfang zu

nehmen, erhielt auch zugleich einen Verhaftsbefehl gegen den Capitain.

Es würde ermüden, alles das anzuführen, was der reisende Prediger versuchte, um seine Freilassung zu bewirken, welche Versuche jedoch fruchtlos blieben, indem sich der Richter veranlaßt fühlte, ihn, nachdem er Zeugniß gegen Capitain Moor abgelegt hatte, nach Louisiana abzuliefern, weil von diesem Staate eine Requisition um Auslieferung an den Gouverneur von Arkansas ergangen war.

An Capitain Moors Schuld war nicht zu zweifeln, und er selbst hatte sie auch eingestanden nachdem er die Zeugnisse von Williamson und Griffith gegen ihn vernommen. Ehe jedoch das Urtheil von Seiten des Gerichtshofes erfolgte, drohte der Prozeß mit ihm eine andere Wendung zu nehmen, wovon wir noch sprechen wollen.

In dem Courthause zu van Buren war also die Jury, so wie eine große Menge von Zuschauern versammelt, welche letztern, nachdem die Zeugen und alle sonstigen Beweise die Schuld des Angeklagten dargethan hatten, in höchster Spannung auf den Spruch der Geschworenen warteten. Allein, noch ehe sich diese zurückgezogen, um über das Schul-

dig oder Nichtschuldig zu berathen, trat der Verthei- diger desselben auf und legte gegen jedes fernere Ver- fahren des Gerichtshofes in dieser Sache Protest ein, und zwar aus dem Grunde, daß der Beschuldigte durchaus nicht unter der Gerichtsbarkeit dieses Ge- richtshofes stehe, daß er als Militairperson vor einem Kriegsgerichte verhört werden müsse, daß Fort Gib- son gegenwärtig als ein Kriegsschauplatz zu betrach- ten sei, und wenn auch der Artikel der Constitution bestimme, daß das Militair den Civilbehörden un- tergeordnet sein solle, so könne er doch keineswegs auf ein Territorium, wie das indianische in Anwendung gebracht werden, da man diese westlichen Grenzen stets als Land von Feinden überschwemmt und die Festen als auf Kriegsfuß betrachten müsse. Der Ad- vocat, der vom General beauftragt worden war, Pro- test gegen das Verfahren des Hofes einzulegen, fuhr fort die Geschworenen anzureden, indem er ihnen zu beweisen suchte, wie schädlich es sei, wenn sich die Civilbehörden in jede Kleinigkeit, die das Militair betreffe, mischen wolle, wie die Offiziere in solchen Fällen nicht ihre Pflicht thun könnten, wie sie da- durch an Respekt bei ihren Untergebenen verlieren würden und endlich wie jede militairische Ordnung,

Subordination und alle Regulationen durch ein Einmischen von Leuten die blos ihren Acker zu bebauen verständen, aber nichts von Dienstsachen wüßten, untergraben werden würde und wie in Augenblicken von Entscheidung das Wohl oder Weh eines Landes oft von einem gut ausgeführten Befehl eines Feldherrn abgehangen hätte.

Der State Attorney wies den Antrag des Advokaten unwillig zurück und sprach im Namen des Staates ungefähr folgendes.

„Meine Herren! Ich habe mit Bedauern den Antrag des Vertheidigers vernommen, in welchem er zu gleicher Zeit den Grundsatz ausspricht, daß es zweckmäßig für das Wohl des Staates und auch mit seinen Gesetzen vereinbar sei, die Armee in der ungestörten Ausübung ihrer eignen Gerichtsbarkeit zu lassen, oder mit andern Worten: despotische Willkühr mitten unter unsern freien und republikanischen Institutionen zu dulden. Es handelte sich, meine Herren, um die Bestrafung eines Verbrechers; jetzt aber, seitdem mein College, den ich nur noch mit Bedauern Landsmann nennen kann, solche Prinzipien in seinem Antrage aufgestellt hat, nachdem er es gewagt hat, freien Leuten zu sagen: den Civilbe-

hörden stände es nicht zu, einen Haufen von Miethlingen zu überwachen, handelt es sich um eine wichtigere Sache, nämlich um die Aufrechthaltung unsrer Verfassung und um den Vorrang demokratischer Prinzipien in unsern Staaten gegen militairischen Despotismus. — Schande über Euch, College, daß Ihr als Amerikaner solche Worte über Eure Lippen bringen konntet, und Schande über jeden Richter, welcher einen solchen Antrag nicht zurückweisen wird!

Obgleich ich Sie, meine Herren, auf die Blätter der Geschichte verweisen könnte, um Ihnen zu zeigen, daß Pfaffentrug und Waffengewalt von jeher der Entwickelung der Völker hindernd im Wege gewesen sind, so will ich mich dennoch darauf beschränken, Ihnen blos eine kurze Charakteristik unserer eignen Armee zu geben und Sie dann fragen, ob es zweckmäßig sei, einem solchen Corps seine eigne Gerichtsbarkeit in Händen zu lassen. Indem ich dies thue, werde ich Ihnen aber nicht etwa blos meine eignen Ansichten auftischen, sondern Ihnen nur officielle Dokumente verlegen, von deren Wahrheit sie sich jeden Tag überzeugen können. —"

Der Attorney nahm aus seiner Tasche einen Pack Papiere, entfaltete sie und, nachdem er einen

Blick hinein geworfen hatte, redete er die Jury wieder an.

„Lieutenant Kuel vom 3. Infanterieregiment der Vereinigten Staaten ließ im vergangenen Jahre, (1844) zu Jefferson Barracks einen Soldaten wegen eines Dienstvergehens auf die Wache bringen. Dieser beklagt sich, während er sich noch im Gewahrsam befindet, über Ungerechtigkeit Seitens des ebengenannten Lieutenants. Derselbe erfährt es und befiehlt dem wachthabenden Sergeanten, den Arrestanten unter Begleitung einer Schildwache zu ihm aufs Zimmer zu senden, damit er ihn wegen seiner Klagen zu Rede stelle. Der Arrestant kommt, und die Schildwache bleibt unten im Hofe stehn. Der Gemeine will sein Unrecht nicht eingestehen, worauf der Lieutenant mit blanker Klinge über ihn herfällt und ihn gefährlich am Kopf verwundet. Dieser, ein handfester Mann, vertheidigt sich, reißt dem Offizier den Degen aus der Hand, und der Casus wird umgekehrt, indem dieser statt jenem die Prügel erhält."

Der Mann wird vors Kriegsgericht gebracht, welches einige Jahre Gefängnißstrafe über ihn verhängt, den Lieutenant aber freispricht, mit der Erklärung, derselbe sei vollkommen gerechtfertiget gewe-

sen, dem Gefangenen Schläge zu geben, trotz dem, daß die Gesetze der Vereinigten Staaten, so wie die Regulationen der Armee ausdrücklich verpönen, daß ein Offizier unter Umständen, welcher Art sie auch sein mögen, Hand an seinen Untergebenen lege, ausgenommen aus Nothwehr.

Unser alte Republikaner, General Gaines, verwirft das Erkenntniß, und weis't den Gerichtshof an, das Urtheil noch einmal zu überlegen. Das Gericht thut es und kömmt zum zweiten Male zu demselben Resultat. Darauf schickt General Gaines die sämmtlichen Verhandlungen an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, welcher sie aufmerksam in Gemeinschaft mit dem Chief-Justice vom supreme Court (der erste Richter des höchsten Tribunals in den Vereinigten Staaten) durchgeht. Die Parteilichkeit des Gerichtshofes für den Lieutenant muß aber so bedeutend gewesen sein und das Unrecht so himmelschreiend, daß der erwähnte Justice keinen Anstand nimmt, die sämmtlichen zwölf Offiziere, aus welchen das Kriegsgericht bestand, meineidig zu erklären*).

*) Ist authentisch.

„Meine Herren, ich bitte Sie zu bedenken, dies sagte der erste Richter unserer Staaten, in Uebereinstimmung mit dem Präsidenten. Es wird ein Ausschuß aus dem Senat gebildet, welcher die Sache nochmals untersucht und des Richters Aussage, die das Kriegsgericht meineidig erklärt, bestätiget."

„Nun frage ich Sie, kann man solchen Leuten zutrauen, Recht zu sprechen über eine That, die zwar auf Boden geschehen, der nicht unter die Jurisdiction des Civilgerichts gehört, die aber an einem Bürger der Vereinigten Staaten verübt worden ist?"

„Noch ein Seitenstück zu jenem. Dies ist nicht der einzige Fall, wo Offiziere ihren Rang und Stellung vergessend, ihre Untergebenen mißhandelt haben. Die Fälle haben sich wiederholt und jedesmal sprachen die respectiven Kriegsgerichte den Offizier frei und bestraften die Gemeinen. Ja so oft geschahen diese bedauernswürdigen Fälle, daß General Scott sich veranlaßt fühlte, einen offenen Brief als Warnung an die verschiedenen Posten zu senden, dessen Schluß ungefähr folgendermaßen lautete."

Der Attorney nahm einen Bogen Papier aus jenem Packete und las die betreffende Stelle:

„Wenn ähnliche Schändlichkeiten sich wiederholen sollten, so würde ich mich gar nicht wundern, wenn die Bauern in Massen aufstünden und ein solch pflichtvergessenes Corps aus dem Lande jagten.“

Dies sagt ihr eigner sie commandirender General, und ich brauche daher nichts mehr zu sagen, um euch unsere Armee zu schildern.

„Es liegt nun die Erhaltung der Superiorität des Civilgesetzes über dem militairischen in Ihren Händen und ich hoffe, daß Sie von Ihrer Stellung einen Gebrauch machen werden, der Republikanern würdig ist.“

„Zwar ist die Uebermacht unseres Militairs so leicht nicht zu befürchten, weil einige Tausend unserer Riflemanner schon das kleine Häufchen Miethlinge im Zaume halten können. Solche Schändlichkeiten, wie sich das Militair in europäischen Staaten zu Schulden kommen läßt, daß ein Offizier einen Bürger ohne Weiteres mit der blanken Seitenwaffe wegen einer von diesem gegen den Staat gemachten Aeußerung über den Kopf haut, dann mit dem seidenen Schnupftuch das Bürgerblut von der guten

Klinge wischt und stolz lächelnd angiebt, er habe de
Staat vindicirt und seine eigne Ehre gerettet, komm
bei uns wohl nicht vor. Und wenn sich ein solche
Fall hier auch zutrüge, so würde der Offizier nich
etwa blos versetzt werden, sondern wie jeder ander
Verbrecher in grau und gelber Uniform seine
Wohnsitz im Zuchthause für einige Jahre nehme
müssen."

„Aber eben, weil wir, Bürger der Vereinigte
Staaten, Ursache haben, die Unterthanen an
derer Länder zu bedauern, so muß das gerade ein
Lehre für uns werden, einen solchen Zustand de
Dinge unter uns zu verhüten."

Der Gerichtshof erklärte sich in Folge des Arti
kels der Constitution der Vereinigten Staaten, de
lautet: „Das Militair soll den Civil-Be
hörden stets unterthan sein", vollkomme
competent ein Urtheil über den vorliegenden Fall z
geben. Dieses fiel dahin aus, daß dem Capitai
Moor drei Jahre Zuchthaus erkannt wurden, wo
von ihm der Gouverneur ein Jahr erließ wegen de
tiefen Kränkung, die ihn zu der eigenmächtigen
Selbsthülfe veranlaßt hatte. Die übrigen Mitschul-
digen hatten Wind von seiner Gefangennehmung

bekommen und sich aus dem Staube gemacht. Der reisende Prediger wurde nach Baton-rouge zurück gesandt, wo der Strang seinem ruchlosen Leben ein Ende machte. Lieutenant Hoskins, der bald nachher mit Julien ehelich vereinigt wurde, der Quartiermeister Davis, sowie die in Fort Gibson stationirten Truppen befinden sich gegenwärtig unter Commando des Generals Taylor in Texas und werden hoffentlich die entnervten Mexicaner nächstens aufs Haupt schlagen, damit der amerikanische Adler auch in diesen Gegenden Freiheit und Civilisation unter seinen Flügeln gedeihen lassen kann.

Der übrigen Personen dieser Scenen, wie z. B. der liebenswürdigen Miß Ellen, des Orgelbauers u. s. w. könnte man auch noch am Schlusse dieses Bändchens erwähnen, vielleicht sie auf irgend eine Art sich heirathen oder durch Succide umkommen lassen, — auf das Alles verzichtet indessen der Ausgewiesene, weil er dann dergleichen erst erdichten müßte, um das dramatische Ende hervorzubringen, und das wäre dem Inhalte des Buches zuwider, in welchem er uns solche Scenen, die er selbst erlebt, zu schildern versucht hat, freilich mit etwas Ausschmückung.

Er empfiehlt sich also bestens und verspricht, falls seine Sachen nachsichtige Leser finden sollten, mit Nächsten noch mehr folgen zu lassen. —

Ende.

